



University of Virginia Library
PZ35 .L37
ALD Für das Reich : deutsche Gesc



Für das Reich

DEUTSCHE GESCHICHTE IN GESCHICHTSERZÄHLUNGEN
VON JOHANN VON LEERS

ALDERMAN LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA

Für das Reich

Deutsche Geschichte in Geschichtserzählungen

Von

Dr. Johann von Leers

Mit Originalzeichnungen von Herbert Scheurich und Peter Wywiorski



Verlag von Julius Beltz, Langensalza-Berlin-Leipzig

PZ
35
.L37

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagentwurf von Herbert Scheurich.

Druck von Julius Beltz in Langensalza.

1940

Dorwort.

Diese hier im Zusammenhang herausgebrachten geschichtlichen Erzählungen sind zum Teil in der Zeitschrift „Hilf mit“, zum Teil in anderen Zeitschriften schon früher veröffentlicht worden. Ich hätte nie daran gedacht, sie als eine Sammlung herauszubringen, wenn nicht vielfache Anregungen von jungen Menschen, aber auch von Schulmännern, die Gefallen an ihnen fanden, diesen Entschluß hätten reifen lassen. Es sind in Wirklichkeit ganz anspruchslose Versuche, den Geist vergangener Zeiten unserer Geschichte und großer Kämpfe um unser völkisches Erbe und für des Reiches Herrlichkeit vor allem für jugendliche Leser lebendig zu machen, zu zeigen, wie das Wesen nordischen Menschentums in allen Abschnitten der Geschichte sich bewährt hat. Sie sind ungefähr der geschichtlichen Reihenfolge nach geordnet — dabei ohne den Ehrgeiz, nun für jedes geschichtliche Ereignis oder für jede Periode eine Geschichte zu bringen. Manche Zeiten sind so stärker, manche wohl zu wenig berücksichtigt. Da es aber kein geschichtliches Lesebuch zur Begleitung des Geschichtsunterrichts, sondern eine einfache Sammlung geschichtlicher Erzählungen ist, wird man über diesen Mangel hinwegsehen dürfen.

Der Geist, der in diesen Geschichten lebt, ist in vieler Hinsicht ein kompromißloser und gegen bestimmte durch die Jahrhunderte gehende Schädigungen unseres Volkstums deutlich gewandt. Wem das nicht paßt, der lasse seine Hände von diesem Buch. Andere werden wahrscheinlich ihre Freude daran haben. Es soll dem Verfasser genügen, wenn der eine oder andere junge Mensch in unserem Volke seine Freude an dem bescheidenen Werk hat und vielleicht aus der einen oder anderen Erzählung Stolz auf sein Blut und seine Art spürt, aus den Kämpfen längst versunkener Geschlechter Kraft schöpft und sein bestes Wesen durch sie bestätigt findet.

Berlin, im Herbst 1939

Joh. v. Leers

Inhalt.

	Seite
1. Seelönigs Grablegung	7
2. Das große Heiligtum	13
3. Im Limes-Lager	20
4. Die große Alamannenschlacht von Straßburg im Jahre 357 n. Chr.	51
5. Der Goten Ende	38
6. Der verzweifelte Erzbischof	48
7. Stellinga	57
8. Herr Heinrich sah am Dogelherd	68
9. Des Reiches Last	79
10. Der Dämon von Cluny	84
11. Das große Gaunerprivileg	90
12. Der große Kreuzzug	97
13. Des Reiches Dogt.	107
14. Alt-Köln am Rhein	113
15. Bettelorden.	123
16. Sachs' halt Wacht!	131
17. Ritter Cyle schreibt den Sachsenpiegel	139
18. Die beste Gabe	144
19. Nikolaus von Buch verteidigt das deutsche Recht	145
20. Der Sachsenpiegel wandert	147
21. Der Graf von Habsburg.	148
22. Die Gloden von Avignon	158
23. Was der alte Frachtweg erzählt	165
24. Das erste Tannenbergl	175
25. Ein deutscher Arzt, der Meister von Hohenheim	185
26. Das große Feuer	193
27. Geismayers Kampf und Ende	209
28. Der große Starost.	219
29. Der Vinz	226
30. Die lange Fahrt	247
31. Der Kommandant auf dem Hohentwiel	253
32. Die Waffenschmiede von Wien	264
33. Die Schuhlosen	275
34. Aus den Erinnerungen eines Öffentlichen Anklägers	280
35. Der Blodabrecher	289
36. Die alte Truhe	299
37. Der getreue Polizeimann	305
38. Juden verkaufen die deutsche Flotte.	313
39. So sind sie reich geworden	322
40. Der alte Hof	331

Seekönigs Grablegung — von der Jungsteinzeit an bis zum Ende des germanischen Glaubens finden wir, daß berühmte Seekönige und Könige entweder in Steingräbern auf der Heide oder, in Schweden etwa in „Schriftsetzungen“ aus Stein beigelegt wurden.

Seekönigs Grablegung.

Seit gestern abend liegen die langen Ruderboote am Strande, auf Holzrollen gelegt und mit dicken Fellen zugedeckt. Das Dorf hoch hinter den Dünen, im Schatten des vom Wind gebogenen und zerzausten Buchenwaldes, liegt in tiefer Ruhe. Es ist die Stunde vor Morgengrauen; fahle Wolken fliegen über den Himmel; die ersten Vögel beginnen zu singen; fern streichen Kraniche und stoßen ihren trompetenden Schrei aus. Weit, unendlich weit ist das Meer und groß und einsam die Landschaft. Die Holzhäuser mit dem spitzen Giebel heben sich grau hervor aus den schützenden Zweigen und Blättern der Bäume. Es sind stattliche Gebäude dazwischen; hoch ragt der Giebel aus geschältem Kiefernholz auf; vor einigen Häusern ist eine hölzerne Vorhalle, die einen sind mit schweren Holztüren, denen Querbalken noch einmal größere Sicherheit und Festigkeit geben, geschlossen; vor den anderen hängt nur eine Decke. Hinter den Häusern liegen auf Holzpfosten gebaute Abstellräume, auch hier und da ein Stall, in dem Ziegen oder Schweine stehen. Auf den größeren Höfen schließen starke Koppeln an, auf denen kleines Rindvieh und Pferde mit langen Mähnen weiden; Hunde liegen vor den Türen. Die große Halle, die ein wenig abseits liegt, ist die ganze Nacht bewacht. Zwei junge Männer sitzen davor, haben die langen eschenen Speere mit der wohlgeglätteten und polierten Feuersteinspitze neben sich in den Sand gesteckt, sitzen auf einem ausgebreiteten Fell, Wollkappen auf dem Kopfe, einen langen Wollmantel um sich

geschlungen, während das Feuer in der Halle langsam verflackert ist. Die grauen Wolken am Himmel ziehen und treiben — die ersten Lichtstrahlen steigen am östlichen Horizont auf.

In der Halle selber steht auf Holzrollen ein Boot. In dem Boote liegt langgestreckt eine graubärtige Männergestalt, die weiße Binde um das Haupt, einen herrlich geglätteten, langen Steinhammer auf der Brust, zu seinen Füßen Blumen und Krüge aus gebranntem Ton.

Schmal und lang ist das Gesicht des Seekönigs, eigentlich ein stilles, feines Gesicht, in dem nun im Tode die schmalgebauten Schläfen, die schlanke Adlernase stark hervortreten.

Da kommt aus der Halle tief im Dunkeln ein alter Mann hervor, stützt sich schwer auf seinen langen Speiß, klopft mit dem Schaft des Speeres an eine schmale Holzplatte, daß der dumpfe, zitternde Laut durch das Dorf läuft.

Und dann treten die Frauen und Männer heraus aus ihren Türen, die Frauen in langen gewebten Gewändern, weiß oder blau, viele schon mit bunten Verzierungen, die Männer den Holzschild an der Seite, den Speer geschultert, im Gürtel schwere Steinmesser. Schritt für Schritt treten sie herzu zu der Halle, gehen herum um den Toten in dem Boote — dann schultern acht kräftige, schöne Burschen, deren langes, blondes Haar herunterweht, auf einen Ruck das Boot; an dem halberloschenen Herdfeuer entzündet der alte Mann eine Kienfackel — und nun setzt sich der Zug in Bewegung, wandert hinter den Trägern des Bootes auf einem von schweren Räder Spuren ausgefahrenen Weg durch den Wald hinauf. Nur schmal ist der Waldgürtel hier. Nach wenigen hundert Schritten öffnet sich der Blick ins Freie auf eine weite, dämmerige Heide, von der Wild hier und da, durch den schweigenden Zug aufgeschreckt, aufspringt.

Im abziehenden Morgengrauen ragt hoch auf einem Hügel ein gewaltiges graues Steingrab auf; rings herum stehen um die riesigen Blöcke, die zur Totenkammer geschichtet sind, kleinere Steine. Hier fällt in der heiligen Stunde im Jahr, in der Sommersonnenwende, das Licht zur Mittagszeit genau auf den einen Eckstein, zur Winter-

sonnenwende auf den gegenüberstehenden. Das Grab liegt in einer steinernen Uhr, an der der fromme Bauer Jahr und Stunde ablesen kann aus den Schatten der Steine. Da zieht ein zweiter, ein dritter Zug heran. Die Speerspitzen leuchten in den allerersten Lichtstrahlen des Morgens. Sechs, sieben, acht Züge rücken heran und stellen sich rings auf um das Steingrab. Es ist feierliche Stille, wie die Träger mit dem Boot des toten Königs herankommen. Alles wartet im kühlen Morgenwinde — da geht im Osten strahlend dunkelrot der Sonnenball auf, bricht hell durch die letzten Nachtwolken und leuchtet über das steinerne Grabhaus. Auf einmal erheben sie alle die Hände, die Handflächen offen dem Lichte zugewandt in der alten Gebetsstellung, wie sie seit vielen tausend Jahren bei diesen lichtgläubigen Völkern gebräuchlich war. Die Träger richten das Boot auf, daß das kalte Gesicht des toten Seekönigs in die morgendliche Sonne hineinleuchtet; dumpf und schwer beginnt ein alter Mann eine Totenweise zu singen, die Frauen und Männer fallen ein, während das Boot mit dem Toten hineingetragen wird durch den hochgerichteten, steinernen Gang, den „Pfad des Todes und des Lebens“, in die innere Grabkammer. Langsam verhallen die Lieder. Als letzter tritt der alte Mann mit der Fackel an das Steingrab, schlägt sie ein paarmal gegen den Granit und löscht sie aus.

Mit tiefer Stimme beginnt er, fast singend, wie man eine alte Ballade spricht, aufzusagen: „Der Männer bester, Finder der Fahrten, Steurer in Stürmen, dich trugen wir heim. Heim zu den Ahnen tief im Berge, wartest du waltend der Wiederkehr. Morgendliche Sonne strahlt dir zu Häupten, stirbt wohl am Abend, erwacht dann wieder. Jahr geht um Jahr in ewiger Ordnung, Tod kommt aus Leben und Leben aus Tod. Nichts ist gestorben, was nicht schon lebte, nichts hat gelebt, das nicht schon starb. Ewig im Lichte wandeln die Tage, ewig im Dunkeln wandelt die Nacht — wer aber heimgeht, der kehrt auch wieder, niemand ist tot, der das Frührot gesehen, niemand sah Sonne, der nicht schon tot war. Auch du kehrt wieder, Seekönig, Toter, Finder der Pfade von westlicher Insel;

steuernd gen Westen kehrt du im Osten heim auf die Erde, heim auf die See."

Zwei alte Frauen setzen sich still auf beide Seiten des Steingrabes, nehmen Weidenruten, schneiden Stäbe. Rings im Kreise vor der Tür legen sie Zeichen, uralte Runen, Zeichen des immer wiederkehrenden Jahres. Die Krieger schultern aufs neue die Speere; ein großer, kräftiger Bursche beginnt zu singen. Während sie abziehen, tönt dem Toten sein Lieblingslied, das Sturmlied mancher Fahrt nach: „Weite, wilde Wogen wollen wir zwingen, weiße, wilde Rosse wollen wir reiten fern über der See, wo die Sonne versunken, fern über der See liegt Avalun. . .“

In ihrer Mitte führen sie den schlanken Jungen, den Sohn des Alten, seitdem zwei andere das Beil fraß auf nächtlicher Kriegsfahrt an fremder Küste, jetzt der Nachfolger des Toten im Amte, dessen Geschlecht von dem Herrn der Stürme, dem Meergott, selber stammen soll.

Er wird den Ehrensitz in der Halle einnehmen, er ist am letzten Mittsommertage waffenmündig gesprochen, wird den Pflug führen, den einst sein Vater führte, und das Boot, in dem der Vater auf Fischfang und Krieg ausfuhr; er wird unter dem Hirschgeweih sitzen, das über dem Hochsitz der Halle ist, dem Zeichen des Gehörnten, des Gottes mit der Manrunen; er wird Bauer und Seekönig werden. Vielleicht wird es dann auch einmal gelingen, mit seiner jungen Kraft nach Westen zu gelangen, zu den Inseln, wo sie den dünnen, glühenden Strom aus Stein und Geröll mit Feuer aufschmelzen, wird die sonderbaren, blanken Waffen erbeuten, viel schönere noch als die geschäftete Steinart, Waffen, wie sie sein Vater einst tief im Süden an heißem Gestade erobern wollte und nicht mehr bekam, weil der Tod dazwischentrat, ein falscher Tritt den greisen Seefürsten über Bord stürzen ließ und sie nur den Toten bergen konnten, den die See heimholte, nachdem weder Beil noch Steinmesser noch eilig fliegender Pfeil ihn töten konnte.

Treten wir ein in die Halle des jungen Volkskönigs, die jetzt im

hellen Morgenschein daliegt. . . Es ist fast alles aus Holz gebaut, aus Holz die Bänke, aus Holz die Wände, mit Lehm verkleidet und mit Ocker verziert, rötlich strahlend im Lichte. Aus Ton sind die Krüge, aus Ton die Becher — nur hier und da stehen Birkenbecher, kunstvoll mit dem Steinmesser geschnitten. Hinter der Halle liegt der Schlafrum; auf breiten Holzbänken Wolldecken und Sella. Eine Tür führt hinaus auf den Hof, um den rings herum aus Holz errichtete Gebäude stehen, eine Scheune, rund, aus aufgeschichteten Steinen zusammengefügt, mit einem Reethdach darüber, mit Stroh und Schilf gedeckte niedrige Ställe, zwei Wagen mit Holzrädern, schwer und ungefüge, und der Kriegswagen, auf dem der tote Vater über Land fuhr, dessen Räder bereits Nabe und Speichen haben, der polternd dahinrollte und den greisen Kämpfer, der die langmähigen Rosse selber lenkte, zur Schlacht führte.

In einem solchen Wagen war einst sein Bruder mit den jungen Männern des Dorfes gen Süden gezogen, seitdem fünfzigmal die Sonne um die steinerne Uhr herumgegangen war. Man hat von ihnen lange Zeit nichts mehr gehört; dann hieß es, sie sollten fern in einem Lande, wo die Luft heißer, die Bäume stärker, die Berge höher sind, ein Reich gegründet, Höfe angelegt nach heimischer Art, Acker bebaut haben mit heimischem Korn und dort über kleine, dunkeläugige Menschen herrschen. Einmal war ein Mann von dort wiedergekehrt, hatte Muscheln mitgebracht, die man hierzulande nicht findet, hatte Krüge gebracht, die fremd aussahen, und hatte von den Auswanderern erzählt. Er hatte von Sieg und Schlacht, aber noch mehr von schwerer Arbeit gesprochen. Einmal waren sie auf einem blauen Meer, viel blauer als die Westsee, gefahren, waren zu Inseln gekommen mit sonderbaren schönen Frauen, waren auf fremde Völker gestoßen, so merkwürdige und fremde Völker, die glänzende Helme trugen und von anderen Früchten sich nährten; hatten mit einem Meerungeheuer gekämpft, das mehr Arme hatte, als der Mensch Finger an der Hand besitzt, hatten viel Merkwürdiges gesehen — und dann war er heimgekehrt zu dem alten Dorfe am Steingrab,

um hier in der Heimat zu sterben, um das große Rauschen der See wieder zu hören, die so ganz anders rauscht als die südlichen Meere.

Wie weit ist die Welt! Wie des alten Seekönigs Sohn das Boot fertig macht im sinkenden Mittag, um noch einmal hinauszufahren zu den Nehen, sieht ihm seine Mutter lange nach. Wann wird auch dieser Junge von der großen Sehnsucht in die Weite ergriffen werden, wann wird auch er hinausdrängen zu neuen Gestaden? Sie sieht auf den kräftigen, hellen Körper, über den die Sonne spielt, sieht auf die starke, schöne Nacktheit der Schultern und Arme und richtet still ein Stoßgebet zu dem Vater des Lichtes, der alle Geschöpfe leben läßt, daß er den Jungen noch festhalten möge, daß er nicht hinaus in die Weite fahren möge, wo die Welt kein Ende hat und jeder Morgen voll neuer, fremder Erlebnisse ist. Die Wellen plätschern am Strand, klatschen gegen das Boot, und des Seekönigs Sohn summt leise das Lied, das sie dem Alten nachsangen im Steingrab: „Weite, wilde Wogen wollen wir zwingen. . .“

Die Erternsteine bei Detmold sind ein frühgeschichtliches Sonnenheiligtum, das als solches von Prof. Wilhelm Teudt („Germanische Heiligtümer“) nachgewiesen worden ist. Die Erbauung des Heiligtums wird auf etwa 1800 v. Chr. veranschlagt; zerstört ist es durch Kaiser Karl. Es war das alte Hauptheiligtum der germanischen Weserlande. Hermann der Cherusker (Arminius) siegt im Jahre 9 n. Chr. in der Schlacht im Teutoburger Walde über die Römer. Drei römische Legionen unter dem Prokonsul P. Quinctilius Varus wurden in dieser Schlacht vernichtet.

Das große Heiligtum.

Die Sonne steht hoch über dunkelgrünen Buchen. Es ist ein warmer, strahlender Sommertag und rings im weiten Kreise sitzen die Männer der Chatten, Cherusker, Angrivarier, Brukterer, Marsjer und Sugambrer, der germanischen Stämme, die alle Anteil haben an der alten hohen Rechtsstätte. Der greise Gode der Cherusker, der in diesem Jahre das Gericht leitet, ein weißbärtiger Alter, hält den hohen Richterstab, sitzt auf der Nordseite des großen Steinkreises und beobachtet mit prüfenden Augen den Zweikampf der dort unten im Sande ausgefochten wird. Drei Tage lang schon hat hier das gemeinsame Gericht der Stämme getagt, wie seit unordenkllicher Zeit, um vor dem hohen Fest der Sommer Sonnenwende allen Streit und Unfrieden beizulegen. Feierlich des morgens, bei der „steigenden Sonne der klimmenden, klaren“, ist der Kreis mit rotem Faden gehegt worden, der Richter hat sich die Hermelinkappe aufgesetzt, den Stab in die Hand genommen und nun ist Streit auf Streit verhandelt, Eid auf Eid geschworen worden.

Die Sonne nähert sich immer mehr der Mittagshöhe. Der eisgraue alte Cheruskerfürst sieht über den Stab zu dem Sonnenlicht. Wenn die Sonne auf der Höhe steht, an diesem Tag vor Sommer Sonnenwende, dann ist das diesjährige „ungebotene Ding“, zu dem die Männer alljährlich zusammentreten, abgelaufen.

Dort unten im Sand ist der Kampf entschieden. Der eine der Kämpfer wird weggetragen, und es bleibt nur übrig, dem Sieger den Streitgegenstand zuzupredchen.

Der Alte sieht hinauf zur Sonne. Es ist so weit, das Ding aufzuheben, das Gericht zu beenden. So erhebt er sich von seinem Stuhl, und spricht mit schwerer, tief klingender Stimme: „Das Ding, das ich gehegt habe, enthebe ich, den Gerichtsfrieden, den ich geboten habe, hebe ich auf. Festesfrieden, Gottesfrieden gebiete ich! Die Sonne steht im Mittag, die Stunde ist gekommen, in der wir hinabziehen wollen und den Tag der Sommerjonnenvende begehen.“

Die Männer stehen auf, während der Alte den Richterstab feierlichst niedergelegt hat, und der ganze Zug mit blihenden Schwertern, den hellen Mänteln und Kappen, die großen Speere geschultert, steigen den Bergpfad hinab, rings herum am Pfade stehen die Mädchen, die Knaben, die Frauen, — jetzt sind sie froh und jubeln. Der große Gerichtstag ist zu Ende, nun wird das Fest nach altem Brauch beginnen. Dort unten aber halten die zweirädrigen Wagen, lange, schlanke Deichseln mit kurzem Kasten, in denen nur ein Mann stehen kann, — die Rennwagen. Die Pferde derjenigen, die reiten, werden vorgeführt, und da beginnen die Weidenpfeifen zu quieken, die Hörner blasen, dumpf rasseln die Trommeln hinein, — der Zug zieht hinab zur Königslau.

Der Weg ist weit, — aber der Zug wird immer größer und größer. Zu Tausenden und Abertausenden, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen strömen die Freibauern von ihren weit verstreuten Höfen zum Fest. An diesem Tage will man einmal die Sorgen des Alltags vergessen, will auch sich zusammenfinden zu ernstem Gespräch, denn die römische Macht steht noch immer im Lande, ja, der neue römische Feldherr Quinctilius Darius wird immer lästiger. Schon sind vor der Ernte römische Reiter im Lande gesehen worden, die die Ernte schätzten.

„Wenn die Kerle von uns Tribut haben wollen, — dann wehe ihnen!“ knurrt ein alter Hofbauer. Die andern nickten ernsthaft: „Ich sehe einen bösen Herbst heraufziehen, — meine Frau hat vor einigen

Nächten im Moor den Schimmelreiter gesehen, den Einäugigen, den Alten, mit dem großen Hut. Und die Rohrdommeln und die Käuze haben dazu geschrien. Es gibt einen harten Herbst!“

Ein anderer, langer und blonder Mann schüttelt schwer den Kopf: „Wir feiern heute unser Fest, wie seit Urväter Zeiten. Und es liegt doch eine Wolke über dem Lande. Meinem eigenen jüngeren Bruder hab' ich den Hof verboten, — römisches Gold und ein dunkeläugiges Mädchen haben ihn verlockt, er ist Reiter in des Varus Hilfsschwadronen und kommt sich noch groß dabei vor!“

Aber der Jubel des langen Zuges übertönt das ernste Gespräch. Immer neue Dorfschaften stoßen hinzu, Nachbarn, Freunde und Verwandte, die sich lange nicht gesehen haben, begrüßen sich, — und endlich sind sie dort angekommen, wo eine weite Rennbahn, umgeben von hohen Rasenbänken, sich aufstut. Hier sitzen schon Tausende und warten auf den Beginn der Spiele. Jahr für Jahr zur Sommer Sonnenwende sind hier Wagenrennen und Wettkämpfe.

Wie jubeln sie, als die ersten Wagen über die Bahn schießen. Selbst die alten nachdenklichen Männer und Frauen stehen auf und rufen, wenn dort unten der Sohn oder der Enkel auf schnellem Wagen dahinjagt, und rauschend ist der Beifall, wenn er als Erster durchs Ziel geht.

Und nicht nur die Rennfahrer kämpfen hier unten. Das Pferderennen hält die Zuschauer in Atem; aus Lopshorn sind die heiligen Pferde vorgeführt, die dort gehalten werden, Pferde, die in hohen Ehren stehen. An diesem Tage dienen sie der Freude des Festes, und die jungen Burschen springen über die nebeneinandergestellten Pferde. Über vier Pferde kommen sie meistens hinweg, — über fünf schon weniger. Wer gar schon das sechste Pferd schafft, den lohnt allgemeiner Beifall.

Golden senkt sich die Sonne. . . . Die stillen Sterne ziehen auf, da ertönt feierlich und ernst geblasen auf den großen bronzenen Luren ein Signal, — mehr ein Lied. Frauen und Männer stehen von den Rasenbänken auf und ein schön junges Paar trägt einen großen

Kranz herbei. Der Kranz wird an einen Pfahl geheftet, kräftige Hände heben ihn hoch. In Reihen ordnet sich der Zug und, während der Abend nieder sinkt, ziehen sie herauf zu dem uralten, großen Heiligtum!

Tief und feierlich klingt das alte Lied aus ihren Reihen, steigt auf zum dunklen Himmel und zu den schweigenden Wäldern:

„Jahr ist der Menschen Hoffnung
wenn Gott läßt,
der heilige Himmelskönig, die Erde geben
herrliche Früchte,
Reichen und Armen . . .“

Sie tragen den großen Kranz aus grünem Gezweig, Korn und Blumen, und der Schritt wird gemessen und ernst, wie sie höher und höher steigen, hinabschauend auf die abendlichen Äcker. Nach langem Weg ragt vor ihnen riesengroß, hoch, der Fels der „Eggestern-Seine“ auf. Oben auf der Höhe sind Männer beschäftigt, alle Zugänge sind von festesfrohen Germanen besetzt.

Wer dort oben steht, der kann ein wahrhaft bezauberndes Bild sehen. Jetzt, wo die Nacht hernieder gesunken ist, rollen dort drüben von all den Höhen große Räder herab, umwunden mit pechgetränktem Stroh, und es ist, als ob man bis hier oben herauf das Lied hören kann, das dort überall gesungen wird:

„Die Scheibe, die Scheibe
in meiner Hand,
ich schlag sie weit hinaus ins Land,
zu Fried' und guter Erntezeit . . .“

Ringsum um die Externsteine aber stehen aufgeschichtet mehrere große Holzhaufen, denn nun beginnt das große, heimliche, tiefsinnige Fest der Sommer Sonnenwende.

Es bedarf kaum eines Signals, die Burschen und die Mädchen haben sich schon so fest bei den Händen gefaßt und, als der greise

Cheruskerfürst das Zeichen gibt und die Holzstöße aufflammen, da beginnt bereits das erste Paar zu laufen; sie springen mit kräftigem Satz hoch über die Flammen, — und brausender Jubel fällt ein, ein Lied klingt, das noch Jahrhunderte später lebendig blieb, das Lied von der jungen Liebe:

„Wir rufen aus das Lehen,
wir rufen aus das Sommerlehn,
und dieses Jahr zur Ehe.“

Denn, wer zusammen über das Sonnenwendfeuer gesprungen ist, der wird in diesem Jahr heiraten und einen Hausstand gründen, Hof und Heimat, Herd und Hausung, — und ein Paar nach dem anderen springt hinüber.

Wie lachen da die Gesichter der Alten, wie leuchten die Augen des alten Cheruskerfürsten! Er sieht all die schöne, stolze, junge Kraft in seinem Volke, die kräftigen Körper leuchten im Feuer der Sommer-sonnenwende. Es ist die Nacht des großen Geheimnisses, und als das letzte Paar über den Holzstoß gesprungen ist, da hebt der Alte beide Hände: „Ihr Männer und Frauen, in dieser frommen Nacht, da das Licht des Jahres am höchsten steht! Laßt uns zuerst danken: Wir danken für die gute Ernte, die auf dem Felde steht, für den Frieden des Heims, für das gute Recht von altersher, für die Kraft in unseren Gliedern, die aus unserem Boden und unserem Korn gekommen ist. Wir wissen, daß nun das Sterben des Jahres einsehen wird. Schon morgen wird die Sonne nicht mehr ganz so hoch gekommen sein, aber sie wird nicht sterben. In dieser Nacht sind alle Dinge dem Wissenden durchsichtig, entfalten alle Pflanzen und Kräuter ihre stärksten Kräfte, steht alles Leben auf der Höhe! Aber wer heute hindurchsehen kann durch den Berg, der kann im Berge schon das goldene Kindlein in der goldenen Wiege liegen sehen. Das Kindlein liegt im Berge, auch wenn die Herbststürme kommen. Und es wartet auf sein frühlich Urständ, und wenn der Tod und der grimmig kalte Winter auf ihrer Höhe stehen. Wenn die Welt im

weißen Seilach des Schnees liegt, dann wird in der Wintersonnenwende wieder das neue Leben geboren werden, — jedes Jahr geht so von der Geburt über das Leben zum Sterben und wieder zur Geburt. Die Welt hat ihr Recht in sich und wir müssen mithelfen, daß das gute Dasein weitergeht. Wir helfen ja der guten Welt und den ewigen schützenden Göttern, wir säen das Korn, das im Frühjahr die Welt wieder grün wird, und im Sommer in Reife steht, und wir ernten, damit wir säen, und säen, damit wir ernten! Diese gute geordnete Welt, das ist Midgard, die Welt der Götter und Menschen. Die will, daß sich junge Liebe findet und schöne, starke, stolze Höfe baut, daß das Ackerfeld zunimmt und das Unland abnimmt, daß das gute Blut mehr wird und die böse Art verschwindet, — das ist die gute Ordnung der Welt, die will, daß der Tod vom Leben besiegt wird.“

„Und darum, ihr Frauen und Männer der Marjer, Sugambrer, Chatten und Cherusker, Brukterer und Angrivarier, die ihr teilhabt an diesem uralten Heiligtum, — so erheben wir unsere Hände zum Gebet:

Die Erde bitt' ich und den hohen Himmel:
 Es gönne dir der Allwaltende
 Acker, wachsend und aufsprießend,
 voll schwellend und kräftig treibend, —
 und der breiten Gerste Früchte,
 und des weißen Weizens Früchte,
 und aller Erden Früchte!
 Heil sei dir, Erdflur, der irdischen Mutter!
 Sei du grünend in Gottes Umarmung,
 mit Frucht gefüllt der Irdischen zu Frommen!“

Es ist ganz still und feierlich, nur die großen Holzstöße flackern, während der Alte spricht, und der Feuerschein wirft sein Licht auf die Gesichter der Tausende und Abertausende, die im Kreise stehen.

Dann senkt der alte Cheruskergode die Hände. Er und die Herr-

könige und Ältesten der Stämme steigen den schmalen Steg zum Heiligtum herauf.

Unten beginnen wieder die fröhlichen Lieder und neue Paare treten zum Sprung über das Feuer an. Die Alten aber stehen jetzt in dem engen Raum, durch dessen runde Öffnung sie nach Nordosten sehen, wo ganz langsam der Himmel bleich wird, wenn die Nacht verrinnt.

Hier oben ist man über allem lauten Lärm. Hier ist große, ehrfürchtige Stille, vielleicht kann man irgendwo fern im Walde sehen, wie die alten Frauen heimkehren, die in dieser Nacht die heilbringenden Kräuter gesammelt haben, man kann den dunkelroten Widerschein der brennenden Holzstöße am schweigenden Dunkel des Waldes erkennen, — aber sonst ist es still und einsam hier oben, wenn man abwartet, wie die Nacht ihren blauen Sternenmantel zusammenrafft.

Hinter dem hellen Perlgrau des Vormorgens, das in den Höfen dort unten die Hähne bekrähen, steigen Lichter und Streifen auf. Sie weiten sich aus und die Nachtwolken ziehen gen West, — da, in dieser Stunde, als Nacht und Tag sich trennen, ist noch ein hochgewachsener Mann in den Raum hier oben getreten, hat sich still neben den greisen Cheruskercfürsten gestellt, ihm zugeflüstert: „Vater, ich wollte diese Stunde bei Euch sein. Ich habe mich aus dem römischen Heere davongemacht; nächstes Jahr um diese Zeit sind wir von der Römerherrschaft frei. Glaub mir!“

Der Alte drückt ihm fest die Hand: „Ich glaube an dich, Hermann!“

Da erscheint hell das große Morgenrot und sein Licht fällt gerade durch das runde Fenster hinein auf die Säule und auf die Männer, die dort stehen. Sie erheben die beiden Hände, wie, um die Strahlen des jungen Lichtes in sich aufzunehmen. Keiner sagt ein Wort. Nur ihre Augen, ihre Körper, ihre Seelen trinken in dieser Stunde des Lichtes des Strahl des großen, fernen, ewigen Morgenrots, des ewigen, siegreichen Sonnenlichts. . .

Der Limes war die römische Grenzbefestigung gegen die Germanen. Er war eine Kette von Wachtürmen, größeren und kleineren Militärlagern, verbunden durch ein System von Erdwällen und Palisaden; ursprünglich sperrte er das Dreieck zwischen Rhein und Donau (Dekumatland), später lief er im Norden bis nach Köln und im Süden an der Donau entlang. Unter dem obergermanischen Limes versteht man die Befestigungslinie von Metzenberg über Osterburken, Jagsthausen, Mainhardt, Murhardt bis Lorch.

Im Limes-Lager.

Es ist ein warmer Sommertag, die Sonne brütete noch vor einer Stunde schwer und heiß über den Ackerfluren, über den großen Holztürmen, die in weiten Abständen aus dem Wall- und Palisadenwerk der römischen Grenzbefestigung aufragen und über den dunklen Wäldern, die weit nach Osten hinein sich ausdehnen, hinter denen die Felder der Germanen liegen.

Jetzt ist der Nachmittag schon ein wenig zur Rüste gegangen, es ist ein leichter Wind und die beiden jungen, schlanken Männer, die die kurzen Ledertiefelchen, das feine Untergewand aus gutem Leinen tragen und auf der großen Steinbank vor dem säulengeschmückten Haus sitzen, dehnen die Glieder:

„Weißt du, Camillus“, — sagt der eine, „so ein dienstfreier Nachmittag ist doch etwas herrliches. Ich hatte gar nicht gedacht, daß so ein Standlager hier draußen so viel Dienst betreibt, das ist ja scheußlich. Morgens exerzieren, Pilumwerfen, Fechten, Ausreiten und dann der Schanzwahnsinn von dem Alten!“

Der andere lacht: „Den Legaten meinst du, den Morena? Der heißt bei uns nur Talpa, das ist Maulwurf. Der glaubt, daß der Soldat sich am wohlsten fühlt, wenn er graben darf, schanzen und graben! Und dann die Anlage des vorschriftsmäßigen Feldlagers, — er schreibt wahrscheinlich ein Buch darüber. Er hat damals, als der arme Quinctilius Varus die Schlacht verlor, seinen Bruder verloren,

der viel älter war als er. Nun redet er uns alle Tage vor, das hätte nur an schlechtgebauten Lagern gelegen."



Die beiden sehen über den großen Hof, der fast viereckig mit seinem weißen Kasernenhoffand vor ihnen liegt. Am Tor geht die Wache auf und ab, in den Ställen wird irgendein langgezogenes Lied gesungen.

„Kannst du eigentlich, Rufus, aus den neuen Leuten klug werden? Klingt ja großartig: 23. Iberische Hilfsschwadron, zugeteilt unserer schönen 21. Legion. Ich kann mit den schwarzköpfigen, eigensinnigen Leuten nicht fertig werden. Das ganze Zeug aus Spanien hat auf uns Römer einen Haß.“

Rufus räkelt sich und steht auf: „Hör mal zu, mein Lieber, du bist aus deinem kleinen Nest in Verona nicht viel herausgekommen. Was hast du denn schon gesehen? Deinen griechischen Pädagogen, die Wein- und Korngeschäfte von dem alten Herrn, ein paar kleine Mädchen, — mein Vater war Senator! Mein Großvater war noch bei Pompejus, — aber wir haben uns mit Cäsar und seinem Hause nachher auch ganz gut gestellt. Wir haben eben immer große Politik gemacht. Du begreifst das nämlich nicht, — sie hassen uns alle, aber sie dienen uns auch alle! Wenn wir allein mit den paar Römern, die wir haben und den italienischen Knaben mit den verliebten Augen, so wie du, mein Engel, Politik machen wollten, — da seien die Götter davor! Hör mal zu: In Castra Vetera (Xanten) habe ich im vorigen Jahre gesehen: vier Abteilungen balearischer Bogenschützen und Schleuderer, eine Hilfsschwadron keltischer schwerer Reiter, mindestens 4000 Mann germanischer Fußtruppen und Reiter, — natürlich nicht aus der Gegend. In Colonia Ubiorum (Köln), wo die dicken Ubiar wohnen, diese bequemen Karikaturen von Germanen, die sich an Heereslieferungen für das römische Heer reich gemacht haben, daß ihnen die Bäuche plagen, lagen zu meiner Zeit, als ich dort oben durchkam, sarmatische Reiterabteilungen, afrikanische Fußtruppen, keltische Hilfsschwadronen, rhaetisches Fußvolk und auch allerlei Germanen. Dort haben ja zum Teil die armen Siebzehner, Achtzehner und Neunzehner gestanden, die drei Legionen, die im Teutoburger Wald untergingen und die wir nicht mehr aufgestellt haben, aus Traditionsgründen, weißt du. In Moguntiacum (Mainz), sieht es erst bunt aus: eine Schwadron phönizischer leichter Reiter steht da — der Rittmeister, der Herr Monimus Jerombali, ist ein richtiger orientalischer alter Schieber, wenn die Schwadron nicht übt,

dann ziehen sie handeln, — feine Leute, sag ich dir! — Und haun sich jeden Abend mit den iberischen Truppen, mit der ägyptischen Abteilung, — diese Ägypter solltest du dir ansehen, das faulste Zeug auf Gottes Erdboden, und dazu voller Heimtücke! Die mögen uns Römer auch nicht. Nützt ihnen aber nichts. Dann kriegen wir hierher immer zur Ablösung, weil es an der Persergrenze unruhig ist, eine ganze Ala (Schwadron) armenischer Panzerreiter. Das ist so, mein Lieber. Was kann uns das kümmern, wenn ein paar von den iberischen Soldaten schiefe Mäuler ziehen. In Italien verprügeln wir sie mit der Weinrebe, und hier mit dem Hasel, — das ist der ganze Unterschied!”

Der junge Camillus sieht ihn an: „Sag’ einmal, du kennst doch dieses merkwürdige Germanien hier schon so lange, — was willst du hier eigentlich einmal werden?“

„Werden? — Ursprünglich einmal bin ich nach Germanien ausgerissen. Du kannst mir das glauben oder nicht, — ich bin vor einer großen Liebe ausgerissen.“

Der junge Camillus reißt beide Augen auf.

Der ältere Kamerad geht vergnügt auf und ab und trällert:

„Als ich um Lälage Rom verließ
auf der Straße nach Rimini,
da schwur sie mir das und da schwur sie mir dies. . . .
Und mein Herz geht mit dir, wie dein Schild geht mit dir,
auf der Straße nach Rimini. . . .“

So, — und jetzt machen wir noch einen kleinen Ritt hinaus in die Landschaft. Komm mit!”

Die beiden gehen schräg über den Kasernenhof zum Stall und während der iberische Stallburische Haltung annimmt, winkt Rufus: „Bring mal unsere Pferde raus!”

Sie schwingen sich in den Sattel, einen ziemlich schweren Holzsattel, und Camillus sagt: „Ich habe gesehen, daß die germanischen Reiter, die hier vor den Wällen waren, ohne Sattel reiten.“

Während sie schon zum Tore hinausreiten, sagt Rufus: „Das sind Sueben, die tragen einen Haarschopf auf der einen Seite zusammengeknotet, höchst gefährliche Leute . . . mit denen Gott sei Dank Frieden ist. Und schöne Menschen! Ich war in diesem Frühjahr, gerade ehe du kamst, zu einer längeren Verhandlung in ihre Wälder hinein in der Begleitung des Präfekten M. Curius Tribonius. Die Schwierigkeit mit den Sueben ist nämlich, daß sie keinen Weinhändler ins Land lassen und wenn sich ein solch ahnungsloser römischer Weinhändler dorthin verirrt, dann kippen sie ihm die Schläuche aus und überhaupt, — es gibt so einen diplomatischen Zwischenfall.“

„Wie sieht das denn bei den Leuten eigentlich aus? Sie müssen doch fürchtbar wild sein.“

„Wild, — nein, man lebt unter ihnen sogar recht angenehm. Sie haben vielfach sehr schöne große Holzhäuser, die sie mit Stroh oder mit Borke decken. Das ist in dem kalten Winter hier warm und im Sommer schön kühl, und das Holz hat so etwas Lebendiges. Bei sich daheim, wenn sie nicht in den Krieg ziehen, haben sie eine sehr schöne Wollkleidung und im Winter geradezu geschmackvolle Pelze. Ich habe mir auch so einen gekauft, der Alte hat auch einen. Wir nennen diese Pelze ‚Rhenani‘, d. h. rheinische Pelze.“

„Hast du denn auch mal mit ihnen gegessen, — die reißen doch sicher das rohe Fleisch mit den Fäusten in Stücke?“

Sie sind aus dem Lager heraus und reiten in kurzem Trab einen kurzen Waldweg, der hinter dem Limes entlang führt, links und rechts von grünem Gehölz umgeben ist.

„Beim Jupiter, was machst du dir für Vorstellungen! Sie essen anders als wir, aber nicht schlechter. So wie das für das kalte Land hier nötig ist, viel Fleisch, dann vor allem vom Schwein nehmen sie die Schinken und hängen sie in den Rauch. Das schmeckt wunderbar, ich weiß, daß wir das für Italien auch einkaufen lassen. Für Märkte und als Verpflegung für Schiffe ist das sehr praktisch, weil das Fleisch so nicht verderbt. Natürlich essen sie viel. Ein germanischer

Magen kann schon etwas mehr vertragen als wir im sonnigen Süden."

"Und die Mädels, sagst du?"

"Die Formen müßtest du sehen. Da gibt es Bauernmädchen, die auf dem Hof mitarbeiten, die haben eine Haut wie Milch und Blut und einen Körper, wie ihn Praxiteles nicht schöner schaffen konnte, Glieder, wie sie Phidias seinen Göttinnen gibt, und Augen . . . so tief wie die Seen im Walde. . . ."

"Mensch, du schwärmst ja, — kann man die denn auch kriegen?"

Rufus legt dem jungen Kameraden die Hand auf die Schulter: "Wenn du dich jemals in ein germanisches Mädchen verliebst, dann komm erst zu mir, und sprich mit mir. Das kann um Tod und Leben gehen. Der Vater, die Brüder, die ganze Sippe, im schlimmsten Falle das ganze Volk geht los, wenn du etwa verjuchst, die Kleine einmal so bei Gelegenheit mit sanftem Zwang herumzukriegen. Da ist schon manch einer dabei ums Leben gekommen. . . ."

Der andere sieht nachdenklich hoch.

"Ist das wirklich so gefährlich?"

"Das ist lebensgefährlich. Die Germanen drüben heiraten früh und sehen in der Ehe noch so etwas ganz Altertümliches, heiliges. Denk dir, die zünden noch zusammen das Herdfeuer an. Sie denken noch wie früher bei uns der Censor Cato oder die Römer der alten Zeit, die noch ihren Acker selber pflügten und ihre Rüben und Bohnen aßen."

"Dann stehen also deine Germanen noch im goldnen Zeitalter, von dem der Dichter Vergil berichtet?"

Rufus ist ganz ernst: "Sie stehen in einem sehr gesunden Zeitalter, viel gesünder als wir."

Sie biegen aus dem Wäldchen heraus, wo sich Ackerland vor ihnen ausbreitet. Da steht eine Frau mit rotem Haar, groß und stämmig im Acker und winkt, breiter Bronzeschmuck liegt um ihren Hals: "Ist das eine Germanin, Rufus?" Rufus lächelt: "O nein, das sind Britonen hier, Kelten, arme Teufel, die wir vor zwanzig Jahren aus

ihrem Land weggeholt und hier ange siedelt haben. Sie haben hier ihre Dörferchen und Wirtshäuser, — und wenn die germanische Sturmflut einmal kommt, dann bleibt ihnen nichts übrig, als an unserer Seite mitzufechten. Sie sind brave Leute, aber ein gebrochenes Völkchen.“

„Wie meinst du das, Rufus?“

„Sie haben kein eigenes Land, ihre Götter haben sie halb vergessen, ihre Sprache verlieren sie mehr und mehr und sprechen ein schlechtes Latein, ihre besten Jungs werden ausgehoben und kommen irgendwo nach Kleinasien oder Afrika in unsere Grenztruppen. Manchmal, wenn sie sich betrinken, singen sie nachts die alten rauhen Lieder von Deringetorix, der die Freiheit Galliens gegen uns verteidigte. Aber sonst ist mit ihnen nicht mehr viel los.“

„Du, hör einmal, es ist doch Frieden, wollen wir nicht einmal in das germanische Land hinüberreiten? Man tut uns doch dort wahrscheinlich nichts.“

„Gewiß tut man uns nichts und doch bin ich nicht dafür, hinauszureiten. Ich nehme dich gern einmal mit, wenn wir dort drüben Verhandlungen haben, aber so mißtrauisch sind die Germanen doch, daß sie uns nicht weit hineinkommen lassen. Wir reiten lieber einmal auf die Höhe dort hinauf und ich zeige dir das Land hier und dort.“

Die beiden wenden ihre Pferde, Rufus nimmt die Spitze, und auf verschlungenen Wegen kommen sie auf einen Bergkegel, dessen Spitze unbewaldet ist.

Im Westen beginnt die Sonne golden sich hinabzusenken, und noch einmal liegt das weite Land ausgebreitet vor ihnen.

Sie steigen ab, Rufus klimmt mit dem Kameraden auf einen hohen alten Findling: „Sieh, dort drüben auf der Höhe liegt eine germanische Wallburg. Weiter rückwärts liegt eine zweite, die du von hier nicht mehr sehen kannst. Das ist ihre Stellung gegenüber unserem Lager. In der ganzen Gegend liegt sich das so gegenüber, fast immer entspricht einem römischen Lager eine solche germanische Wallburg.“

„Greifen wir an, so gehen sie auch in diese Burgen zurück und, einmal rein taktisch gesehen, verteidigen sie sich nicht anders als wir. Aber ich will dich nicht mit Taktik quälen. Der Alte redet gerade genug von „Lagertaktik!“ Dort in den Tälern liegen ihre Dörfer. Je tiefer man nach Germanien hineinkommt, um so reicher sind sie. Hier an der Grenze ist schon oft zuviel zerstört worden. Man kann hier gut sehen, was sie sich von uns annehmen. . . .“

„So, also bildungsfähig sind sie doch?“

„Wie du willst, — es sind sehr selbstbewußte Leute. Manches, was wir für das Beste der Welt bei uns halten, verachten sie. Von unserem Recht wollen sie nichts wissen, haben ihre eigenen Gewohnheiten, mit denen sie es sehr ernst nehmen. Steinbau wenden sie kaum an, hier in der Gegend haben es einige gemacht. Aber es hat sich nicht verbreitet. Die Reicheren unter ihnen kaufen gerne römische Schmucksachen, aber dann nur gerade das, was ihnen gefällt. Ein Händler hat hier einmal kleine bunte Götterbilder und andere Statuen, — auch solche hübschen unanständigen, verkaufen wollen. Da ist er fast nichts los geworden. Dafür kaufen sie gerne Glaswaren aller Art, Schmuckgegenstände, gute Silberwaren und dann so mancherlei praktisches Gerät. Aber im allgemeinen verkaufen unsere Händler weniger an sie, als man denken sollte und wir kaufen ja auch von ihnen, Korn, Vieh, Häute und dann vor allem Bernstein. Bernstein kann man hier, wenn die Händlerzüge kommen, viel kriegen.“

Camillus zeigt auf einen hohen Berg, auf dem eine Feuer säule aufragt: „Was ist das? Was machen die Leute dort?“

„Das ist eine Versammlungsstätte, wo sie Gerichte halten und ihre Feste feiern, wie das Jahr sie gibt. Von dort geben sie auch Rauchzeichen, wenn zu irgendwelchen Zwecken die Leute zusammengerufen werden. Manche von uns verstehen sich sogar auf die Bedeutung dieser Rauchzeichen. . . .“

„Und, sieh mal dort drüben ganz fern im goldnen Dunst liegt der Rhein. Du kannst ihn nicht mehr sehen von hier, aber dort, wo die

Rebenhügel zum Flusse hinabgehen, wo die schönen tiefen Wälder an der Mosella stehen, da möchte ich einmal mich ansässig machen. Ich hätte schon zwei Kommandos bekommen können, einmal nach Afrika, und einmal nach Rom."

"Und du bist nicht nach Rom gegangen?"

"Nein, — ich bin hier geblieben. Ich habe meine Gründe dafür. Das Land hat mich hier festgehalten, vielleicht auch die Menschen, und ich fühle mich nicht mehr wohl in dem Geschwätz von syrischen Händlern, jüdischen Wucherern, griechischen „Nachtisch-Philosophen“, und all dem Pack, das sich Römer nennt, vom römischen Blut und römischer Art nichts mehr in sich hat, das von den Geschlechtern der alten freien Senatoren abstammen will, und vor dem Kaiser lobhudele auf dem Bauche herumkriecht. Ich habe genug von Rom, — aber ich bin Römer, mein Bester! Hier oben an der Grenze wird um die Größe Roms gefochten werden. Die Leute dort drüben mit den trohigen Augen und den hellen Haaren glauben, daß sie unser Erbe antreten werden. Sie werden sturmlaufen. Immer wieder, und darum müssen wir hier an der Grenze stehen."

Der Abend sinkt tiefer herab, die Pferde schnupfern im leichten Wind, der sich aufgemacht hat.

"Und jetzt reiten wir heim, Camillus, denk an diese Stunde, wir stehen hier auf der Wacht! Wir können es gut haben, Macht und Befehl, solange wir jung sind, und wenn wir alt sind, ein schönes Haus mit Warmluftheizung, einem Bad, hellen Säulen und tief im Grün des Moseltales oben um Augusta Trevirorum, wo das Land am schönsten hier ist. Allerdings, — wenn die Parzen es gesponnen haben, und kein Gott greift ein, dann bleiben wir irgendwo zwischen Wald und Acker mit einem Loch im Kopf von einem der langen germanischen Schwerter. Das kann auch sein . . ., denn es ist ein rauhes Land trotz alledem. Aber du möchtest lieber nach Rom, nicht wahr?"

"Wenn ich ehrlich sein soll, Rufus, ja, Rom, die Spiele, die Ausfahrten, die vielen schönen Frauen, — das Leben ist doch leichter, als

hier oben und ich finde, wir Römer haben viele hundert Jahre lang gekämpft und wir können jetzt einmal das Leben genießen.“

Der andere schüttelt den Kopf. „Solange wir hier oben auf der Wacht stehen, könnt ihr das auch, denn wir stehen für euch auf der Wacht. . . .“

„Du meinst, daß wir das gar nicht wert sind?“

Der andere hängt seinen Gedanken nach: „Es soll niemand sagen, daß die letzten wirklichen Römer ohne Ehre untergegangen seien. Ihr könnt euch immerhin vergnügen, — wir stehen hier und halten den Eimes, solange es geht. Und im schlimmsten Falle fallen wir. Selbst der arme Quinctilius Varus hat sich ja lieber in sein Schwert gestürzt, als sich gefangen zu geben. Das ist unserer Philosophie letzter Schluß: „Der Ausgang steht immer offen“, — das „stoische Sakrament“ wenn man hinter sich eigentlich kein Volk, sondern nur noch ein Heer und einen Staat hat, daß man jedenfalls den Mut hat, anständig unterzugehen!“

Sie reiten eine lange Zeit nebeneinander her, während die goldflockigen Abendwolken am Himmel nach Westen weichen und die Nachtwolken heraufziehen, der Mond seine himmlische Sternensherde sammelt.

Und dann fragt der junge Camillus: „Und verstehen die dort drüben, die Germanen, daß einer so denkt, wie du denkst?“ „Und ob sie das verstehen! Das ist die Art, die sie selber bei sich haben, — nur das dort drüben fast noch jeder so denkt und bei uns, — na, reden wir nicht darüber. . . . Und denk' nach, Camillus: Rom steht noch hier im Feldlager. Hier gilt es noch: Du beherrsche, Römer, durch Befehl die Völker, schone die Unterworfenen, zerschmettere im Kriege die Hochmütigen.“

„Ja, wenn wir auch Frauen hätten, die so denken und Kinder hätten, aber so?“

Rufus seufzt tief auf: „Wir sind Soldaten. Wir müssen die befohlene Linie halten, müssen den Eimes verteidigen. Wir würden hier in die Ewigkeit stehen, wenn wir Frauen hätten, wie sie die dort

drüben haben und eine blonde Kinderschar, wie sie auf den germanischen Holzhöfen herumlärmt. Aber so? Kennst du, was Juvenal sagt:

„Früher bewahrte keusch die Latinerinnen die Armut,
 und zum niedrigen Dach verwehreten Lastern den Zutritt
 Arbeit, kürzerer Schlaf und Händ'! An tuskanischer Wolle
 abgearbeitet und rauh, und Hannibal, nahe der Hauptstadt,
 und die auf Wacht im Collinischen Turm ausstehenden Männer,
 jetzt trifft schwer uns das Leid des langen Friedens: Geschwelg' brach
 schrecklicher ein als Krieg und rächt den besiegten Erdkreis.
 Keine Verruchtheit fehlt, kein Unzuchtsfrevler von da an,
 daß Roms Armut schwand —
 erst das abscheuliche Gold trug zu uns die Sitten der Fremde.“

Die Alemannenschlacht von Straßburg im Jahre 357 n. Chr. fällt in die Zeit des Kaiser Julianus, genannt Apostata, weil er vom Christentum abfiel und sich der Weltanschauung des Altertums wieder zuwandte. Er siegte in dieser Schlacht über ein großes Heer der germanischen Sweben, das unterlag, weil die Krieger mitten in der Schlacht den Heerkönig zwangen, abzustiegen. Wir besitzen Berichte über diese Schlachten durch den römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus und durch die Kirchengeschichte des byzantinischen Schriftstellers Sokraters. (Deutsch in „Das alte Germanien“. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller, herausgegeben von Wilhelm Capelle. Eugen Diederichs — Jena.)

Die große Alamannenschlacht von Straßburg im Jahre 357 n. Chr.

Das große römische Reich lag im Sterben. Lange war der römische Bauer, der es einst aufgebaut hatte, verschwunden. Lange waren die Römer ein kinderarmes, verstädtertes Volk geworden. Der vornehme Römer wohnte in der Stadt und ließ seine großen Güter von Sklaven bewirtschaften, oder hatte sie an hörige Bauern verpachtet. Dünn war die Bevölkerung des großen Reiches geworden, dazu waffenentwöhnt und gleichgültig gegen alle politischen Schicksale. Man hatte den christlichen Glauben als Staatsreligion angenommen, die Standbilder der Götter, unter deren Schutz einst Roms Legionen gesiegt hatten, waren gestürzt. Jupiter, der alte römische Himmelsgott, stand nicht mehr auf dem Capitol von Rom, versunken und vergessen war der fromme Ahnendienst, — die Menschen bereiteten sich darauf vor, daß Christus bald herabkommen werde, um am Jüngsten Gericht die Schafe und die Böcke zu sondern. Da wollten sie lieber Schafe sein.

Solche Staatswesen locken einen kräftigen Nachbarn zum Zupacken. Jenseits der römischen Grenzen am Rhein saß das kräftige germanische Volk der Schwaben, oder wie die Römer sagten „Swe-

ben“. Meistens wurden sie von den Römern „Alamanen“ genannt. Die einen sagen, sie hätten diesen Namen von einem alten Wort „Alah“ bekommen, das „heiliger Wald“ bedeutet hätte. Die anderen sagen, man hätte ihnen diesen Namen gegeben, wegen ihres Sturmrufes im Kampf: „Alle Mann! Alle Mann!“ Sie waren ein echtes germanisches Bauernvolk. Jeder freie Mann saß auf seinem unverkäuflichen und unteilbaren Hofe, sie waren waffentüchtig und kriegerisch und niemand von ihnen wünschte sich, ein „Schaf“ zu sein. Sie waren gefürchtete, streitbare Männer. Mehr als einmal hatten sie mit dem römischen Reiche die Waffen gekreuzt und in Glück und Unglück sich gefürchtet gemacht.

Wieder einmal saßen bei ihnen allzuviel junge Leute auf den Höfen, die Land brauchten. Ein Bruder erbt, — aber wohin sollten die anderen? So schauten sie aus nach den fruchtbaren und menschenarmen Gefilden des römischen Reiches. Friedlich waren die Beziehungen zu dem römischen Nachbarn seit langem schon nicht. Dazu hörte man viel erzählen von Gegensätzen, die der junge Unterkaiser von Gallien, dem heutigen Frankreich, Julianus, mit dem römischen Oberkaiser in Rom hatte. Der Julian sollte ein sonderbarer Mann sein, ein junger schmalbrüstiger Gelehrter, — im übrigen verehrte er wieder die alten römischen Götter und wollte von dem neuen Glauben, zu dem die Römer sich bekannt hatten, nichts wissen, — „offenbar der einzig verständige Zug an dem „Milchgesicht“, knurrten die alamannischen Großen, wenn sie die Lage im Nachbarreich durchsprachen und von den Höhen des Schwarzwaldes über den Rhein hinübersahen, hinein in die schönen fruchtbaren Fluren des alten Germanienlandes im Elsaß, über das die Römer noch immer die Herrschaft führten.

Und in einer Nacht brüllten die Sturmhörner von Berg zu Berg. Worauf man schon lange gewartet hatte, — das geschah. Die Alamannen gingen schlagartig unter ihrem Heerkönig Chnodomar und sechs Kriegsherzögen über den Rhein. Der Vorstoß erfolgte so schnell, daß die römischen Grenztruppen, soweit sie nicht überrascht und zu-

sammengehauen wurden, völlig auseinanderstoben. Der römische Feldherr Barbatio wurde in seinem Heerlager überrascht, seine Truppen nach kurzem Gefecht geworfen und ihnen der ganze Troß abgenommen. Barbatio fiel derartig das Herz in die Toga, daß er über die Alpen nach Rom reifte, und sich überhaupt nicht mehr sehen ließ. Und nun wälzten sich die germanischen Heerhaufen gegen die Vogesen, entschlossen, der Römerherrschaft in ihrer Nachbarschaft überhaupt ein Ende zu machen. Ein Überläufer aus dem römischen Heer hatte noch außerdem mitgeteilt, daß der junge Unterkaiser Julian im besten Falle 13 000 Mann habe, die man leicht aufreiben könne.

Als König Chnodomar von sich aus die militärische Lage erkunden ließ, fand er dies im wesentlichen bestätigt. Die römischen Provinzen, die vor ihm lagen, waren fast leer von Truppen, — ja, es gelang ihm, durch Kundschafter festzustellen, daß sich Julian im letzten Augenblick mit seinem Heer in das feste Straßburg geworfen hatte. Er schickte ihm einige Gesandte zu und ließ ihn einfach auffordern, zur Vermeidung nutzlosen Blutvergießens, das Land zu räumen. Julian aber lehnte ab. Also mußte man ihn hinauswerfen, wenn er nicht friedlich ging, — und das große wohlgerüstete germanische Heer setzte sich in Marsch. Gelang, woran im germanischen Heere innerlich niemand zweifelte, der militärische Plan und konnte man Julian schlagen, dann halten die Römer nördlich der Alpen überhaupt kein ernst zu nehmendes Heer mehr stehen. Man hätte tief in das heutige Frankreich — ja, bis nach Spanien marschieren können, — überall wäre den römischen Magistraten der Städte nichts anderes übriggeblieben, als den friedlichen Abzug der Krieger zu erkaufen oder ihre Städte zu öffnen. Diese eine Schlacht konnte das römische Reich in germanische Hand geben. Das wußten die Heermänner des germanischen Heeres, und das wußte vor allem aber auch der König.

Diese Schlacht mußte gewonnen werden. Klug und vorsichtig ließ darum König Chnodomar kurz vor Straßburg ein besetztes Lager aufschlagen, — man wollte jede Möglichkeit eines nünftlichen Über-

fallendes durch die römische Legionen vermeiden. Schon hierüber schimpften einige im Lager.

Um so größer war die Verwunderung, als sie am nächsten Morgen das Römerheer im Anmarsch sahen, in der Mitte tief gestaffelt die Legionen, Berufssoldaten, geführt von ihren altgedienten Centurionen, links und rechts Reitergeschwader, Panzerreiter und Bogenschützen, weiter im Hintergrunde germanische Soldtruppen. König Chnodomar konnte von seinem Ross aus gut beobachten, wie sein Gegner Julian die Reihen entlangritt und wie die altgedienten, graubärtigen römischen Soldaten ihm zujubelten. Dieser junge Mensch mußte doch unter seinen Leuten sehr beliebt sein. Um so nötiger war es, alle Kraft zusammenzunehmen, um dieses letzte Römerheer aus dem Felde zu schlagen.

König Chnodomar beobachtete, wie die Römer im letzten Augenblick ihre ganze Reiterei in Bewegung setzten, wie am linken Flügel Fußtruppen auschwärmten, und die Reitermassen des linken Flügels hinter der Front entlang auf den rechten Flügel gezogen wurden. Der Germanenkönig ließ sofort, noch während sein Heer in großen wuchtigen Kolonnen zum Kampfe antrat, seine Reiterei herum-schwenken, auf dem linken Flügel sich sammeln, um den beabsichtigten Reiterstoß abzufangen. Der riesige König, von dessen rotem Haarschopf und seinem roten Bart uns der römische Schriftsteller berichtet, strahlte innerlich vor Freude. Das war jedenfalls ein Feldherr, gegen den es sich lohnte, Krieg zu führen. Kein solcher Angsthasse, wie der jämmerliche Barbatio. Aber man mußte aufpassen!

Da setzte drüben brausend die römische Feldmusik ein, die Legionäre deckten die Brust mit dem Schilde und gingen vor, den Wurfspeer abwurfbereit in der Hand haltend. Der König ritt jetzt vor sein Fußvolk, umgeben von den Kriegsherzögen; weit überragte der riesige Mann seine Begleiter. Und hinter ihm stand Reihe hinter Reihe der Kern des alamannischen Volkes, die schweren Eichenspeere funkelten in der Sonne, die breiten, langen Schwerter der Vorkämpfer blitzten, die hohen Holzschilde mit Leder- und Eisen-

befschlag trugen die Farben der einzelnen Gaue und Sippen. Von drüben brauste die römische Militärmusik, links und rechts gerieten die Flügel bereits aneinander.

Jetzt nur keinen Augenblick falsch befehlen, jetzt nur alle Einzelheiten der Schlacht übersehen, — schon will Chnodomar das Schwert heben, und das Zeichen zum Sturm, den gefürchteten unaufhaltbaren Massenansturm der germanischen Heerhaufen geben, — da kommt erst ein Murren und dann eine Flut von Zurufen, taktmäßig und immer wieder: „Die Führer . . . von den . . . Pferden!“ Der König wendet sich um, winkt, will sich verständlich machen, sieht hinter sich nur aufgeregte Gesichter, kann mit seiner gewaltigen Stimme nicht durchdringen, winkt schließlich mit dem Arm und steigt ab, kalkweiß vor Grimm im Gesicht. Also wird man keine Übersicht haben! Da setzt auch schon der Sturmhaufen der Legionäre ein. Chnodomar reißt das Schwert hoch, um das Signal zum Gegenstoß zu geben, nicht einheitlich, sondern in dicken Brocken, immer eine Abteilung von der anderen mitgerissen, prallen die Alamannen vor. Durch den Mangel an Einheitlichkeit ist dem Stoß bereits die stärkste Kraft genommen, und nun geht alles auf eine Stunde in einem rasenden Ringen im Staub unter.

Julian hält drüben und bespricht sich mit seinem nächsten Adjutanten. Sorgfältig wird immer wieder dort eine römische Reserve eingesetzt, wo die Römer in Nachteil geraten, wird dort rasch eine Abteilung freigemacht, wo die Schlacht günstiger steht. Mitten im Befehl sagt Julian: „Ich verstehe die Barbaren nicht. Ihr Heerwurm ist ja wie ein blindes Tier. Da führt ja niemand Befehl. Sieh, wie sie sich dort zusammenpressen“, und da — Julian weist in jubelnder Erregung auf eine Stelle im Mitteltreffen: — „Da haben sie überhaupt keine Reserven mehr! Los, führe die ganzen Soldtruppen, die schwerkgepanzerten batavischen Fußtruppen dorthin, dort kommen wir durch. Germanen gegen Germanen, — und Rom siegt durch klügeren Geist und bessere Disziplin!“

Sein Adjutant spricht davon. Der Kaiser beobachtet, — seine

blaffen Gesichtszüge fiebern vor innerer Erregung — den Angriff der Soldtruppen. Er sieht, wie auf der germanischen Seite keine Reserve herangeholt wird, — krachend bricht der Stoß der Bataver die Linie der Germanen auseinander.

Was hilft es ihnen, daß auf einer anderen Stelle römische Truppen zu fliehen beginnen. Julian fängt sie mit Reserven auf und führt sie, das große Heeresbanner schwingend, wieder in die Schlacht zurück. Er schreit es einem ermüdeten römischen Offizier in die Ohren: „Solch ein Tag kommt nie wieder! Sie haben ihre Führer von ihren Pferden geholt aus lauter Neid! Sie haben keinen einheitlichen Befehl. Das nennen die Ochsן Freiheit!“

Und Abteilung auf Abteilung seiner Reserven führt Julian in die Schlacht, während immer noch von der römischen Stellung aus die Militärmusik die alten stolzen Lieder der Legionen spielt.

König Chnodomar vermag eingekeilt im rasenden Raufen nicht mehr zu übersehen, wie die Lage eigentlich ist. Da packt ihn die Verzweiflung, — mit Zurufen verständigt er sich mit den sechs Heerherzögen der vornehmen Geschlechter in seiner Gefolgschaft. Jetzt hilft nichts, als auf jede Bedingung durchbrechen. Und nun schildert der römische Geschichtsschreiber: „Da sprang plötzlich eine Schar von Edlen, unter denen auch Könige kämpften, voll Kampfesmut hervor und brach, von der Masse gefolgt, den anderen voran in die Scharen der Unsrigen ein und drang, sich Bahn brechend, bis zur Legion der „Primani“ vor, die im Zentrum standen, — eine Stellung, die man „Lager des Feldherrn“ nennt. — Hier standen die Truppen eng geschlossen, in dichten Reihen wie Türme in unerschütterlicher Festigkeit und begannen den Kampf wieder mit höherem Mute. Und darauf bedacht, sich keine Blöße zu geben, schirmten sie sich nach Art eines gallischen Fehlers und durchbohrten mit gezücktem Schwert die Leiber der Feinde, die im Übermaß des Zornes die Deckung vergaßen. Diese aber, entschlossen, das Leben für den Sieg hinzugeben, suchten das Gefüge unsere Front zu zersprengen. Doch als sich Leichen auf Leichen türmten, von Kämpfern, die die Römer, nun schon be-

herzter, niedermähten, rückten die überlebenden Barbaren an die Stelle der Gefallenen. Als sie aber das häufige Stöhnen der Sterbenden vernahmen, da ermatteten sie, von Grauen gesüttelt. Schließlich, von soviel Drangsal überwältigt und nur noch zur Flucht fähig, suchten sie auf Seitenwegen in verschiedenen Richtungen mit äußerster Schnelligkeit zu entweichen.“

Das war das Ende. Die germanische Schlachtlinie löste sich auf, die einzelnen Abteilungen wurden von den Römern umzingelt und zusammengehauen, nur klägliche Trümmer kamen über den Rhein. König Chnodomar selber fiel in Gefangenschaft. Er starb in Rom „an der Schlafkrankheit“, wie der römische Schriftsteller berichtet. Das heißt, der unglückliche, tüchtige Mann verdämmerte in düsterer Verzweiflung. Er hatte alles getan, um seinem Volke den größten Sieg seiner Geschichte zu verschaffen, — der sinnlose Neid und der Ungehorsam hatte ihm den Sieg aus der Hand gerissen. Was die Römer als „Schlafkrankheit“ ansahen, das schweigende, tagelange Dasthen des großen germanischen Bauernkönigs war nichts anderes, als die wortlose Verzweiflung nicht nur an seinem Schicksal, sondern an seinem Volke überhaupt. Wohin sollte es mit den Germanen kommen, wenn sie aus lauter mißverständener Freiheit im entscheidenden Augenblick versagten?

Diese Schlacht von Straßburg ist das erste böse Beispiel unserer Geschichte für Ungehorsam, der einen ganzen Krieg verlieren läßt. Lieber einen falschen Befehl ausführen, lieber einen unbeliebten Vorgesetzten ertragen, als jemals durch ein falschverstandenes Freiheitsgefühl den Sieg und Erfolg der Gesamtheit aufs Spiel setzen! Der Sinn für Freiheit und Selbständigkeit steckt gerade in unseren Besten, aber um so nötiger ist es, ihn zu disziplinieren, damit er nicht zum Schaden der Gesamtheit ausschlägt.

Das Reich der Ostgoten wurde durch Theoderich dem Großen 493 in Italien gegründet; seine Tochter Amalawintha (526—534) wurde von ihrem Verwandten Theodahad ermordet; im Kampf gegen die Oströmer wählten die Ostgoten erst den Witthias, dann, nach dessen Gefangennahme, den König Totila. Totila fiel 552 in der Schlacht bei Taginae gegen die Byzantiner, Teja, der letzte Ostgotenkönig, im gleichen Jahr am Mons Lactarius nahe dem Vesuv. Die beste Darstellung dieser Kämpfe ist immer noch Selig Dahn: „Ein Kampf um Rom.“

Der Goten Ende.

Es ist immer eine Stimmung der Trauer und Ergriffenheit um die Orte, wo ein großes Volk seinen letzten Kampf gekämpft hat, ehe es aus der Geschichte verschwindet und sein Name aus dem tätigen Leben ausgelöscht wird und allein in den Büchern fortlebt. Aber es gibt auch kein so trauriges und erschütterndes Schicksal eines schönen, stolzen und begabten Volkes, das alle Hoffnungen auf eine große und reiche Zukunft haben durfte, als das Schicksal der Ostgoten in Italien.

Es ist im Jahre 552 n. Chr. hinter den Mauern der alten Stadt Pavia in Oberitalien drängen sich die Reiterkaren, aber es sind keine geordneten Schwadronen mehr, sondern einzelne größere und kleinere Trupps gotischer Reiter, darunter wenig junge Leute, viel Männer mit weißen Bärten und grauen Köpfen. Aber sie sitzen noch gut zu Pferde, die hellen blauen Nordlandsaugen leuchten noch, wenn diese alten Krieger, einer nach dem andern, von den Pferden abspringen und hinaufgehen zu dem freien Platz, dem Forum der Festung, so federt ihr Schritt noch.

Sie kommen aus Schlacht und Niederlage, aber sie sind nicht gebrochen. Und es ist auch mancher hellhäutige, helläugige Gote, junge dazwischen, der in anderen Zeiten noch daheim das Vieh ge-

hütet oder den Pflug zu führen gelernt hätte und der jetzt zu Pferde sitzt und die lange eschene Lanze wie ein Alter handhabt.

Sie kommen aus Schlacht und Niederlage, von dem bösen Tage von Taginae, wo König Totila dem einbrechenden Heere der Byzantiner die Stirn geboten und auf der Höhe der Schlacht sein Ende gefunden. Und sie sind durch ein Land geritten, das kochte wie ein Vulkan. Aus den Dörfern haben mit Steinen und Knüppeln die römischen Einwohner die zurückreitenden Gotenabteilungen angefallen, von Dorf zu Dorf haben die Glöckchen schrill und aufgeregert von den Kirchen und Kapellen gebimmelt, und die Bevölkerung zum Niedermachen, zur Ausrottung der germanischen Eroberer aufgerufen.

Aber es sind noch tausende, die hier in Pavia sich zusammendrängen, und auch mancher, der König Totilas Heer nicht mehr rechtzeitig erreichte, stößt zum Heerthum in Pavia. Das Gotenvolk hat keine Führung und keinen König mehr, — draußen brennen die Höfe, sind die herrlichen Paläste geplündert, in die die gotischen Herren sich einst siegreich hineingesetzt hatten.

Es war ja eine lange friedliche Zeit, bis der zwanzigjährige Krieg ausbrach, in dem Kaiser Justinian und seine Byzantiner, der Papst und die römische Bevölkerung sich zur Ausrottung der Goten verbunden hatten. Manchem dieser gotischen Reiter sieht man auch noch an, daß er Jahre der Wohlhabenheit hinter sich hat; unter den schweren Panzern trägt mancher ein seidenes Gewand; um die Arme, durch deren Haut das Blau der Adern hindurchscheint, klirren goldene Armreifen, mit großen Edelsteinen besetzt. Dreißig Jahre lang hatte König Theoderich Italien in Frieden regiert, — und das von den Römern selbst einst so heruntergewirtschaftete Land war wieder reich und wohlhabend geworden, — kein Wunder, daß die gotischen Herren auch reich geworden waren. Die Schwerter trugen eingelegte Edelsteine am Griff, mancher alter Krieger hatte eine mehrfache Goldkette um den Hals geschlungen, — noch immer war der Gote kein Bettler, sondern der Herr Italiens seit einem halben Jahrhundert, und stolz und froh über seinen Besitz; über die herrlichen römischen Paläste,

die er oder sein Vorfahr aus Schmutz, Verfall und Unflat wieder gereinigt, die Gärten, die er angelegt, den Reichtum an blankem Gold, den er angesammelt hatte. Noch vor wenigen Jahren waren fern aus der Goten ältester Heimat, hoch oben aus Schweden, Gesandte herabgekommen und waren staunend durch die Schatzkammern des Gotenreiches in Rom gegangen. Theodahad, des großen Theoderich böser, feiger, Schwiegerjohn, war damals König und hatte den Gesandten das Gold gezeigt. Sie hatten ungläubig und erstaunt diesen Reichtum betrachtet, bis einer von ihnen, ein riesiger blonder Kriegermann gefragt hatte: „Und wo ist Euer wirklicher Reichtum?“ Der König hatte ihn überrascht angesehen: „Der wirkliche Reichtum? Was meinst Du damit?“ „Nun ich wollte sagen: Wo sind Eure Kinder? Wir haben daheim noch viele Kinder auf unseren Höfen und wenig Gold. Bei Euch sehe ich viel Gold und wenig Kinder.“

Und dann war ein sehr langes Schweigen eingetreten.

Nun, das lag lange zurück. — Und seitdem war der Krieg über das Land gegangen, und jetzt zogen die ostgotischen Krieger Schar auf Schar herauf zum Forum.

Es ging ein Raunen unter ihnen, ein Suchen und Fragen, aber auch ein Kopfnicken des Einverständnisses. Und dann, — so fest sah doch noch die germanische Überlieferung, — traten sie zum Kreis und der greise Withimer trat auf einen Stein, hob die Hand zum Gruße und sprach: „Gotische Männer! König Totila ist gefallen, das Heer geschlagen, die Byzantiner unter ihrem Feldherrn Narses rücken heran, Italien ist im Aufstand, wo immer gotische Besatzungen liegen, sind sie eingeschlossen, 4000 Frauen und Kinder sind allein in die Festung Campsa geflüchtet, die in den nächsten Tagen bereits eingeschlossen sein kann. Wir dürfen keinen Augenblick zaudern, wir müssen einen König wählen und wir müssen handeln, ehe der Feind da ist. . .“

Wie in alter Wanderungszeit schlugen die Männer krachend zum Zeichen des Beifalls mit den Eichen speeren gegen die Schilde, rufen Beifall.

Witimer winkt: „Wer soll in dieser Stunde, da für Parteigetriebe keine Zeit mehr ist, das Gotenvolk führen?“



Aus einer Ecke ruft eine Stimme ganz laut: „Teja!“
Hunderte von Stimmen rufen mit: „Teja, Teja!“ Dröhnend krachen die Speere auf die Schilde: „Teja, Teja, Teja!“ In dieser Stunde

der schwersten Gefahr ist man sich endlich einmal einig — oder diejenigen, die noch irgendwelche persönlichen Quertreibereien machen möchten, wagen sich nicht heraus.

Und die Tausende zeigen auf den schlanken, hochgewachsenen Mann, der, gestützt auf seinen Speer, in düsterer Nachdenklichkeit den Lärm des Beifalls, der ihm gilt, gar nicht zu beachten scheint. In einem schmalen Kopf sitzen dunkelblaue Augen, eine starke gebogene Adlernase springt vor, dunkelblonder Bart fällt fast bis auf den Gürtel herab. Er ist betont einfach im kurzen Lederkoller mit dem Wollmantel und trägt fast keinen Schmuck.

„Teja, Teja, Teja, wo steckt er denn, Teja soll König sein!“ Die Zurufe werden immer lauter. Es ist, als ob der Rest des Volkes seine letzte Hoffnung an diesen Einsamen gehangen hätte.

Teja sieht in die Weite, gibt sich dann einen Ruck und tritt vor. Es wird ganz still. Der alte Withimer winkt mit der Hand Schweigen und spricht feierlich: „Das Volk der Goten grüßt in Dir seinen neuen König; hier ist König Totilas Stirnreif, den wir aus der Schlacht retten konnten.“

Teja nimmt mit kurzem, harten Ruck den Reif, zieht die Lederkappe vom Kopf und setzt sich den Reif auf. Es ist ganz still.

Der Bischof von Pavia versucht, in Tejas Nähe zu kommen, um ihn zu salben, wie es die Kirche bei den letzten gotischen Königen tat. Teja sieht über ihn hinweg, hat ein unendlich höhnisches und bitteres Lächeln im Gesicht und sagt rauh: „Zur letzten Ölung ist es noch zu früh, mein Lieber! Ich habe den Reif durch den Zuruf der Goten!“

Es ist, als ob von diesem langen, rauhen Mann etwas ausgeht, wie die Kraft der alten abenteuerlichen Kriegs- und Wanderzüge, als die Goten von Konstantinopel bis Rom heerten, als sie ihre Pferde in der Donau und im Po tränkten.

Die Versammlung erwartet, daß der neue König irgend etwas sagen soll. Teja steht und schaut in die Weite, dann plötzlich macht er eine kurze Bewegung mit der Hand und beginnt; stockend und rauh: „Ich danke Euch, daß Ihr mich zum König berufen habt. Ich kann Euch

gar nichts versprechen und wenig Hoffnung machen. Daran nämlich liegt alles Unglück, das die Goten gehabt haben: Zuerst, daß wir weiche Hände bekommen haben. Ich habe noch selbst gepflügt und geackert, die meisten aber sind große Herren geworden oder auch kleine Herren, — was noch schlimmer ist. Sie haben vergessen, daß unsere Vorfahren einmal gewandert sind, um eigenes Land zu erwerben. Paläste haben sie erworben, aber keine Höfe. Das war das erste Unglück. Das zweite Unglück ist gewesen, daß wir, weil wir über ganz Italien herrschen wollten, über gar nichts in Italien herrschten. In jede Provinz haben sich ein paar Tausend Goten hineingesetzt, haben sie verwaltet, verteidigt, mit ihrem Blut erhalten, — nicht eine einzige Provinz haben wir zum gotischen Lande gemacht. Weil wir dort draußen in allen Provinzen zerstreut saßen, ist bei jedem Aufstand der Römer eine Menge dieser kleinen gotischen Besatzungen abgeschnitten worden und die schwarzen Kerle haben die Frauen und Kinder niedermachen oder in die Sklaverei verkaufen können. Was ist aber ein Volk ohne seine Frauen und ohne seine Kinder? Das ist ein Haufen von Männern, von denen der letzte mit etwa achtzig Jahren ausgestorben ist. Wir hatten keinen Boden, wir hatten zu wenig Kinder.“

Es ist ein tiefes Schweigen in der Versammlung. Die Männer nicken nachdenklich.

Der riesige Mann dort oben spricht weiter, — ohne jede Kunst der Rede, ohne alle großen Worte: „Weil unser Volk keine Wurzel hatte und nicht zum Pflug heimgefunden ist, darum ist auch das böseste geschehen: Unrecht! Am Unrecht gehen die Reiche zugrunde. Das hat angefangen bereits bei dem großen König Theoderich. Macht Euch nichts vor aus Eitelkeit und Täuschung. Als der große König jene beiden römischen Senatoren mit falschem Gericht hingerichten ließ, als er seinen königlichen Willen gegen das Recht durchsetzte, da bekam das gotische Reich den ersten Sprung. Solche Sprünge sieht man nicht am hellen Tage. Aber an ihnen stirbt ein Reich. Das aber ist weiter gegangen! König Theodahat übte Verrat, auch er

war aus dem Hause des großen Theoderich. Als das Volk einen reinen und ehrenwerten Mann, den Witichis, zum König erwählte, da heiratete dieser König Theoderichs Enkelin. Und sie übte Verrat an ihm. Rechtsbruch, Sittenbruch, Eidbruch, heimliche Verhandlungen mit dem Feind, Ungehorsam, mancherlei Willkür, — das hat am meisten am Gotenreich gefressen."

Es ist totenstill. So hat seit langem niemand zu diesem Volke gesprochen.

Teja spricht weiter: „Verachtung des Ackers, Verachtung der Ehe und allzuwenig Kinder, Verachtung des Rechtes, — diese drei Gifte wirken rasch. Man braucht gar nicht viel davon, damit ein Volk stirbt. Wer den Acker nicht baut, wer keine Kinder haben will, — der schießt sich selbst aus dem lebendigen Leben aus. Wer Unrecht tut, Unrecht geschehen läßt und Unrecht duldet, — der zerbricht den Grund, auf dem jedes Reich steht. Denn die Menschen haben Könige und Reiche, damit Recht unter ihnen ist."

„Das alles haben wir getan. Wir haben es nicht im Übermaße getan, aber ein kleiner Feind tötet einen großen Menschen, ein Glas voll Gift wirft dem Stärksten an den Tod."

Eine helle Jungenstimme irgendwo aus der Reihe der Krieger ruft wie in Verzweiflung: „Und König Teja, was sollen wir jetzt tun?"

Teja fängt den Ruf auf: „Krieg führen sollt Ihr! Wir betrachten alles als verloren, was wir bis jetzt in Italien besaßen. Wir führen Krieg, um Land zu erobern und geloben uns, daß wir dieses Landes Bauern sein werden. Darum werben wir auch nicht um die Treue der doch unzuverlässigen Römer. Jede Stadt, die abgefallen ist und Widerstand leistet, wird verbrannt. Wer sich uns mit der Waffe in der Hand entgegenstellt, wird erschlagen. Gefangene werden nicht gemacht, Gnade nicht gegeben und nicht genommen."

Das düstere Feuer des Mannes reißt die Volksversammlung mit. Sie schlagen die Speere an die Schilde und jubeln: „Heil, heil, König Teja." Und Teja spricht weiter: „Ihr Goten, wir machen uns gesund und büßen alle alte Schuld in offenem, ehrlichen Kriege, und

wenn wir dann gewonnen haben mit diesen unseren guten Speeren und Schwertern und die alte gotische Kraft noch einmal sich bewährt, dann holen wir uns Frauen und Mädchen von jenseits der Alpen und schaffen hier ein Gotenland, ein Land mit Pflug und Kind und Schwert.“

Es ist, als ob die Worte des Düsternen versunkene Quellen, verschüttete Gewässer in der Seele wieder aufgestoßen hätten. Es bricht ein rasender Jubel aus, — und, wie einst in alter Wanderzeit, heben sie Teja auf den Schild, tragen ihn rund um den Platz herum. Noch am Abend steht das gotische Heer, mehrere tausend Reiter und etwa doppelt soviel Fußtruppen, angetreten. Die seidenen Gewänder und der Schmuck sind verschwunden, ohne daß es irgendeiner gesagt hätte. Sie passen nicht mehr in die Stunde.

Und so zieht der gotische Heerbann gen Süden auf den Straßen, die sie so oft gezogen sind. Aber es ist, als ob es andere Goten geworden wären. Stadt für Stadt, die schon zu den Byzantinern übergegangen ist, wird gestürmt, die Besatzung niedergemacht, die Häuser verbrannt. Am ersten brennen die alten reichen Paläste.

Vorsichtig und klug schiebt der byzantinische Feldherr Narses seine Truppen heran. In Rom ist er eingezogen und Tausende von Freiwilligen aus der römischen Bevölkerung haben sich seinem Heer angeschlossen. Der Stolz der alten, einst die Welt beherrschenden Nation, verträgt einfach die Herrschaft der Goten nicht, — und jetzt, wo der Schrecken vor dem wilden, rachschnaubenden Teja, einhergeht, erst recht nicht. Auch hier kämpft ein Volk um seine Eigenart.

Teja vermeidet es so auch, Rom anzugreifen. Zur Belagerung der Riesenstadt reicht sein kleines Heer schon lange nicht mehr aus. Er sucht das Heer des byzantinischen Feldherrn. Ist dies in offener Schlacht geschlagen, so muß alles andere in Italien den Goten von selber wieder zufallen.

Aber Teja's Gesicht ist noch grauer und sein Mund noch bitterer geworden. Das Heer ist zu klein, das Volksaufgebot der Goten zu gering, und links und rechts vom Wege, den der Heerbann nimmt,

schließt sich schon wieder das Netz der feindlichen Scharen. Und es sind Germanen, die drüben stehen, die als Söldner und verbündete Könige für den Byzantiner fechten, — tüchtige, kampffrohe Männer, wie der Heruler König Sindwila, wie der Reiterführer Sara. Das alte römische Mittel, Germanen gegen Germanen auszuspielen, bewährt sich wieder.

Teja spürt, daß er wie in einem Netz marschirt. Auch wenn er feindliche Abteilungen zurückwirft, so wird er die Bedrohung im Rücken und in der Flanke seines Heerzuges nie los. Und jeder Mann, der bei den Goten fällt, ist fast unersetzlich, während drüben jeder kleine Erfolg den Mut der römischen Bevölkerung wieder steigert. Diese Römer stehen jetzt bereit, leisten Widerstand, wenn die gotischen Schwadronen herandonnern, begeistern sich am Ruhme ihrer Ahnen, — und wenn es ganz schlimm kommt, greifen eben ihre germanischen Soldtruppen ein.

Es ist ein hartes Ringen. König Teja aber sucht die Entscheidungsschlacht. Dort, wo der Desuv über Neapel seine Qualmwolken ausstößt, wo der schwarze Rauch des feuerspeienden Berges aufsteigt und unten in strahlender Schönheit das blaue Meer liegt, — läßt König Teja den Heereszug Halt machen.

Und hier sieht er, wie am Fuße des Berges die byzantinischen Heere sich sammeln. Es ist eine erdrückende Übermacht. Am Eingang des Gotenlagers auf der halben Höhe des Berges prallen die Kämpfer aufeinander. Schritt für Schritt arbeitet sich die byzantinische Übermacht heran. Stoß auf Stoß versucht Teja den Seinen Luft zu schaffen. Manchmal gelingt es einem gotischen Vorstoß, eine feindliche Abteilung den Bergabhang hinabzutreiben. Dann steht der Riese Teja, schwingt sein Schwert und ruft drohende Spottworte ihnen nach. Dann wieder ist es ein stundenlanges, wirres Ringen, Körper an Körper, wenn ein neuer Sturmhaufe ansetzt und den Einbruch ins Gotenlager erzwingen will.

Drin im Lager liegen die Reihen der Verwundeten, — und die Männer, die im Kampfe stehen, werden immer weniger. Teja will

die Entscheidung erzwingen. Er sieht jetzt völlig klar, daß bei diesem Kampfe die Goten rascher verbluten, als ihre Feinde. Als so wieder ein Angriff einsetzt, die lange funkelnde Linie der Speere sich nähert, über der die römischen Legionsadler leuchten, da hebt Teja den Speer, und die paar Tausend Mann, die der Rest des Gotenheeres sind, stürmen den Abhang hinab, zum Gegenangriff.

Am Abend ist alles zu Ende. Ein paar hundert Goten stehen um den zerstückten Körper des riesigen Teja, der lang, kalt und still zwischen ihnen liegt. Die Byzantiner greifen nicht mehr an, — ihre Verluste bei diesem letzten furchtbaren Kampf sind allzuschwer gewesen. Am nächsten Tage wird verhandelt, — und was niemand annahm: das byzantinische Heer gewährt den wenigen Hundert freien Abzug nach Norden. Staunend sehen sie, wie die gotischen Männer, darunter viele verwundet und keiner mehr beritten, die Leiche des Königs Teja auf einen Schild gebunden tragend, vorüberziehen. Wenn man jetzt den Vertrag brechen wollte, könnte man das kleine Häuflein ohne Schwierigkeiten vernichten, aber keiner der Römer, Byzantiner und Germanen kommt auf diesen Gedanken, so erschüttert sind sie.

Auf seinen Speer gestützt, zieht auch der alte Withimer in dem Zuge mit, der nach Norden seinen Weg lenkt. Er wirft noch einen Blick zurück auf die Stätte der schweren Schlacht, da wirft ihm ein römischer Reiter an den Kopf: „Das ist der Goten gerechte Strafe!“ Withimer schaut zu ihm auf: „Die Goten vergehen, — aber durch diesen Tag ist alles ausgelöscht und der gotische Name unsterblich geworden!“ Und der Alte fängt an mit rauher Stimme ein Lied zu singen, das halbverklungen war, das sie sangen, als sie unter dem großen König Theoderich noch Heerfahrt trieben, fern an der Donau: „. . . Die wir nun fernhin fahren, fern werden wir sterben . . .“ Ein Adler, der am Desuv horstete, begleitet den Zug noch eine Strecke. Vielleicht wartet er auf Tote, vielleicht auf die Leiche des König Teja, — oder vielleicht ist er seine Seele, eine rauhe Bergadlerseele, die zu spät kam für ihr Volk. . .

Erzbischof Agobard von Lyon lebte unter Kaiser Ludwig dem Frommen (814—840). Im Unterschied zu den anderen Geistlichen des fränkischen Reiches bemühte er sich ehrlich, in die Hände der Juden geratene Sklaven freizumachen und kämpfte gegen den Einfluß des Judentums am Hofe des Kaisers. Die beste neue Bearbeitung der Werke Agobards findet sich bei Gustav Strobl „Kann ein Christ Antisemit sein?“ Die Briefe des Erzbischofs Agobard von Lyon. (U. Boding-Verlag Erfurt 1937.)

Der verzweifelte Erzbischof.

Wir schreiben das Jahr 820. Seit 6 Jahren ist Kaiser Karl dahingegangen und liegt zu Aachen in seiner Gruft. Auf dem Throne des riesigen Reiches, das alle deutschen Stämme, das ganze Frankreich, den größten Teil von Italien, alle Alpenländer und noch ein Stück vom östlichen Spanien umfaßt, sitzt des Kaisers Sohn, Herr Ludwig, den sie „den Frommen“ nennen. Die Geistlichen an seinem Hofe nennen ihn so, weil er schon am Morgen früh in der Messe vor dem Altar kniet, weil er dreimal am Tage die Kirche besucht, — und die Kriegsleute nennen ihn auch „den Frommen“ — und haben ein spöttisches Lächeln in den Augenwinkeln.

Es ist Winter und leiser Schnee treibt über die alte einstige Römerstadt Lyon an der mit graubraunem Wasser zum Meer sprudelnden Rhône. Auch hier ist Sonntag und die Frühmesse gerade beendet. Nach beiden Seiten öffnet sich das gewaltige Tor des Domes, Kriegsleute bilden mit breitgestellten Speeren eine Gasse, um die drängenden Volksmassen fernzuhalten, und dann schreiten Ministrantenknaben mit Rauchfässern heraus, tief tönt der Gesang aus dem breiten Kirchenschiff und unter einem Baldachin erscheint eine hohe, schmalgesichtige Gestalt, mit tiefblauen Augen, hebt die Hand segnend, — und links und rechts knien die Menschen nieder. Hinter der hohen Gestalt des Erzbischofs folgen die Kathedralgeistlichkeit, die

Großen der Stadt und schließlich die Gemeinde. Der Erzbischof schreitet auf seine Säufte zu, die von vier stämmigen Hörigen getragen auf ihn wartet.

Gerade als er einsteigen will, bemerkt er ein Gedränge in der Menschenmenge. Die Leute wollen einen weißbärtigen Mann zurückhalten, der verzweifelt mit den Armen ruderdnd, an den Erzbischof heranzukommen versucht und schreit: „Frommer Herr! Frommer Herr!, Wollet mich doch anhören!“ Der Erzbischof wendet sich ihm zu und gibt ein Zeichen: „Lasset den Mann zu mir kommen!“

Der Weißkopf steht vor ihm, noch ganz außer Atem von dem Ringen mit den absperrenden Leuten, beugt sein Haupt, um den Segen entgegenzunehmen. „Hochwürdigster Erzbischof, — es geschieht etwas Schreckliches. Meiner Tochter Tochter ist in der Hand eines Sklavenhändlers. Meine Tochter heiratete einen Bauern, einen kriegsgefangenen Schwaben, der hier als Höriger arbeitet auf dem Besitz des Stiftes von St. Maximin. Das Stift hat ihn, seine Frau und sein Kind verkauft an den Grafen Ardarich. Der Graf Ardarich hat, als meiner Tochter Mann starb, jetzt meine Tochter und das Kind, ein elfjähriges Mädchen, weiterverkauft. Und nun ist es bei dem Juden Samuel, — und leidet schwere Not!

Helft, Erzbischof Agobard!“

Mit einem Blick unendlicher Wehmut sieht der greise Kirchenfürst den verzweifelten Mann an. „Mann, wie gern würd' ich dir helfen! Aber ich kann doch dem Juden nun sein Eigentum nicht wegnehmen, er müßte denn das Kind mit Gewalt zu seinem jüdischen Glauben verführen! Dann ist es Gesetz, daß wir das Kind seinen Sängen entziehen dürfen.“

„Ehrwürdigster Herr, — es heißt aber doch, daß jeder Christ seinen christlichen Sklaven vom Juden loskaufen kann, wenn er ihm 10 Solidi bezahlt für den Leib des Sklaven.“

Erzbischof Agobard nickt traurig: „Das ist wohl Gesetz im Lande, und sollt so sein, — aber es hält sich niemand daran und es ist kein Recht zu bekommen. Aber ich will doch einmal sehen, ob der Jude

mir das Kind weigert, wenn ich's mit blankem Gold von ihm kaufen will. Führet mich!"

Der Erzbischof steigt, gestützt von zwei Geistlichen, in die Sänfte. Der alte Mann geht voran und zeigt ihnen den Weg, links und rechts durch die engen Gassen der Stadt gehen die Menschen mit, — hinten unter der Kathedralgeistlichkeit geht der eine oder der andere still beiseite. Ein feister Geistlicher schüttelt den Kopf: „Was der Agobard nur immer mit seinem Mitleid mit den Sklaven hat? Er wird immer älter und wunderlicher. Seit einiger Zeit hat er sich darauf geworfen, gegen die Juden zu predigen, nennt sie Gottesmörder und klagt, daß sie soviel Vorrechte im Lande genießen. . .“

Der angeredete Mitbruder seufzt: „Und das ist nicht zu des Erzbistums Vorteil. Die Juden sind gekommen und haben Geld zahlen wollen, damit sie am Sonntag Markt halten können, weil sie ihren Sabbath nicht entheiligen wollen. Da ist der Agobard aufgesprungen und hat geschrien, daß ihm die weißen Haare auf dem Kopf gebebt haben und seine Augen haben Feuer gesprüht: „Bin ich denn Judas, der den Tag des Herrn für dreißig Silberlinge verschachert?“ — und hat die Juden hinausgejagt. Das Stift aber hat das schöne Geld nicht bekommen, die Juden sind zu des Kaisers Majestät nach Aachen gezogen, haben Herrn Ludwig dem Frommen dort das Geld bezahlt und dürfen nun selbstverständlich am Sonntag Markt halten, und unsere erzbischofliche Weisheit muß das mit ansehen und hat noch nicht einmal etwas davon. Nun, grämen wir uns nicht darüber, — er ist eben alt und wird seinen Wahn mit sich ins Grab nehmen. Nach ihm kommen andere Zeiten und wir wollen unser Sonntags-huhn uns darum nicht schlechter schmecken lassen.“

Die Sänfte des Erzbischofs schwankt entlang am Ufer der Rhône, der alte Mann führt noch immer und zeigt den Weg, sieht sich wie entschuldigend um, daß er den hohen Kirchenfürsten in diese schmutzigen und abliegenden Gassen der Altstadt schleppen muß, — und doch klopft ihm das Herz vor Freude, vielleicht seinem Enkelkind helfen zu können. Es ist keine große Menge Menschen mehr, die mitgehen,

— einige Geistliche und einige Neugierige. An einem alten schmalbrüstigen Hause halten sie an: „Hier wohnt der Jude Samuel!“

Der Erzbischof sieht zum Fenster seiner Sänfte hinaus: „Dann klopf an, er soll herauskommen.“

Der alte Mann setzt den schweren eisernen Klopfer in Bewegung. Aus dem Fenster sieht ein schwarzbärtiger Judenkopf. Der eine der Geistlichen ruft: „Komm heraus, Jud! Der Herr Erzbischof will mit dir sprechen!“

Der Jude macht ein niederträchtiges und höhnisches Gesicht: „Er mag kommen in mein Haus, wenn er den Samuel sprechen will!“

Der Geistliche ruft wieder: „Jude, komm heraus, bring das Sklavenkind, das du gekauft hast, der Herr Erzbischof will es dir abkaufen!“

Der Jude schüttelt höhnisch den Kopf: „Das Kind ist mir nicht feil, — hab' ein bessres Geschäft mit ihm im Sinn!“

Der Geistliche wendet sich zur Sänfte: „Hochwürdigster Herr Erzbischof, — der Jude will nicht herauskommen.“

In den Augen Agobard's leuchtet es auf. Irgendwie rührt sich in ihm das Blut alter, kriegslustiger gotischer Grafen, von denen er abstammt, und möchte mahnen, mit Gewalt das Haus einzuschlagen. Aber das ist nur ein Augenblick, der ihm als Versuchung erscheint. Er gibt den Trägern einen Wink, so daß sie die Sänfte auf den Boden stellen, reißt sich innerlich zusammen und murmelt: „Bin nur ein demütiger Knecht des Herrn, — wenn ich eine arme Seele retten kann, will ich auch diese Last auf mich nehmen!“ Er steht auf und geht auf die Tür zu. Die Tür gibt sofort nach, — der Jude hat sie leise aufgemacht. Ihm kam es nur darauf an, den großen Herrn zu demütigen. Müffiger Geruch von altem Schmutz und dumpfer Enge schlägt ihm aus dem Hause entgegen. In der kleinen Stube steht der Jude mit seiner fetten Frau und an der Wand in einem dünnen grauen Leinenröckchen ein ganz blondhaariges Kind. Der Erzbischof sieht den Juden an und nimmt aus dem Gürtel unter seinem priesterlichen Gewand, 10 vollwichtige Solidi, und legt sie

auf den Tisch: „Hier, Jude, nimm das Geld und gib mir das Mädchen frei.“

„Wer will mich dazu zwingen?“

„Es ist Gesetz, daß jeder Christ und jeder christliche Bischof einen christlichen Sklaven freikaufen kann um 10 Solidi, ist Gesetz Kaiser Karls und Beschluß von Kirchenkonzilen. . .“

„Gewesen! Herr, gewesen!! — Wir haben gekauft um teures Geld ein Vorrecht vom Kaiser Ludwig, daß wir uns nicht brauchen einen Sklaven abkaufen lassen, wie bisher.“

„Dann geb ich euch 12 Solidi!“

Der Jude schüttelt nur den Kopf. „15 Solidi, Jud!“

„Zu wenig, Herr, bekomm anderweit viel mehr!“

„Wieviel willst du denn haben?“ fragt der Erzbischof.

„80 Solidi, — kann ja meinen Preis machen, wie ich will!“

Der Erzbischof ist einen Augenblick starr über diese Unverschämtheit, einen Preis zu fordern, für den man ein ganzes Landgut mit 6 bis 8 Hörigen kaufen kann: „Es ist doch nicht dein Ernst?“

„Wenn ihr nicht zahlt, behalte ich die Sklavin!“

Erzbischof Agobard sieht die großen verängstigten Kinderaugen und seufzt schwer. Dann legt er aus dem Gürtel 80 Solidi auf den Tisch. „Ich nehm's nicht aus dem Geld des Stiftes, ist noch von meinem Bruder ererbt, könnt der Kirche Geld nicht geben für einen so sündhaften Preis, aber ich will das arme Kind nicht hierlassen.“

Der Jude streicht das Geld ein und gibt dem Mädchen einen Stoß. Der greise Kirchenfürst faßt das Mädchel an der Hand und führt sie hinaus, winkt einem seiner Geistlichen: „Bringt die Kleine ins Kloster der frommen Schwestern, damit für sie gesorgt werde. Hat 80 Solidi aus meinem eigenen Geld gekostet!“

„Die das Stift einmal nicht erben wird, weil der Herr Erzbischof sie zum Loskauf aus den Judenhänden vertut!“ — knurrt einer der Geistlichen. Der alte Mann, der Weißkopf, drückt immer wieder

sein Enkelkind, ist halb unsinnig vor Freude, will dem Erzbischof die Hände küssen, der aber läßt sich in seiner Sänfte davontragen.

Der kleine Zug geht das Judenviertel herauf, um wieder zum Markt zu gelangen, — da ist der Weg versperrt. 6 große Leiterwagen nacheinander kommen die enge Gasse heruntergefahren. Links und rechts Reiter mit kurzer Lanze und breitem Lederschild. Auf den Wagen sind überall Gefesselte, Männer, Frauen und Kinder, und auf jedem Wagen vorn sitzt ein Jude und lenkt. Vergeblich versuchen die Träger des Erzbischofs vorbeizukommen: „Platz, Platz da! Laßt den Erzbischof Agobard von Lyon durch!“ Das Gedränge aber ist nicht so leicht zu überwinden. Und plötzlich steht eine dicke jüdische Frau in einem seidenen Gewand mit großen, edelsteinbesetzten Schmuckstücken vor der Sänfte des Erzbischofs, stemmt beide Hände in die Seite und schreit: „Sieh da, der Herr Erzbischof Agobard, der das Volk Israel nicht leiden mag! Der sein will ein neuer Haman! Sehet her, dieses Gewand von reiner Seide haben mir die Frauen geschenkt an König Ludwigs Hofe, weil ich ihnen hab' so gute Sklavinnen und Sklaven besorgt. Alle Kriegsgefangenen, alle Schuldklaven in ganz Sachsen, Friesland und dem salischen Franken, die hab' ich zu kaufen das alleinige Vorrecht für drei Jahre! Niemand darf sie mir wegnehmen!“

„Seht hier den Grafen Ruthard, der ist mitgekommen mit besonderen Befehlen vom Kaiser, auf daß in Lyon auch die Juden ihr Recht bekommen. Hat Geld genug gekostet!“

Der Erzbischof sieht sie lange an: „Geh aus meinem Wege, Menschenquälerin, Mammonsdienerin!“

Er sieht die ganze Reihe der verschleppten Frauen, Männer und Kinder auf dem Wagen, macht das Zeichen der Segnung und läßt sich dann vorübertragen.

Als er die breite Treppe zu seinen Gemächern heraufgeht, spürt er, daß sein Körper zittert, Frostschauer jagen ihm über den Rücken. Er hüllt sich in eine schwere Pelzdecke und läßt den geräuschlos hereinkommenden dienenden Bruder ein Licht bringen.

Von Zeit zu Zeit sehen die Geistlichen seines Gefolges hinein:
„Er schreibt noch immer. . .“

Sie hören, wie die Gänsefeder über das Pergament knirscht, wie der Erzbischof von Zeit zu Zeit sorgfältig die Feder wieder zurechtschneidet, wie er dann in gequälten Gedanken auf- und abgeht. Es ist schon Mitternacht, es ist eine Stunde nach Mitternacht, — aber der Erzbischof Agobard will sich noch nicht zur Ruhe legen. Wieder sieht der wachhabende Geistliche vorsichtig durch die dichten Vorhänge hinein. Der Erzbischof sitzt nicht mehr am Schreibtisch, sondern hockt tief in einer Ecke des großen Raumes, in seine Pelzdecke gehüllt, auf einem Sessel. Der Geistliche tritt leise von hinten heran: „Zerrissene Körper, zerstückeltes Fleisch, gepeinigte Seelen, — und kein Recht zu haben! Der Kaiser bestochen, meine geistlichen Brüder lau, alles offen bestechlich für das schmutzige jüdische Geld . . . und dann die Qual, die unendliche Qual des Leibes und der Seelen der armen Verschneppten. Ich gebe alles Geld dafür aus, um die Gequälten freizukaufen von den scheußlichen Sklavenhändlern. Man wirft es mir schon vor, daß ich des Stifters Geld dafür vertue, man mißgönnt mir schon, daß ich mein eigen Geld dafür verwende, — Gott, mein Gott, erlöse das arme gepeinigte Volk von den jüdischen Quälgeistern!“

Und plötzlich springt er auf wie im Fieber: „Mein Gott, warum läßt Du das unschuldige Volk unter der Peitsche der Sklavenhalter so leiden? Hat nicht unser Herr und Heiland gesagt von den Juden: ‚Euer Vater ist der Teufel und Eures Vaters Werk wollt Ihr tun?‘ Herr, gib mir die Kraft, dem Sklavenhandel endlich ein Ende zu machen! Die Juden aus Lyon zu bringen!“

Der Geistliche hinter dem Vorhang wendet sich zurück, wo noch drei weitere herbeigekommen sind, die das Geräusch in tiefer Nacht aufgestört hat: „Ihr sehet, er raset!“ —

Einige Wochen später hält König Ludwig der Fromme zu Aachen ein langes Schreiben in der Hand, schüttelt einmal über das andere den Kopf und lächelt gleichgültig und müde: „Hört einmal, was der

Besserdiß aus Lyon wieder geschrieben hat!“ Beamte mit kaiserlichen Befehlen sind vom Hofe nach Lyon gekommen, ein Gegenstand des Jubels für die Juden, des Schreckens für die Christen. Unmöglich kann ich glauben, daß solches mit Vorwissen des Kaisers geschah. Schon wagen die Juden, uns Gesetze vorzuschreiben und Christum ungeschämt zu lästern. . . Und warum widerfährt uns diese Behandlung? Aus keinem anderen Grunde, als weil wir den Mitgliedern unserer Gemeinde verboten haben, den Juden christliche Leibeigene zu verkaufen. Weil wir diesen selbst den Handel mit christlichen Sklaven nach Spanien untersagten, und weil wir nicht dulden wollen, daß Juden christliche Sklaven halten . . . Die Juden prahlen mit der Gnade des Kaisers, mit ihrem Einfluß bei den höchsten Beamten des Reiches, mit ihrem freien Zutritt bei Hofe; sie weisen Kleider vor, die ihre Weiber von Fürstinnen zum Geschenk bekommen . . . ja, die kaiserlichen Beamten haben sogar den Juden zu Gefallen Jahrmärkte vom Sabbath auf andere Tage verlegt. . .“

„Das schreibt mir der Mann alles, als ob ich Geld machen könnte. Wo denkt er denn, daß ich mein Geld hernehmen soll? Hier . . ., nimm dies, mein Referendarius“, — der Kaiser winkt einen neben ihm stehenden Geistlichen „und schreib ihm eine Antwort. Schreib’ recht fein und höflich, denn er ist ein Erzbischof, immerhin, aber laß’ durchblicken, daß er mich mit solchen Zuschriften in Zukunft verschonen soll!“

„Wie Deine Kaiserliche Gnade es will!“ Der Referendarius schiebt sich den Brief Agobard’s in den Ausschnitt seines Priesterrockes: „Es hat doch noch etwas Zeit mit der Antwort?“ — „Natürlich! — hat es Zeit“, — nickt Herr Ludwig.

Viele Jahre später meldet der Wächter der Kathedrale von Lyon einem Domherrn: „Seit einiger Zeit kommen Leute, meistens ganz arme, und streuen Brot auf dem Grab vom Erzbischof Agobard und füttern dort die Tauben und die Vögel. Hab’ einen gefragt, der hat mir gesagt, es wären frühere Sklaven, die der Erzbischof freigekauft hätte von den Juden.“

„Laßt den frommen Brauch ungestört. Nur von den Juden müßt Ihr nichts sagen. Das ist nicht mehr erwünscht, davon zu sprechen, und was der hochwürdige Erzbischof Agobard da gesagt hat, hört man nicht mehr gerne. Und hat doch wohl in manchen Dingen Recht gehabt! Leider hat er nur wenig Nachfolger auf seinen Wegen gefunden und wenn heute das Volk über die Juden und ihren Wucher lärmt, findet's keinen Agobard mehr, sondern nur Verwarnungen, daß die Juden doch auch Geschöpfe Gottes seien, denen man nichts tun dürfe!“

Der alter Wächter kratzt sich den Kopf: „Bin ja selber von ihm noch freigekauft worden, war auch eines Juden Schuldklave. Gibt noch jetzt viele Leute, die in des Juden Schuldknechtschaft sind, — aber dem neuen Herrn Bischof kann man mit diesen Dingen nicht so kommen, wie unserem guten Agobard. Sag' immer, wer gegen die bösen Juden ist, das ist wahrhaft ein heiligmäßiger Mann! Dann gibts aber wenig Heilige auf der Welt, und die es wirklich sind, werden noch nicht von allen dafür gehalten und auch nicht so benannt. . . Ja, ja, das ist der Lauf der Welt, Gott woll's bessern!“

Der Stellinga-Aufstand brach nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Frommen aus, als dessen Söhne untereinander in Streit gerieten, und einer von ihnen, Lothar, den sächsischen Bauern anbot, wie der Chronist Mitard berichtet, sie sollten „die alten Freiheiten wieder genießen, die sie gehabt hätten, als sie noch Heiden waren“. In ganz Sachsen wurden damals die Klöster zerstört und die Geistlichkeit vertrieben; besonders erbittert war der Bauer darüber, daß er jedesmal auf dem Totenbett einen Sohnesanteil seines Hofes der Kirche geben mußte, dadurch wurde das Kirchenland immer größer und das Bauernland immer kleiner. Der Aufstand wurde schrecklich unterdrückt. (J. Dr. v. Leers, „Odal“, Das Lebensgesetz eines ewigen Deutschland, Blut und Bodenverlog Goslar).

Stellinga.

Schrill himmelten die armseligen Glöckchen von Kloster Verden ins Land, daß in diesem Jahre des Heils 840 Kaiser Ludwig der Fromme, des großen und mächtigen Karls Sohn dahingegangen war.

Im niederen Versammlungsraum der Mönche saßen sie in ihren weißen Kutten zusammen, und der Abt sprach, beinahe flüsternd: „Das ist eine böse, sehr böse Nachricht, ihr Brüder! Ihr wißt alle, daß unter des hochseligen Herrn Kaisers Söhnen keine Einigkeit ist. Leicht kann es zum Krieg um die Krone kommen — und was wird dann aus uns?“

Der Bruder Munibald, ein feister, ältlicher Mann mit rotglänzendem Gesicht stemmt die Ellbogen auf den Tisch und flüsterte: „Keiner von uns ist hier im sächsischen Lande heimisch. Ihr wißt, wie sie uns hassen. Das geht bis zu den Kindern herunter. Sie sagen nichts mehr, aber sie sehen uns mit Augen an, die sind wie kaltes Glas. Und nur zu leicht fallen sie über uns her, wenn ihnen die Gelegenheit günstig scheint.“

Der dürre Schulmagister Bruder Gaudentius legt sein Gesicht in Falten: „Seit heute morgen ist der Friko, der Kloster scholar fort und verschwunden. Der Vater ist vor zehn Jahren gerichtet worden, weil er heimlich Götzendienst getrieben. Ich habe mich so sehr be-

müht, den Knaben in die Heilswahrheiten des Glaubens einzuführen — es hat aber nicht viel bei ihm gefruchtet. Er hat alles gelernt, was er lernen sollte, daß ich die Rute an ihm sparen konnte — aber ob er es geglaubt hat, weiß ich nicht.

Ist überhaupt unter dem Jungen ein unruhiger Geist seit einigen Tagen.“

Der Abt steht auf und geht ein paarmal um den Tisch: „Also die Hauptsache ist, daß wir erst einmal alles in Sicherheit bringen. Das ist ja schwierig, aber muß sofort gemacht werden. Ich glaube auch, daß es hier losgeht — alles Kirchengesetz, alles Geld, alle Dokumente müssen nach Paderborn. Wenn die Bauern übermorgen kommen und liefern ihre Abgaben, ihre Zehnten und sonstigen Pflichten ab, fordern wir sofort dieselbe Abgabe auch für das nächste Jahr. Was wir sicher haben, das haben wir! Gottes Eigentum soll nicht geschmälert werden dürfen.“

Der Bruder Wippo sieht den Abt an: „Sollten wir nicht durch Predigt dem Sturm entgegentreten. Wir wissen doch gar nicht, was eigentlich unter diesen Strohköpfen vorgeht. Vielleicht machen wir uns hier nur Angst vor und sitzen schon seit sechs Tagen wie die verschreckten Hühner. Wir sollten in die Dörfer gehen, mit den Leuten sprechen, predigen — vielleicht, daß es alles gar nicht so schlimm ist.“

Der Abt steht still und sieht ihn an: „Man sieht, daß der vielgeliebte Bruder in den alten Kirchenvätern besser daheim ist als in dieser rauhen Welt. Hier, wo unser Kloster steht, ist dieser sächsischen Bauern Land gewesen. Das haben sie von ihren Vätern und Ahnen ererbt und der Große Karl hat es ihnen abgenommen, um unser Kloster zu bauen. Dort steht die Säule, wo fast täglich Leute mit Ruten gestrichen sind und werden, die dem Kloster nicht Arbeit und Dienst leisten. Während ich Abt bin, sind nacheinander wohl an die vierzig Menschen festgenommen und mit dem Schwerte, dem Strang oder dem Feuer gerichtet worden, weil sie Christum und die heilige Kirche gelästert, den alten Götzen angehängen und den

Zehnten nicht gezahlt haben — glaubst du, viellieber Bruder, daß diese trohigen, harten, zähen Menschen uns das vergessen? Dann kennst du sie nicht! Du kannst reden und predigen, was du willst, sie werden dich anhören, sie werden nichts sagen, still weggehen — und eines Tages werden sie die Spieße und Schwerter ausgraben und werden kommen. Da magst du predigen, was du willst. Hier gibt es nur zweierlei: man muß sie brechen mit ihrem Körper und mit ihrer Seele — und dann muß man von ihnen nehmen, soviel man bekommen kann und lieber noch etwas mehr.“ Der Abt schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Die Diener der Dämonen müssen gebrochen werden, gebrochen zum Kreuze!“

Es ist ganz still. Einen Augenblick könnte man eine Feder zu Boden fallen hören. Da tönt von draußen, wo im Buschwerk und Holunder der Abhang vom hochgelegenen Kloster abfällt, eine helle Stimme, eine Kinder- und Jungenstimme:

„Kaiser Korl de hevt en blindet Pard,
Dat wer en blinde Stute
Up dem enen Oge könn se en nich sehn
Dat anner wör reen ute.“

Der Abt springt auf: „Das Teufelskind — jetzt höhnt das schon durch die Fenster!“ Er stürmt zur Tür hinaus, die anderen ihm nach heben die Kutten hoch und klettern den Abhang herunter: „Da läuft der Bengel, da läuft er —!“ barfuß, in seinem Leinwandröckchen läuft ein zehnjähriger Junge aus dem Buschwerk heraus in der Richtung auf das nächste Dorf. Er ahnt wohl, was ihm blühen soll. Aber jetzt ist in den Mönchen der Jagdeifer erwacht. Im weiten Bogen versuchen sie den laufenden Jungen einzukreisen. Der schlägt Haken wie ein Hase, läuft seitlich, wo hohes Gras, Binsen und Ried, Schilf und Weiden den Anfang des Moors erkennen lassen.

„Dorjsichtig!“, ruft der eine Mönch dem anderen zu. Sie sehen, wie der Junge in seiner Angst von Plaggen zu Plaggen springt. Der eine Mönch hat rasch noch einige Steine aufgesammelt und

mitgenommen, er wirft in weitem Bogen, trifft — ein heller, kurzer Schrei, der Junge fällt vornüber und gurgelnd schlief sich das Wasser über ihm.

Der Abt sieht den Mönch an: „Du hast doch nicht daran gedacht, daß du ihn töten könntest?“ „Nein, ehrwürdiger Vater!“ „Wenn du die Tötung nicht gewollt hast, so hast du auch nicht gesündigt, deine Seele hat dann nichts davon gewußt.“

— — — — —

In der Nacht, die still und weit heraufzieht, wo der Mond seine himmlische Herde sammelt und die Geister über dem Moor spielen, liegt der Schäfer Harm auf seinem Mooslager in der Schäferhütte am Dorf Beken. Die Rohrdrommel schreit draußen, der Kauz lockt, der Wind spielt in den Machangelbüschen — und der alte Mann liegt so bleich da, als ob er tot wäre, hat sich mit beiden Händen fest in das Moos gekrallt und will nicht aufstehen. Aber die Macht, die über ihn gekommen ist, ist viel stärker — es reißt ihn hoch von seinem Lager, er wirft den Wollmantel um und muß ins Freie, entlang hasten über das Heideland und stillstehen an einem großen Busch Machangel. Ihm ist, als ob sein ganzer Körper kalt ist, dabei fühlt er sich gar nicht erregt, sondern völlig ruhig — und da ist das „Gesicht“ da. Ein, zwei drei, vier riesige Feuerscheine stehen am Himmel, deutlich sieht er, wie die Flammen zu den Dächern heraus schlagen, wie das Vieh herausgetrieben wird. Und da, was ist das, da werfen sie Menschen, zappelnde Menschen in das Feuer hinein und Feuerbrände immer mehr und mehr, ihm ist, als ob der ganze Himmel in lodern den Flammen steht, weithin aufgehellst. —

Und dann auf einmal ist alles still, ruhig ziehen die Sterne, wandern die Wolken, in dunklen Gruppen stehen die Machangelbüsche — nur der Schäfer zittert am ganzen Leibe, schweißbedeckt, auf den Tod erschöpft. Mühsam geht er den Weg zurück zu der Hütte im Feld, in traumlos festem Schlaf der tiefsten Ermüdung, sinkt er nieder.

Am nächsten Morgen nimmt der alte Mann den Hakenstock von

der Wand, pfeift seinen Hunden, treibt am helllichten Tag die Schafe zusammen und zieht damit zum Dorf.

Die Bauern bleiben auf dem Acker stehen, die Frauen kommen aus den Häusern; wo will der Schäfer mit der Schafherde am hellen Tag hin? Sie halten ihn an, aber der alte Mann geht ganz ruhig weiter; erst als der Bauer Wulf auf ihn zutritt und fragt: „Harm, hast du etwas gesehen?“ wendet sich der Alte still zu ihm und bringt heraus: „Schafhüten ist zu Ende. Jetzt kommt es! Feuer, Feuer und Orlog im Lande.“

Und der Alte treibt die Schafe zu jedem einzelnen in den Hof, hat zum Schluß nur noch die Klosterschafe bei sich, beschreibt mit seinem Stab in der Luft einen weiten Kreis über die Tiere und knurrt: „Nun kann sich wohl jeder wieder nehmen, was seinem Vater einmal verlorengegangen“ — im Nu ist die Klosterschafherde aufgeteilt und verschwunden.

Am Abend stehen bewaffnete Bauern am Rande des Dorfes. Niemand legt sich schlafen. Es ist als ob in allen Dörfern Sachsens ein unheimliches Leben wach geworden ist. Und dann kommt auf den Flügeln des Gerüchtes die Nachricht: „Lothar, Kaiser Ludwigs ältester Sohn will den sächsischen Heerbann aufbieten. Die sächsischen Bauern sollen, „die alten Freiheiten wieder genießen, die sie zur Zeit hatten, da sie noch Heiden waren.“

Und nun wird es wirklich unruhig. Auf Kloster Verden hat man die Tore und Türen verrammelt. Schreckensbleich ist ein Reiter ins Kloster gekommen — an der Weser unten im Süden sollen schon die Klöster brennen, zwei königliche Grafen, die sich dem Haufen entgegengestellt, sind niedergemacht, die Bauern sind im hellen Aufbruch und jeder königliche Hof, jede Kirche, jedes Kloster, das ihnen in die Hände fällt, muß brennen.

Aber noch ist es still um Kloster Verden. Doch im Dorf Altenwisch steht eine eisgraue Frau mitten auf der Straße und hat vor sich ein schwarzes Tuch liegen: „Mein' Hinrich haben sie ins Moor gehehrt!

Jodute, Jodutel ich schrei über die Mönche von Kloster Verden, ich schrei zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male, ich schrei Jodute über die Landräuber, die Zehntennehmer, die Kindermörder! Jodute, Jodutel!“

Und da steht neben ihr der Schmied, hat eine Wagendeichsel mitgebracht und hält in der Hand einen Feuerbrand von der Esse. Das Dorf läuft zusammen, die Männer mit Waffen, so gut sie der Augenblick gibt, Spieße, Schwertern und Ärten. Keiner redet, der Schmied hebt die Wagendeichsel hoch und wirft den Feuerbrand in den Holzstoß, der seit zwei Tagen draußen am Dorfsende wartet, um als Brandzeichen über das Land zu leuchten. Stroh und Holz flammen auf, der Schmied nimmt die Deichsel auf den Rücken und trägt die Sackel voran: „Der Weking kommt wieder!“

Die Flammen des Grimmes wehen über das Land. Dierzig Jahre lang hat man den Druck und die Not und diese anmaßende, prassende Herrlichkeit der Klöster und der fremden Grafen gesehen. Wie zum Spaß schlägt der Schmied mit der Deichsel das Kreuz am Eingang des Dorfes um. Ehe noch die Sonne im Mittag steht, liegen die Haufen vor dem Kloster. Es ist kein fester Befehl, es ist keine feste Ordnung da — jeder weiß so, was er tun soll.

Vergebens ruft der Bruder Wippo von oben herunter: „Ihr Christenleute, versündigt euch nicht!“; ein Steinhagel vertreibt ihn von seinem Ausguck. Da fliegen aus dem Kloster die ersten Pfeile, aus dem Dachgeschloß des Hauptgebäudes abgeschossen. Ein junger blondschöpfiger Bursche stürzt jählings zusammen, ein Schrei des Grimmes antwortet aus dem Haufen. Und dann laufen sie an, krachend stößt ein schwerer Rammbaum gegen das Tor. Hunderte schieben nach, mag auch der eine oder andere durch einen Stein oder Pfeil niederfallen. Das Tor bricht donnernd auf, hinter dem Rammbaum stürzt der Bauer herein. Es ist ein kurzes Spiel — die Kriegsleute im Kloster werden niedergeschlagen und dann werden die Mönche gejagt. Durch Keller und Böden geht die Jagd, bis man sie zusammen hat. Nur den Abt nimmt der Schmied gleich bei der

Gurgel, stößt ihn in die Jauchegrube und segnet ihn noch einmal mit der Deichsel über den Schädel, als er wieder auftaucht.

Das Kloster brennt, brennt in hellen Flammen — und eine junge kräftige Frau steht vor dem Bruder Gaudentius: „So hat das gebrannt, als ihr meine Mutter verbrannt habt!“ Sie werfen die Heiligenbilder aus der Kapelle im hohen Bogen in die prasselnden Flammen, dann tritt ein weißbärtiger alter Mann vor die Mönche: „Dierzehn Menschen habt ihr verbrannt, weil sie nicht zu eurem Gott beten wollten. Der Brandstifter gehört ins Feuer. Das ist Recht in diesem Lande. Wegen des Rechtes sind wir aufgestanden — und wegen des Rechtes müßt ihr ins Feuer!“

Wie die Wollballen werden die elf Mönche, die da dicht zusammenkauern, gepackt und im hohen Bogen ihren Heiligen nachgeworfen.

Am Abend flackert das Kloster herunter, die Stimmung der Erbitterung ist abgeklungen. Was nun? Die einen wollen sich zum Heerbann zusammenschließen, nach Westen vorrücken und falls königliche Reiter kommen, sie abfangen. Die andern wollen erst das Klosterland wieder teilen, das einst ihren Ahnen entzogen war, keiner weiß, wer zu befehlen hat. Dorf für Dorf geht wieder heim.

Es vergehen Wochen. Man hört, daß unten am Osning gekämpft wird. Einige Männer und junge Burschen sind hinabgezogen.

Dann plötzlich kommt einer an einem verregneten Herbstabend blutig, wie ein gehehtes Wild, schreit durch das Dorf Beken: „Wehrt euch, der Königsgraf Fredgar ist mit welschen Truppen hinter mir, sie machen alles nieder.“

Wieder flammen die Brandfeuer über das Land. Oben am Berge, der sich aus der Heide erhebt, wo die Steingräber stehen und die Nachangelbäume, wo die Birken ihr herbstlich braunes Laub schütteln, sammelt sich der Gaubann. Es sind noch an die zweitausend Männer mit ihren großen Hunden und den schweren langen Spießern. Sie warten tagelang — aber es ist nichts vom Feind zu sehen. Sie haben den alten Wulf zu ihrem Anführer gemacht — aber als nun der Feind gar nicht kommt, kann auch er nicht verhindern, daß ein

Teil der Männer rasch einmal auf einige Tage heimgeht. Schließlich wollen sie sehen, ob der Hof noch steht und ob nicht etwa der Feind schon im Rücken ist. So sind es vielleicht 1600 Mann, die an einem kühlen Herbstmorgen plötzlich das heranziehende Heer erkennen, die Spieße nach vorn nehmen und den Angriff erwarten.

Was dort unten heranzieht, ist Fußvolk in Leder- und Eisenpanzern mit festen Lederkappen dazu mindestens 800 Reiter. Die Reiter schwärmen links und rechts um den Berg herum, das Fußvolk geht geschlossen, die Spieße vorgestreckt, zum Angriff vor. Steine und einige Pfeile fliegen ihnen von oben entgegen — dann sind die Fußtruppen heran und es gibt ein schweres zähes Ringen. — Auf einem Seitenpfad sind auch die Reiter heran, fallen den dichtgedrängten Haufen an, schlagen von oben mit den schweren Schwertern und Lanzen auf die Köpfe, drängen sich in die Lücken! „Stellinga, steht fest!“ ruft der alte Wulf. Stellinga nannte man damals die sächsischen Bauern, weil sie das alte Recht gegen Herren- und Klostergewalt wieder herstellen wollten. Aber die Übermacht ist zu groß — schon werden einzelne abgedrängt und niedergemacht. — Da nimmt der Jungbauer Heiko die Lanze eines der gefallenen Reiter, springt auf dessen Pferd und bricht mit ein paar anderen eine Gasse. Wie ein Igel nach allen Seiten die Stacheln zeigt, zieht der Haufe ab, hinunter zum Moor, wohin die Reiter nicht folgen können.

Es mag noch ungefähr die Hälfte der Männer sein, die das schützende Moor und den schmalen Weg hindurch erreichen. Hier müssen die Reiter die Verfolgung bald aufgeben, da links und rechts ein Pferd in tiefen Schlamm geraten und zu versinken drohen.

Man sieht, wie der Königsgraf drüben seine Truppen sammelt, aufmerksam beobachtet, wo der flüchtende Haufe im Moor bleibt.

Einen Tag und fast eine ganze Nacht ziehen die Bauern durch das Moor, mühsam den Weg suchend. Wer abkommt vom Wege, wer verkehrt tritt, sinkt ein und das Moor gibt ihn nicht wieder heraus. Als sie auf der andern Seite angekommen sind, liegt Brandgeruch über der Gegend. Sie hasten weiter nach Osten, vielleicht noch 800 Mann.

Sie stoßen auf eine kleine Reiterſchar königlicher Truppen — noch einmal blißen die Spieße und ſingen die Schwerter, als ſie über die Reiter herfallen und ſie auseinanderſprengen. Dann aber ſehen ſie am Horizont immer zahlreicher Kriegſcharen auftauchen. Kein Zweifel, der Feind macht Treibjagd auf ihre Schar.

Dort, wo ein Gehöft in Schutt und Trümmern liegt, werden ſie aufs neue angegriffen, ballen ſich zum Haufen zuſammen, gehen zum Gegenangriff vor. Hier iſt es, wo Heiko eine Lanze durch die Kehle bekommt und vom Pferd ſinkt. Nun ſind es vielleicht noch 600 Mann, die geſchloſſen zuſammen den Wald erreichen. Auch der Wald iſt ja Schutz.

Und ſie haſten nach Oſten. Noch zweimal ſtoßen ſie auf königliche Reiter und bieten ihnen die Stirn. Sie ſechten wie ein Eber, der ſich von den Hunden umſtellt fühlt, ſie haben ungeſcheut den Ruf der Ahnen wieder aufgenommen — einige unter ihnen haben als junge Burſchen ja noch mitgeſochten gegen den großen Kaiſer Karl; wenn die Reiter anſprengen, ſchreien ſie ihnen wie zum Hohn entgegen: „Wodan, Donar und Sarnot!“ Mit blutigen Köpfen prallt der Angriff ab — aber auch das iſt nur eine Atempauſe. Verwundete müſſen liegen gelassen werden, denn man kann ſie nicht mitſchleppen; nur wer noch gehen kann, wird mitgenommen. Eines Tages ſtoßen ſie an einen Baum, an dem dreißig Leute nebeneinander gehängt ſind. Alles Stellinga, die auch für das alte Recht und für die alte Freiheit gekämpft hatten. Sie nehmen die Toten ab und graben ſie am Wege unter Maſtangeln ein. Der eine von ihnen ſteckt eine ſpize Gabel darüber — die Manruna, das alte Zeichen von neuem Leben und Wiederkehr.

Nach Oſten, immer nach Oſten. Und hinter ihnen taucht wieder der verfolgende Feind auf.

Es iſt keine Flucht — ſie laufen nicht, ſie bieten die Stirn wo es noch geht — aber es iſt ein Rückzug.

Plötzlich ein Ruf vor ihnen: „Stoi!“ und noch einmal „Stoi!“ —

Leers, für das Reich.

Reiter tauchen auf, den langen Spieß in der Hand, die Pelzkappe auf dem Kopf.

Die 400 Stellinga stehen still: „Hier ist die Flucht zu Ende, Wendengrenze!“ sagt der eine.

Die Reiter, nur 4 oder 5 Mann, halten vor ihnen, der eine sagt etwas schwerfällig: „Hier unser Land! Was wollt ihr!“

Ein älterer Bauer tritt vor: „Bringt uns zu eurem Führer, wir sind ehrliche Kriegerleute, die das Land räumen müssen.“ Die Reiter sprechen in ihrer Sprache, zeigen mit den Lanzen nach vorn, über Sandwege vorbei an Kiefernkußeln und Sumpf zeigen sie den 400 den Weg zu einem Dorf, das am Seeufer mit niedrigen Häuschen aus Holz und Reeth liegt. Vor dem Dorf aber ist Heerlager, stehen hunderte von Männern mit Spieß und schweren Keulen, Reiter, die runden Holzschilde auf dem Rücken, die Lanzen in der Faust und warten.

In einiger Entfernung bleiben die Vierhundert stehen, ein alter Bauer, derselbe, der mit den Reitern gesprochen, tritt näher heran. Von drüben kommen einige Reiter, an ihrer Seite ein graubärtiger Mann mit Adlernase und blauen Augen unter buschigen Brauen, gleitet schnell vom Pferde und tritt den Männern entgegen: „Ihr wißt, daß ihr auf unserem Lande seid. Ich bin der Wojewode Branimir und führe den Heerbann der Wilzen, der hier zusammengezogen ist. Was begehrt ihr von mir?“

Der alte Bauer sieht ihn gerade an: „Wir sind um des Rechtes und des Glaubens willen vertrieben. Wir fragen, ob wir bei euch Siedlung, Heim, Hof und Heimat haben mögen mit unserm Recht und unserer Art. Wir kommen als Freunde, nicht als Feinde.“

Der Wende sieht ihn an, überlegt: „Ihr seid auf unserm Land und friedlich gekommen. Gastrecht gilt auch für euch. Ihr sollt hier essen und trinken und eure Wunden pflegen. Das ist alter Brauch zwischen den Völkern, und nur die geschorenen Lügenpriester halten ihn nicht. Dann aber müßt ihr euch entscheiden. Wir sind unserer wenig und wollen keine Menschen unter uns, die eine andere Sprache

sprechen, ein anderes Recht haben und in Tagen der Not abfallen könnten. Wer dann von euch hier bleiben will, muß seinem Volk entsagen, unsere Sprache annehmen und soll uns willkommen sein. Wer das nicht will, muß weiter ziehen.“

Der alte Bauer sieht ihn fragend an: „Du weißt, daß das ein neuer Brauch ist — das war unter den Völkern in der alten Zeit nicht so.“

„Ich weiß, aber seitdem die dort drüben ihr Kreuz aufgerichtet und unter Gläubigen und Ungläubigen unterscheiden, ist die Welt anders geworden. Wer bei uns bleiben will für immer, der kann seine Art nicht behalten, der muß zu unserm Volk übertreten.“

„Denkt dein Volk so wie du?“

„Mein Volk hat mich zu seinem Richter und Heerführer berufen. Es denkt nicht anders wie ich und soll auch nicht anders denken. Daran ist ja eure gute Sache so kläglich geendet, daß ihr nicht einem Mann Befehl und Macht gegeben habt, sondern nur euren Zorn und Grimm habt walten lassen. Und nun kommt, ihr möget hier lagern, trinken und essen — und“, setzt er mit einem Blick auf manche kräftigen Burschen hinzu — „jeder gute Kriegsmann soll uns willkommen sein, aber ihr wißt, unter welcher Bedingung.“

So sind die meisten dann doch weiter gezogen, irgend wohin in die Fremde, nur ein paar grenzenlos Verbitterte und Verzweifelte blieben. Einige haben nach Jahren und Jahren versucht, wieder heimzukommen. Noch fast zwanzig Jahre später hat man in Kloster Verden einen grauköpfigen Mann gehängt, der sich heimlich wieder ins Land geschlichen.

Denn wenn auch jedes Jahr die Bäume wieder grünen, die verbrannten Höfe wieder erstehen, neue Menschen kommen und alte Menschen gehen — das Kloster vergaß seinen alten Haß nicht, den es gegen den altfreien Mann trägt.

Heinrich I., der Vogelsteller regierte von 919—936, einigte die deutschen Stämme, schuf aus den Trümmern des zusammengebrochenen ostfränkischen Reiches der Karolinger ein wirklich deutsches Reich. 925 holte er Lothringen wieder zum Reich, 928 eroberte er Brennabor (Brandenburg), 929 zwang er Böhmen die deutsche Lehnshegheit auf, 930 besiegte er die Ungarn. Sein Schädel ist erst kürzlich im Dom zu Quedlinburg gefunden. Er ist einer der bedeutendsten deutschen Könige.

Herr Heinrich saß am Vogelherd.

Wir schreiben das Jahr 918 in deutschen Landen. Tiefer Dezember Schnee liegt über der Landschaft, um den alten Königshof heult der Abendwind, schlägt an die Holzladen und rüttelt am Tor.

Es ist nur eine kleine Versammlung von Männern, die um das Sterbebett König Konrads stehen. Seit Tagen sehen sie das Ende kommen. Das Wundfieber des verwundeten Königs ist jeden Tag wiedergekommen. Er selber fühlt, daß das Ende nahe ist. Draußen heult der Wintersturm. Und drinnen um den Sterbenden lebt die Sorge. König Konrad schläft einen unruhigen Halbschlaf.

Die Männer flüstern leise: „Böse Zeiten im Reich, bitterböse Zeiten. Der Herr König geht davon und das Reich bleibt ohne Herrn. Wo soll das hinführen, allmächtiger Gott? Der Herzog von Lothringen ist abgefallen, der Herzog von Bayern fällt ab, mit dem Sachsenherzog Heinrich ist der Herr König verfeindet, und dazu die Ungarn! Jetzt kommen sie schon jedes Jahr ins Reich. Wer kann ihnen widerstehen? Sie haben ein Wort in ihrer Sprache, das heißt, „ein Land ausfischen“. Dann reiten sie um eine ganze Landschaft herum in großem Kreis, und was in diesem Kreis an Vieh und Menschen ist, das nehmen sie mit, als Raub, als Sklaven. Und wenn der Ungar weg ist, kommt der Däne, und wenn der Däne weg ist, kommt der Wende — und das Reich wird dabei zur Wüste. . .“

Ein graubärtiger Kriegsmann murrte leise: „Und die Herren Bischöfe handeln Vorrecht auf Vorrecht heraus, während das Reich verfällt. Wenn der König den morgigen Tag nicht mehr sieht, — was ist dann der Deutschen Reich und Herrlichkeit? Ein Trümmerfeld, ein Wildbach, ein wehrloses, herrenloses Land. — Seht, König Konrad rührt sich!“

Der König richtete den abgemagerten Körper mit dem hohläugigen Gesicht, um das die Bartstopfeln stehen, in den Kissen auf und winkt seinem Bruder. „Eberhard! Hab' schwer genug mit mir gerungen! Jetzt fühle ich, daß mein letztes Stündlein abläuft. . .“

Die anderen drängen sich um das Bett. Die Stimme des Königs ist leise, aber sie durchdringt noch den ganzen Raum: „Eberhard, unser Haus hat nicht das rechte Glück und die rechte Art für des Reiches Krone. Ich hab' es nicht gehabt und Du sagst es selbst von Dir. Über diese Nacht komme ich nicht hinweg. Sie liegt vor mir wie ein Berg. Wenn Du mir die Augen zugedeckt hast, so reite zu Herzog Heinrich. . .“

Die anderen beugen sich ganz nahe über den König, Eberhard hört gespannt zu. Der König spricht weiter: „Ja, zu dem Sachsenherzog Heinrich, und sage ihm, daß Franken ihm seine Stimme gibt zur deutschen Königswahl, und daß er des Reiches Krone nehmen soll. . . Und unser armes Volk schützen, damit wir nicht vergehen. Ist noch so viel Treue und Tüchtigkeit im deutschen Volk. Soll und darf nicht in diesen bösen Zeiten sterben. Hört mich recht —: Herzog Heinrich soll des Reiches Krone tragen. Ihr sollt zu ihm stehen, wie Ihr zu mir gestanden habt. Und Gott nehme das Reich in seinen treuen Schutz. . .“ Der Atem des Königs wird rasselnd und schwer, das Haupt sinkt in die Kissen zurück.

Die Männer falten still die Hände —.

Die Großen von Sachsen und Franken haben Herrn Heinrich zum König gewählt, zum König von einem Reich, das es kaum noch gibt. Aber der hochgewachsene Mann mit den klaren blauen Augen und

dem gewaltigen Körper sieht vertrauend und zukunftsfröh aus. Die neben ihm geht, ist seine Gemahlin, Mathilde, die Enkelin Wittkinds — er hat den Zuruf der Krieger entgegengenommen — da tritt auf ihn der Erzbischof Heriger von Mainz zu. Der hohe Kirchenfürst mit dem klugen, listigen Gesicht, ergreift die Hand des Königs: „Es ist mir eine Freude über alle Freuden, Herr Heinrich, daß Ihr so an des Reiches Spitze gestellt seid. Nun fehlet mir noch eines. Ihr solltet gesalbt werden, wie König David gesalbt wurde, solltet so auch die Krone mit dem Segen der Kirche nehmen.“

Herr Heinrich sieht ihn nachdenklich an, ein ganz feines, kaum sichtbares Lächeln spielt um die Lippen unter dem kurzen Bart, in dem schon einige graue Säden sind. „Herr Erzbischof, es genügt mir, daß ich, höher als meine Vorfahren, König heiße, dank der göttlichen Gnade und — wieder erscheint das kühle Lächeln — „Eurer frommen Gunst. Die Salbung mag Besseren vorbehalten sein.“

Mit freundlichem Gruß schreitet er an dem Erzbischof vorüber, über dessen Gesicht ein dunkler Schatten huscht.

Dann sagt Heinrich leise zu seiner Frau: „Ich will keine Krone von der Priester Gnaden — ich will eine deutsche Krone!“ —

Fern am Himmel steht flackernder Flammenschein. Der Ungar ist im Land. Herr Heinrich hält hoch zu Ross vor seiner Burg Pöhlde, umgeben von seinen Kriegern. Da sprengt eine Reitereschar heran, die in der Mitte einige gefangene Ungarn gebunden auf den Pferden führt. Der Reiterführer steigt ab, grüßt den König: „Herr Heinrich, das war ein guter Fang. Bei einem Erkundungsritt haben wir der Ungarn Heerführer abgefangen“ — er weist auf einen großen stämmigen Mann mit dunklem Haar in kostbarem Pelzwerk.

Herr Heinrich tritt auf den ungarischen Riesen zu. Nichts rührt sich in dem schwarzbärtigen Gesicht des Gefangenen. Heinrich winkt: „Löst ihm die Fesseln!“ Die Reiter winden die Stricke von seinen Armen. Der Ungar sieht den König ruhig an. „Willkommen, als mein Gast! Hab Euch nicht eingeladen, aber denke, mir ist ein wert-

voller Vogel ins Garn gegangen. Heiße ja sowieso im Land der Dogelsteller.“

Der Ungar verbeugt sich leicht. „Führt ihn ab, und haltet ihn gut, der Mann ist wertvoll.“

Wenige Tage darauf sind Unterhändler der Ungarn auf der Burg, die ihren Heerführer wieder haben wollen. Mit ihnen schließt Heinrich einen Waffenstillstand auf neun Jahre. Als die Verhandlung zu Ende ist, sagt der König: „War ein zähes Verhandeln mit den eigensinnigen Männern, aber der Vogel ist ihnen kostbar gewesen. Wir haben 9 Jahre Waffenstillstand — gegen Tributzahlung, versteht sich! Ist der Waffenstillstand zu Ende, dann steht ein anderes Deutsches Reich da, das an niemand mehr Tribut zahlt.“

Glühend prallt die Sonne auf die Felder von Lothringen. Herrn Heinrichs Heer reitet und reitet. Wo immer des abtrünnigen Herzogs Leute sich zum Kampf gestellt haben, sind sie besiegt worden. Die Krieger haben die schweren Helme über den Rücken gehängt und tragen große geflochtene Strohhüte wie daheim bei der Feldarbeit. Sind alles freie sächsische Bauern, die hier mit Herrn Heinrich zu Felde ziehen. Wie hatte der Franzosenkönig gespottet über die Sachsen, und Heinrich mitgeteilt, daß er ihm so viel französische Helme zeigen werde, wie sie Heinrich nie gesehen.

Und Heinrich hatte damals gesagt: „Und ich werde Dir so viel sächsische Strohhüte schicken, wie sie ganz Frankreich nicht gesehen hat.“

Am Abend des Tages, als die Sonne zur Rüste geht, hat der Herzog von Lothringen sich unterworfen und der König von Frankreich Frieden angeboten. —

Quer durch das Reich ist Herr Heinrich mit seinem Heer gezogen. Wenn sie keine starke Heeresmacht sehen, glauben die großen Herzöge von Schwaben und Bayern sich um den König nicht kümmern zu brauchen. Und dann ist Herr Heinrich ihnen ins Land gerückt. Kein

Dorf, keine Mühle ist angesteckt worden — und die Herzöge haben sich dem König unterstellt, Heeresfolge gelobt und Treue geschworen.

Und wieder ist eilige Winterszeit. Der Sturm pfeift über die Lande, Bach und Teich, Fluß und Sumpf sind gefroren bis auf den Grund.

Herr Heinrich lagert mit dem deutschen Heer vor der Wendensfestung Brennabor. Seit Jahren war es das gleiche Spiel — wenn Herr Heinrich im Reiche zu kämpfen hatte, dann kamen die leichten wendischen Reitercharen nach Sachsen, trieben das Vieh ab, hieben die Grenzwachen zusammen — und wenn man ihnen nachsetzte, lagen sie wieder in der großen Sumpffestung mit den wenigen Zugängen. Riesige Palisaden sperrten die schmalen Dämme durch das Moor. Ein paarmal waren die Deutschen Sturm gelaufen dagegen, ein paarmal mit blutigen Köpfen abgewiesen worden. Solange der tiefe Sumpf die Festung schirmte, war nicht hinüberzukommen. Jetzt hatte sich Herr Heinrich eng um das alte, hochberühmte Raubnest gelagert, ließ nichts heraus und nichts herein. Man erzählte im deutschen Lager, daß sie drinnen in der Festung schon ihre Pferde schlachteten und kein Korn mehr hätten.

Am Lagerfeuer liegen in dichte Decken eingepackt die Krieger. Das Feuer verglimmt, frostkalter Morgen zieht herauf. Da tritt ein hochgewachsener Mann an die schlafenden Männer am langsam herunterprasselnden Feuer heran. Es ist König Heinrich selber: „Stehs auf, leise, daß es niemand merkt, werft noch Holz in das Feuer, damit sie drinnen denken, wir kochten den Morgenbrei. Nehmt Eure Waffen und macht Euch bereit.“

Mann hinter Mann im Dunkel der langsam weichenden Nacht wandert das deutsche Heer über die Sümpfe auf die Festung zu. Drinnen ist alles still, selbst die Wachen scheinen ermüdet.

Herr Heinrich lächelt listig: „Das ist die beste Zeit, eine Stunde, bevor die Nachtwachen ablösen.“ Er selbst trägt einen dicken Pelz über dem Panzer, die Krieger tragen lange Wollmäntel und Kapuzen, mit Schnee bestäubt. Erst kurz vor der Festung hebt Herr Heinrich

den Speer. Im Sturm lauf erklimmen sie die Wälle — und als es drinnen lebendig wird, als die ersten Pfeile fliegen, sind Heinrichs Krieger bereits über den Wall, werfen die Feuerbrände in die Holzhäuser. Noch schlägt sich der tapfere Feind in den engen Gassen — aber Herr Heinrich ist drin — und ehe die Sonne voll aufgegangen ist, ballt sich die Besatzung am östlichen Tor zusammen und bricht ins Freie aus. Heinrichs Krieger wollen die Verfolgung aufnehmen, aber der König winkt ab. „Reisende Leute soll man nicht aufhalten. Die laufen jetzt sowieso, und werden uns die Festung nicht mehr abnehmen. Hier soll Sachsens Schutzwehr entstehen.“

Jahrelang noch hat Herr Heinrich hier zwischen Elbe und Oder Krieg geführt, nicht um die Nachbarn auszurotten, sondern um ihnen endlich den Krieg gegen die Sachsen zu verleiden. Eines der kleinen Wendenvölker nach dem anderen hat dann seinen Frieden mit Heinrich gemacht und ist sein Bundesgenosse geworden.

Aber auf dem deutschen Lande liegt der Druck des Ungartributs. Herr Heinrich ist ein genauer Zahler. Seine Sachsen, die Franken, die Lothringer, die Schwaben und die Bayern stöhnen über die Abgaben, die er erhebt. Aber Herr Heinrich ist hier schwerhörig. „Ungartribut — ich muß zahlen, kann Euch nichts davon erlassen!“ Aber er gibt nicht alles Geld an die Ungarn, sondern baut Burgen. Die Burgen sollen das deutsche Land sichern und schützen vor den Reiterhaufen der Ungarn. Sie sollen Zuflucht geben und Rückhalt in dem Kampf, der kommen wird.

Mauern und Türme wachsen aus der Erde. Klug sucht sich Herr Heinrich die wichtigen Frachtstraßen aus, auf denen die Ungarn kommen können und sperrt ihnen so die Wege.

Dann endlich ist es so weit. Wieder reitet eine ungarische Gesandtschaft zum König. Wieder verlangt sie den Tribut. Aber Herr Heinrich läßt sich nicht mehr sprechen und ihnen nur sagen, sie möchten eilig machen, daß sie davon kämen. Der deutsche König zahle keine Tribute mehr.

Da wird es lebendig in den großen Heerlagern zwischen Donau und Theiß. Noch sind die Ungarn nicht sesshaft, sondern treiben ihre großen Herden von Weide zu Weide. „Der Deutsche will nicht mehr zahlen!“ Das Wort fliegt wie ein Lauffeuer von Zelt zu Zelt und schon sammeln sich die Reiter, hängen die lange Lanze um, nehmen die Kugelkeißel und den Hornbogen zur Hand und satteln die kleinen, schnellen Rosse: „Also holen wir uns den Tribut von Herrn Heinrich.“ Ab rücken zwei große Reiterheere, um den deutschen König in seinem eigenen Lande, in seinem Herzogtum Sachsen zu überfallen. Es geht nun auf den Herbst, die Bäume sind rotbraun und werden kahl, es regnet, und den Ungarn ist nicht ganz wohl bei diesem Zug. Immer aufs neue müssen sie Burgen umgehen und einschließen, versuchen vergebens in raschem Sturm die Mauern zu nehmen, ziehen dann weiter.

Anders sieht das Heer aus, das König Heinrich ihnen jetzt entgegenführt, als die armen Aufgebote, wie sie einst König Konrad hatte. Wohl ist noch viel Fußvolk dabei, aber es sind ausgesuchte, behende Leute, die Kriegserfahrung und Übung haben. Kern und Rückhalt des Heeres aber ist Heinrichs Reiterei. Aus den Besatzungen der Burgen, von den großen, breiten Höfen sind die gewappneten Männer auf schweren Pferden gekommen. Hell leuchten die Panzer und Schwerter im Sonnenlicht, als Herr Heinrich das Heer zur Schlacht an sich vorüberziehen läßt.

„Wenn die Ungarn das sehen, gehen sie auf den Hasenpfad“, denkt Herr Heinrich. „Dann machen sie mit ihren Pferdchen rasch kehrt und ich kann sie nicht gefaßt bekommen.“ So läßt er seine Reiterei hinter einer Höhe halten und schiekt das leichte Fußvolk vor.

Drüben breitet sich das ungarische Reiterheer aus. Man sieht, wie die Führer sich in den Steigbügeln erheben und die kleinen Haufen des deutschen Fußvolks mustern. Ein riesiger Reiterführer mit wehendem schwarzen Schnurrbart wendet sich zu seinen Gefolgsleuten, die schon die Lederschilde mit dem Eisenbuckel am linken Arm, die dünne Stoflanze in der rechten Faust halten: „Das ist doch eine Frechheit von diesem Heinrich! Das ist sein Heer, und damit will er

uns den Tribut aufkündigen!“ Gellendes Jubelgeschrei der braunen Steppenreiter antwortet auf den Zuruf und in einer Wolke von Staub und fliegenden Erdstücken, die von den Hufen stieben, jagt das Un-



garheer heran. Ein leichtes Spiel glauben sie mit dem Fußvolk zu haben. Und kaum, daß sie auf die Hälfte heran sind, da weicht das deutsche Fußvolk, vom ersten Pfeilhagel überschüttet, auch nach beiden Seiten auseinander. Blindwütig geht das ungarische Heer auf die scheinbare Lücke in der Schlachtordnung los.

Da — hinter dem kleinen Höhenzug wird es lebendig. Herr Heinrich reißt das Schwert hoch — und plötzlich rasselt, Reihe hinter Reihe, das deutsche Reiterheer mit schweren Stoßlanzen und langen Schwertern bewaffnet, auf die Ungarn los. Der Schreck ist überwältigend. Die vordersten Reiter der Ungarn werfen die Pferde herum, während die rückwärtigen Reihen den neuen Gegner noch gar nicht gesehen haben, es entsteht ein wirres Durcheinander von Pferden und Männern — und schon poltern die schweren deutschen Pferde heran und drücken den ungeordneten Haufen vor sich her. Es ist ein kurzer Kampf — und dann wenden sich die Ungarn zur Flucht. Der eine oder andere dreht sich als geschickter Reiter noch auf seinem Pferd und sendet den Deutschen seinen Pfeil entgegen, aber die Mehrzahl der Pfeile prallt unschädlich an den Panzern ab. Endlich geben die Deutschen die Verfolgung auf; von dem großen Ungarnheer sind nur noch Staubwolken fliehender Reitercharen zu sehen. Das ganze Lager mit den vielen deutschen Bauern, die die Ungarn als Gefangene zusammengeschleppt haben, fällt in Heinrichs Hände. Wie jubeln die Befreiten, die schon das fürchtbare Schicksal der Sklaverei in fremden Landen vor sich sahen, als Herr Heinrich ihre Fesseln lösen läßt!

Auf der Verfolgung ist auch eine Anzahl von ungarischen Führern Herrn Heinrichs Heer in die Hände gefallen. Den einen kennt Herr Heinrich gut, er ist immer dabei gewesen, wenn der Tribut abgeholt wurde. Herr Heinrich ist kein grausamer Mann. Er tritt auf den Gefangenen zu und sagt: „Du hast nicht gedacht, daß Du noch einmal so zu mir kommen würdest in dieses Land?“

„Wahrlich“, sagt der Ungar, dem blutverklebtes Haar in das Gesicht hängt: „hier ist mir heute viel Ables und Schlechtes wider-

fahren.“ Herr Heinrich lacht breit und ruhig: „Das soll ein Wort sein. Hier gründe ich zwei neue Dörfer, und die sollen heißen Obles und Schlechtewitz, weil den Feinden des Reiches viel Ubles und Schlechtes geschehen.“ —

Der König ist alt. Die große Gestalt ist gebeugt, der Bart fast weiß. Da versammelt er zum letzten Male die Großen des Reiches zu Erfurt. Von Quedlinburg hat er sich aufgemacht. Noch einmal wollte König Heinrich die liebe Stadt sehen, deren Grundstein er gelegt, wo sein Geschlecht wurzelt, wo ihm einst Herzog Eberhard von Franken des Reiches Krone angetragen hat.

Jetzt sind alle Herzöge des Reiches, alle Bischöfe, alle Großen in Erfurt versammelt. In ihrem Kreise bestimmt der altersmüde König seinen ältesten Sohn Otto zum Nachfolger und läßt die Großen des Reiches ihm schwören. Es ist Stille der Ehrfurcht um König Heinrich, und manch dankbarer Blick trifft den Verteidiger und Neuschöpfer des Reiches.

Als er heimreitet im Morgen gen Memleben, überfällt ihn die erste Schwäche auf dem Ritt. Auf der alten Burg zu Memleben legt sich Herr Heinrich nieder zum Sterben. Es ist Abend, als er den Tod herannahen fühlt. Er kennt ihn gut, er hat ihm in mancher Schlacht ins Auge gesehen, er sieht hinaus auf das weite Land durch das Rundbogenfenster der alten Burg. „Jetzt fahren sie bald die Ernte ein im deutschen Lande. Bin auch ein Bauer gewesen am Deutschen Reich, hab' mit dem Schwert pflügen müssen manches Mal. Aber nun ist der Acker rein. Die nach mir kommen werden, werden darauf bauen können.“

Von draußen treibt der Sommerwind den schweren Duft der Felder in des Königs Sterbegemach. Herr Heinrich atmet die würzige Kraft der Erde ein. Seine großen, blaugeäderten Hände spielen am Knauf des Schwertes, das am Bettpfosten steht: „Schwert und Korn, Korn und Schwert. . .“ Der König spricht schon wie aus fernen Landen. Seine blauen Augen schließen sich langsam, mit einer weißen Locke auf der hohen Stirn spielt der Wind. Es ist ganz still geworden.

Heinrichs eisgraue Gemahlin Mathilde drückt dem toten König die Augen zu. Die alten Gefolgsleute, die im Hintergrund stehen, wenden sich leise ab. Manch einer von ihnen kämpft mit einem schweren Schluchzen.

Draußen tut des Königs Jagdfalke einen hellen Schrei, als ob er den Tod des Herrn spürt. Im Stall wiehert ein Pferd. Der Sommerwind weht leise und gelind. Der Abend liegt im Gold der versinkenden Sonne. . .

Konrad I. (1024—1039), der erste Herrscher aus dem Hause der Salier, hoch bedeutend als Rechtsprecher, erwirbt 1033 Burgund für das Deutsche Reich, macht die Ritterlehen erblich und verpflichtet damit die kleinen Ritterschaften der deutschen Krone, baut den Dom zu Speyer. Sein Stiefsohn, Ernst von Schwaben, erhob sich zweimal gegen ihn, immer wieder begnadigte ihn Konrad und ließ ihm sein Herzogtum; als aber der ehrgeizige junge Herzog zum dritten Mal wortbrüchig wurde, und seine geächteten früheren Spießgesellen gegen das Reich unterstützte, vernichtete ihn Konrad II., und stellte so Reich und Gerechtigkeit höher als die Familienbände.

Des Reiches Last.

Der Sommerabend ist über dem Pfälzer Lande tief herabgesunken, rotgolden versinkt die Sonne an den Höhen der Hardt, umgibt die hohe Limburg mit purpurn-violettem Schein. Der große hochbeinige Mann mit dem sehr langen, bis auf den Gürtel herabfallenden Bart sitzt dort, wo die kleine Pforte in der Mauer den Weg den Abhang hinab weist, auf einem Vorsprung, sieht, das Haupt auf die Hand gestützt, über die Landschaft. Wie still ist dieses Land! Die ersten Nachtwolken ziehen blaugrau herauf, aus dem Dörfchen im Grund steigt der Herdrauch auf, fern bellt ein Hund und die Frösche quaken. Konrad II., der „gute König Kuonrat“ wie ihn das Volk nennt, schaut in den Abend und läßt den leichten Abendwind seine Stirn kühlen, genießt mit allen Kräften der Seele den wunderbar heimeligen, seligen Frieden. Die Burg hinter ihm liegt im letzten Abendglanz — es wird still über dem Rheintal, tief im Grund zwischen den Häusern lockt ein Käuzchen. Wie schön ist es, einmal so ganz ohne Gefolgschaft, ohne Bischöfe mit großen Papieren, Ritter in Helm und Panzer, fremde Gesandte, deren Rede Wort für Wort verdolmetscht werden muß, ohne die tägliche Last der Arbeit hineinzuträumen in den Abend. Das alles ist ja das Reich — dort drüben jenseits von Hardt und Westrich dehnt es sich aus, nach Norden, wo

der Rhein seine Fluten wälzt, ist immer noch das Reich — wie ein großer alter Bauer am Abend über seinen Hof schaut, so trinkt König Konrad die Weite des Reiches in sich hinein. Es ist ihm dabei so demütig still zu Mute, wie einem Bauern, der des abends um den Acker geht, den schon Urahn und Vater gepflügt.

Ein kühler Wind hat sich aufgemacht. Den Kaiser fröstelt, er steht auf, wendet sich, um durch die kleine Pforte hinaufzugehen in die Burg. Da bleibt sein scharfes Jägerauge am östlichen Horizont hängen. Was ist das? Was ist da wieder los? Dunkelrot steht dort ein Schein am Fuß des Schwarzwaldes.

Konrad schaut mit geballten Fäusten hinüber: „Friedebrecher!“

Das ist kein Köhlerfeuer, kein Bauernhof, der aus Unachtsamkeit in Brand geraten ist, was dort rot glostend vom Himmel qualmt, ist ein ganzes Dorf, vielleicht ein Fleckchen — eilig geht der Kaiser in die Burg zurück.

Noch in der Nacht reitet Konrad mit 60 Reitern ab, fort durch die träumende Ebene, hinüber zur Rheinfähre. In dieser Nacht, da nur die Hufe eintönig trappeln, hier und da ein Pferd wiehert, im Vormorgen, wo die Männer sich fröstelnd die Wollmäntel enger ziehen, spricht der Kaiser kein Wort. Nur die große Hakennase steht böse aus dem Gesicht hervor, der riesige Bart ist gesträubt — wer ihn so durch die Dörfer der Pfalz reiten sehen würde, möchte glauben, der wilde Jäger sei unterwegs.

Und doch ist es derselbe König Konrad, der am Mittag des nächsten Tages an der Brandstätte des schönen Dorfes steht und aus dem großen Lederbeutel unter die verzweifeltsten Menschen Geld verteilt. Und immer wieder umschallt ihn der Schrei: „Der Landräuber, Herr Kaiser, der Kiburger Graf! Über Nacht ist er ins Dorf gefallen!“

Konrad winkt ab, steigt vom Pferd, zieht einen alten weißköpfigen Bauern beiseite: „Du, sage mir auf Ehre und Gewissen — hat der Herzog Ernst überhaupt die Kriegersleute ausgesandt, die auf den üblen Kiburger streifen sollten?“

Der Bauer schüttelt leise den Kopf: „Der Herzog, Euer Stieffohn — wie käme er wohl dazu? Der Kiburger ist doch sein Freund gewesen. . .“

Der Kaiser bleibt stehen: „Willst Du sagen, daß der Kiburger heute noch des Herzogs Freund ist, der Richter?“

Der Bauer sieht sich scheu um: „Es sagen's alle Leute im Land daß Herzog Ernst es immer noch mit dem Kiburger und seinen Freunden hält.“

Konrad sieht über den Bauern fort in die Weite, nimmt die Eisenkappe ab, daß der Wind durch seine Haare streicht — dann geht er wieder zu der Brandstätte, hält zwei Leute an, die ein Bündel tragen: „Was habt Ihr da?“ Der eine schlägt das Tuch zurück — es ist eine Kinderleiche, ein kleines Mädchen, dem ein Pferdehuf in der Brandnacht den Kopf zerschlagen hat.

Konrad schüttelt den Kopf, deckt mit seiner großen schweren Hand das Tuch über den armen kleinen Körper.

Die Kaiserin hat ihren schönsten Schmuck angelegt auf diesem Reichstage zu Ingelheim — und doch weiß sie, daß das allerwichtigste gar nicht mit den Fürsten und Bischöfen, sondern zwischen ihr und Konrad besprochen wird, daß es ein Ringen der Seelen werden wird — und sie hat sich alles zurechtgelegt. . .

Aber da sind die Gesandten des Polenkönigs, da ist der alte dänische Reichsrat, der einst Konrads erste Frau nach Deutschland gebracht hat, da ist dieser ewig lange Streit zwischen dem Kölner Erzbischof und dem Reichsabt zu Fulda, die Kaiserin findet die Zeit nicht, Konrad auch nur auf kurze Zeit zu sprechen. Wie er aber so dasitzt, fühlt sie, daß in ihm ein Gewitter brütet.

Endlich, als der Kaiser hinaustritt auf den kleinen Söller um Luft zu schöpfen, tritt sie neben ihn: „Konrad, Kuoni — es ist mein Kind!“ Der Kaiser sieht sie mit unendlicher Güte an: „Ich sah in dem verbrannten Schriesheim ein erschlagenes Kind — alle diese Kinder sind meinem Schuß befohlen, Gisela!“

„Aber Ernst ist unschuldig, muß unschuldig sein!“

Konrad tritt an die Tür, winkt einem sehr schlanken, sehr helllockigen Knaben: „Geh, ruf mir den Herzog Ernst von Schwaben.“

Als der junge Mann vor dem Kaiser steht mit dem etwas breitem Gesicht, dem eigensinnigen Kinn und der knöchigen Gestalt, beginnt Konrad ganz leise: „Sage mir jetzt auf Ehre und Gewissen — hast Du irgendwelche Freundschaft zu dem Grafen Werner von Kiburg, dem Friedebrecher in des Reiches Acht und Aberacht?“ Der Herzog sieht Konrad mit einem Gesicht an, in dem Trotz, Stolz und Selbstbewußtsein sich mischen: „Werner von Kiburg hat zu mir gehalten, als Ihr mich auf Giebichenstein gefangen hieltet. Er ist in des Reiches Acht gekommen aus Treue zu mir. Wie könnt Ihr erwarten, daß ich ihn verlasse?“

Die Kaiserin möchte auf den Herzog zugehen und ihm die Hand reichen. Konrad richtet sich auf: „Dann ist es wahr, daß Du dem Ächter und Landräuber Schirm und Schutz gewährt hast?“

Der Herzog wirft den Kopf in den Nacken: „Das habe ich getan, und das werde ich immer tun. Über alles ist die Treue!“

Konrads blaue Augen bekommen einen tiefdunklen Ton, der Vollbart sträubt sich — brüllend springt der riesige Mann auf den Herzog zu: „Und Deine Treue gegen das Reich?! Und Deine Treue gegen mich?! Deine verkommenen Jugendgespielen und Räuberkompane sind Dir lieber als des Reiches Ehre und Frieden. 38 unschuldige Menschen hat Dein Freund, der Ächter und Friedebrecher zu Schriesheim erschlagen, weil sie in des Reiches Dienst und Pflicht standen.“ Mit seiner riesigen Faust packt Konrad den Herzog an die Brust: „Herzog von Schwaben bist Du gewesen! Des Ächters Freund ist gleichfalls Ächter!“

Die Kaiserin versucht sich zwischen die beiden zu werfen, Konrad tritt sogleich zurück, mit einem Blick sieht er, wie seine Frau wankt, umfaßt sie und trägt sie mehr als daß er sie führt in den Saal. Gisela stöhnt: „Mein Kind, mein einziges Kind, das ich Dir in die Ehe brachte.“

Konrad hält sie fest und sagt leise: „Die Kinder, die vielen tausend Kinder in diesem Land, deren Mütter von mir Frieden und Recht erwarten. . .“

Die Kaiserin hat sich mühsam gefaßt: „Konrad — siehst Du nicht, wie treu Ernst ist. Laß ihn gefangen nehmen — aber laß ihm das Leben. . .“

Konrad sagt leise: „Ich habe es zweimal getan — und wenn er frei war, war es stets dasselbe Spiel. Aber ich will es noch einmal tun —.“

Der Kaiser dreht sich um, winkt den Gewaffneten am Ausgang des Saales: „Seht Ihr den Herzog von Schwaben, so nehmt ihn fest!“

Ein weißköpfiger alter Kriegsmann erwidert: „Der Herzog ist vor kurzem im Hof davon geritten.“

„Hat er irgend etwas hinterlassen?“

„Er hat die Faust hinauf geballt zum Saal. . .“

„Dorthin, wo des Reiches Adler hängt?“

„Eben, dorthin.“

Konrad sieht seine Frau an: „Um der Treue willen zu seinen schlechten Freunden ist Ernst ein Verräter am Reich geworden. Kannst Du jetzt noch für ihn bitten?“

Gisela sagt leise: „Eine Mutter kann immer für ihr Kind bitten. . .“

Konrad streicht ihr mit der Hand über die Haare: „Aber des deutschen Volkes König kann diese Bitte nun nicht mehr hören. Schwaben wird des Reiches Krone an sich ziehen, Graf Mangold soll es für mich verwalten — über allem das Reich und des Reiches Größe.“

„Auch über die Stimme des Blutes?“

„Auch über die Stimme des Blutes. Nicht einmal sein liebstes Kind könnte des Reiches König schützen, wenn er so gegen das Reich, gegen des Reiches Recht und des Reiches Frieden frevelt. Denn das Reich — das ist unseres Volkes irdische Ewigkeit.“

Im Kloster Cluny in Burgund war schon unter Heinrich III. (1039—1056) eine Mönchsbeziehung entstanden, die die Unterwerfung aller Fürsten und Staaten unter den Papst forderte. In Sonderheit verlangte sie, daß kein weltlicher Fürst einen Geistlichen in sein Amt einsetzen dürfe (Verbot der Laien-Investitur), daß keinem weltlichen Fürsten für ein geistliches Amt Geld gezahlt werden dürfe (Verbot der Simonie), und daß die Priester ehelos sein müßten (Zölibat). Nachdem er unter fünf Päpsten bereits die Politik gemacht hatte, wurde der Mönch Hildebrandt als Gregor VII. Papst (1073—1085). Er war der fanatische Feind des deutschen Kaisers Heinrichs IV. und des Deutschen Reiches; eine dämonische Persönlichkeit, seine nächsten Freunde nannten ihn den „heiligen Satan“.

Der Dämon von Cluny.

Es ist einer jener langen Abende, wie sie Rom im Herbst kennt. Und es ist noch nicht so kühl geworden, daß man draußen friert, aber doch schon kühl und erfrischend. Papst Gregor VII. geht im Garten, der zu der Engelsburg gehört, auf und nieder. Er hat wieder eine einfache Kutte angezogen, beinahe wie früher, als er noch Mönch zu Cluny war. — Es ist die Stunde, in der der „Heilige Satan“ zu schmerzen beliebt. Er ist jetzt ein alter Mann und die vielen Kämpfe sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen; drei Päpsten hat er gedient, drei Päpste hat er überlebt, bis ihn der Orden von Cluny an die Spitze der Kirche gehoben hat.

Denn diese hier kennen sich alle. Da ist der Kardinal Humbert, mit seinem scharfkantigen Gesicht, aus dem die große Nase raubvogelartig hervorstößt — ein großer knöchiger Mann, dem man einstige Kraft und Stärke des Körpers noch ansieht. Da ist der Kardinal Petrus Damiani, „Petrus Damnator“, „Petrus, der Verdammer“, wie ihn seine Freunde nennen — jetzt sieht er aus wie ein alter, kleiner, böser Raubvogel, nur noch ein schmaler Haarkranz weht grau um den fast kahlen Schädel. Das Gesicht ist knöchig und eingefallen. — Da sind die andern alle, Landulf, der sich auch Lan-

dolfo nennt, der Arialt, sein Vetter, ein starkleibiger Mensch — und es ist als ob irgendeine geheime Kraft, irgendein Einverständnis, über das sie nicht sprechen, sie alle zusammenhält.

„In Cluny kam um diese Zeit der kühle Wind von den Alpen und der erste Schnee“, beginnt der Kardinal Humbert das Gespräch. Gregor nickt: „Das war die Zeit, da öffnete ich mein Fenster die Nacht hindurch, um den sündigen Körper durch den Frost abzutöten.“

„Abzutöten — hihi“, kräht der alte Petrus Damiani los.

Der eine klopft ihm auf die Schulter: „Still, Alter, bist auch kein erfreulicher Anblick mehr heute.“

Aber der alte Damiani läßt sich nicht mehr aufhalten: „Das Weib, heiligster Vater, das Weib ist der Anfang aller Sünden! Mit Eva ist die Sünde auf die Welt gekommen. Sie hat ihren Mann zum ersten Sündenfall verführt, darum wir alle täglich in Sünden gefangen liegen.“

Die andern lächeln ganz leise und unmerklich, nur ein wenig um die glattrasierten Mundwinkel.

Der Alte aber fährt mit seiner schrillen Stimme fort. „Eva gebar den Mörder Kain, Kain wiederum erzeugte eine sündige Menschheit. Das Weib verlockt noch heute täglich zur Sünde, es trägt das Gesicht der Frau Welt, lieblich anzusehen, aber wenn man die Larve fortreißt, bedeckt mit Maden und Unflat, Verwesung und böser Lust, denn was das Weib gebiert, muß sterben, sie ist eine Gebärerin des Todes, der Sterblichkeit, des Körpers und seiner Lüste und Leiden — verflucht mit dem Fluche Gottes gegen Eva, eine Schlange der Versuchung. —“

Gregor winkt leise ab.

Der Kardinal Humbert beginnt wieder: „heiligster Vater, ich habe einen Brief aus Deutschland bekommen, schamlos zu lesen. Mir schreibt aus Trier der Domkanonikus Wenrich, daß er von seiner alten Frau sich nicht trennen wolle. Sie hätten schon dreißig Jahre in der Ehe gelebt — und nun, heiligster Vater, höre die schamlose Frechheit dieses Unflatpriesters: „Der Papst möge sich Engel suchen,

seine Kirche zu regieren, wenn Menschen ihn anstinken“, schreibt dieser Kezer, dieser allzeit bereite Waffe des bösen Feindes, dieser Diener der Hölle.“

Gregor nickt, bleibt auf dem großen Platz in der Mitte des Gartens stehen.

Kardinal Humbert fährt fort: „In der Lombardei hat das Volk zwei Priesterfrauen erschlagen. Kein verheirateter Priester spendet dort mehr die Messe. In Frankreich desgleichen, in Spanien auch — nur in Deutschland wollen sie Schwierigkeiten machen. —

Gregor VII. sieht auf und zischt durch die Zähne: „Immer die Deutschen! Seit meiner ersten Mönchzeit kenne ich das nicht anders — immer sie! immer nur dieses trohige, hartnäckige Volk!“

Die andern haben sich auf die Steintrümmer, Reste irgendeines antiken Tempelchens, rings im Kreise gesetzt — nur Gregor steht aufrecht, klein, hager mit seinem harten Gesicht gegen die Sonne, als ob er dem scheidenden Gestirn, das sich herabsenkt, Trotz bieten wollte. Seine Lippen sind zusammengepreßt, als ob die Gedanken in ihm ringen. Dann stößt er hervor: „Die Wahrheiten des Glaubens sind stets die gleichen. Wenn wahr ist, daß Gott sich den Vätern des Alten Bundes offenbart hat, daß er um unserer Sünde willen seinen Sohn am Kreuz sterben ließ, wenn wahr ist, daß der Gekreuzigte und Auferstandene zu Petrus gesprochen hat: „Du bist der Fels, auf den ich meine Kirche bauen will —“ so ist auch wahr, daß in meiner armen sündigen Leiblichkeit allen Königen und Herrschern der Erde der Stellvertreter Gottes vorgefetzt ist, sie zu richten, zu strafen, zu leiten und wenn ihre Missetat es erfordert, sie von ihren Stühlen zu stoßen. Darum ist es vermessene Kezerei und Teufelsdienst, wenn ein König, wie jener König Heinrich der Deutschen oder der König Wilhelm von England behaupten wollen, daß ein König ein Recht aus eigener Macht habe. Es ist vielmehr so, daß Gott am Anfang dem Stellvertreter Christi alle Macht zu binden und zu lösen auf dieser Welt überlassen hat. In diese Macht sind eingebegriffen das weltliche und das geistliche Schwert. Das weltliche

Schwert hat der Stellvertreter Christi den Königen gegeben, damit sie mit diesem Schwert richten sollen über ihre Völker. Er hat es ihnen nicht gegeben wegen ihrer Würdigkeit, sondern wegen ihrer Unwürdigkeit. Die Kirche Gottes dürstet nicht nach Blut, der Geweihte Gottes vergießt kein Blut. Blut aber muß vergossen werden, um die Kezer und die Ungläubigen zum Gehorsam gegen die Kirche zu zwingen. Dieses Blut zu vergießen ist Pflicht der Fürsten und der Könige. Darum tragen sie das weltliche Schwert, wie der Henker einer Stadtgemeinde das Richterschwert trägt. Sie sind aber damit untertan wie der Henker seiner Stadtohrigkeit, so dem Stellvertreter Christi. . .“

In Gregors Augen funkelt ein wildes Feuer: „Wie einen Henker, der seinen Dienst versäumt, wie einen Schweinehirten, der seine Herrschaft betrügt, darf der Stellvertreter Christi die Fürsten und Könige aus ihrem Amt jagen. Ein Ende habe der Hochmut der Vermessenen! Vor dem, der die dreifache Krone trägt, beugen sich alle Gewaltigen der Erde. Und hier stehe ich, ein Wurm vor Gott, ein armer Sünder, im Gewande der Sterblichkeit — und doch, der Herr der Welt, der Stellvertreter des, dem das Firmament gehorcht und der die Erde zu seinem Fußschemel gemacht hat. Die Verachteten aus dem Klosterlein zu Burgund, die Allerärmsten sind die wahren Herren der Welt. Der Willkür der Fürsten und der Völker trete ich entgegen, unter die gerechte Herrschaft des göttlichen Wortes beuge ich sie, ich richte auf die Mühseligen und zerschmettere die Stolzen, ich hebe mein Haupt auf, ich bin die Hilfe, die von den Bergen kommt, den Hochmütigen ein Schrecken, den Fürsten und Völkern ein Greul und ein Ärgernis — und doch derjenige, in dessen Hand Gott die Welt gegeben hat —. Das bin ich, ein Sterblicher — und doch in aller meiner Herrlichkeit. Ich erhebe die Fürsten, ich schleudre sie herab — in meine Hand ist gegeben der Schlüssel zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden!“

Arialt springt auf: „So mußt Du predigen, Heiligster Vater, so mußt du morgen sprechen. Wenn die Pilger zu dir kommen — Du,

der Horst der Gerechtigkeit, Du, in dessen Hand Gott den Erdball gegeben hat, wie ein Staubkorn müssen die Könige und die Völker vor Dir erscheinen und über ihrer Zerbrochenheit muß der Dom der Kirche sich spannen — . . .“ —

Die Pferde trappeln nach Norden. Der deutsche Ritter mit dem kurzgestuhten roten Vollbart, der seit dem Abritt von Rom geschwiegen, sieht seinen Sohn an, den achtzehnjährigen Jungen, der neben ihm reitet: „Wulfdietrich — du hast doch das Latein der Mönche gelernt. War zeit meines Lebens zu faul dazu und ist auch nicht Ritterart, über den Büchern zu sitzen. Was hat nun der Heilige Vater gesagt?“

Der junge Mensch antwortet lange nicht, sieht dann mit sehr großen, hellen Augen den Vater an: „Vater, ich werde nicht Geistlicher, sag' es dem Onkel Domherrn, und ich will es selbst der Mutter sagen. Ich kann nicht Geistlicher werden!“

Der Vater blickt ihn nachdenklich an, schiebt die Unterlippe unter dem Vollbart vor: „Und die schöne Pfründe zu Mainz, die du einmal haben könntest? die jetzt der Onkel Domherr hat? Hast du gar kein Begehren danach?“

Der Junge schüttelt den Kopf; „Vater — der sprach wie ein Mensch, der in bösen Flammen steht?“

„Wie meinst du das, Wolf Dietrich?“

„Darf ich alles sagen, was ich denke? Er selbst, der große Gregor und alle die dort saßen — ich habe sehr aufmerksam in ihre Gesichter gesehen. In allen war irre Leidenschaft, war Gier und Härte und Herrschsucht — nicht einer hatte ein Gesicht, wie du es hast, wenn du abends an den Äckern entlang gehst.“

Der Ritter sieht auf: „Wie meinst du das mein Junge?“ — und in seinen Augen ist ein stilles Leuchten. —

„Das ist so, Vater — wenn du am Acker entlang gehst oder wir sind im Wald auf der Jagd, dann lebt doch alles um uns, dann wächst das Korn, und die Tiere bauen ihre Nester und Baue, das

eine stirbt, das andere wird geboren — und die Welt ist so schön, daß es kein Mensch auszusagen vermag.“

Der Alte legt ihm einen Augenblick ganz still die Hand auf die Schulter.“ Du sagst, was ich denke — die Welt trägt ihr gutes Gesetz und ihre Ordnung in sich, und diese alten herrschsüchtigen Männer wollen nur der Welt ihr Gesetz auflegen und geben es als Gottes Willen aus!“

Der Junge sieht den Vater an: „Und darum stehen sie gegen die gute Ordnung der Welt. Und darum kann ich nicht zu ihnen gehören; aus unserer Art heraus nicht.“

Der Alte hebt die linke Hand: „Du kennst unser Wappen — weißt du auch, was das heißt, das Rad, aus dem der Baum wächst? der Baum mit den drei Ästen und den drei Wurzeln? Jetzt wo du selber dazu gekommen bist, kann ich es dir ja sagen. In allen unsern Häusern und Wappen steht noch das gute Wissen von den Ahnen her geschrieben. Das Rad ist der Sonnenlauf, die gute Ordnung der Welt, daß auf jeden Winter wieder ein Frühjahr kommt — und auf den Tod die Wiedergeburt im alten Stamm. Und der Baum mit den drei Ästen ist unsere alte Manruna, das Zeichen des neuen Lebens — und von den drei Wurzeln erzähle ich dir, wenn wir wieder daheim in Deutschland sind. Und ich bin nie so glücklich gewesen, wie ich jetzt über dich bin, mein Junge. . .“

Und auf einmal fängt der Alte an zu singen, rauh aus seinem Bart:

„Mein Junge wird kein Pfaff,
mein Junge bleibt ein Rittersmann
der für das Heilige Deutsche Reich
noch fechten und reiten kann. . .“

Im Jahre 1090 zwang der Bischof Rüdiger Huozman von Speyer den deutschen Kaiser Heinrich IV., der Judengemeinde in Speyer außer anderen großen Rechten das Vorrecht zu gewähren, daß, wenn eine gestohlene Ware im Laden des Juden gefunden wurde, der Jude schwören durfte, er habe sie als Pfand bekommen. Seitdem wurden die Juden die geschickten Aufkäufer aller Diebsware im Mittelalter und haben das arbeitende Volk so schwer geschädigt. Noch heute besteht die Fachsprache der Verbrecher (Gaunersprache) fast überall in Europa aus überwiegend hebräischen Ausdrücken.

Das große Gaunerprivileg.

Es ist ein klirrend kalter Februarabend. Seit Stunden stiebt der Schnee in immer neuen weißen Wolken um die alte Stadt Speyer, hat den Dächern weiße Kappen aufgesetzt, liegt in dichten Haufen auf den ungepflasterten Straßen — es ist der 19. Februar 1090.

Oben in der bischöflichen Residenz sitzt der greise Kaiser Heinrich IV. in einem schweren Pelz dicht an dem flackernden Kamin. Das Gesicht ist ausgezehrt, die Backen eingefallen, die Augen liegen tief in den Höhlen, nur die langen schmalen Hände, die er auf dem Stuhl über den Knien gefaltet hat, mit den bläulichen Adern verraten noch etwas davon, daß Herr Heinrich einmal ein schöner Mann war. Der Kamin prasselt, die Buchenscheite springen mit Knall — aber den Kaiser friert. Vierzig lange bittere Jahre gejagt und gehehrt, zwanzig Jahre von den schweren Raben umflattert, die an des Reiches Gut den Schnabel nie voll genug kriegen konnten. Der Kaiser ist müde, todmüde. —

Der Kaiser wendet sich auch kaum um, als der Bischof, Herr Rüdiger Huozman hereintritt. Der Bischof ist auch schon alt, klein und zusammengesunken, aber um den schmalen Mund spielt ein schlaues Lächeln, die kleinen Augen funkeln listig.

„Wie eine Ratte sieht er aus, genau wie eine Ratte. . .“ denkt

der Kaiser. Er ist zu müde, um sich auch nur von seinem Sessel zu rühren.

So beginnt der Bischof: „Der Herr Kaiser wolle verzeihen, aber die Ältesten der Judengemeinde warten da draußen. Der Herr Kaiser kann mir ja doch das Geld nicht zurückzahlen, daß ich ihm seit Jahren geliehen.“

„Gauner“, denkt der Kaiser; laut sagt er: „Ich weiß, — warum muß ich noch daran erinnert werden?“

Der Bischof fährt fort: „Es bleibt also nur das eine Mittel, daß der Herr Kaiser mir nun das Vorrecht und Privileg bestätigt, daß ich für die Judengemeinde von Spener haben will. Die Ältesten sind nun da, der Judas Kallonymus, der David, der Sohn des Meschullam und der Moses, der Sohn des Guthihel und wollen sich die Urkunde abholen.“

„Also gebt her!“ seufzt der Kaiser.

Und der Bischof zieht das Dokument aus seinem Gewande und reicht es Herrn Heinrich.

Der Kaiser beugt sich hernieder und liest bei dem Licht des Kamins:
 „. . . Sie sollen das freie Recht haben, ihre Sachen mit allen Menschen im gerechten Geschäft zu tauschen und soweit das Reich reicht, frei und friedlich es zu durchwandern, ihr Geschäft und Handel auszuüben, zu kaufen und zu verkaufen; und niemand soll von ihnen Zoll oder irgend eine öffentliche oder persönliche Dienstleistung fordern. . .“

Der Kaiser sieht hoch: „Zollfreiheit im ganzen Reich? Das ist ein schwerer Verlust für die Reichskassen!“

Der Bischof zuckt nur mit den Achseln. „Und wie wollen die Reichskassen das Geld an mich bezahlen?“

Herr Heinrich liest weiter: „In ihre Häuser soll keine Einquartierung ohne ihre Erlaubnis gelegt werden, niemand darf von ihnen Dorfspann für eine Reise des Königs oder Bischofs oder Spanndienst für das Reich fordern. Wenn aber eine gestohlene Sache bei ihnen gefunden wird, und wenn der Jude sagt, er habe sie gekauft, dann soll er

das mit einem Eid nach seinem Gesetz beweisen, um wieviel er sie gekauft hat und so viel soll er bekommen und soll nur dann die Sache dem, dessen Eigentum sie war, zurückgeben. . .“

Der Kaiser springt auf: „Nein, Herr Bischof, das geht nicht! Um die Welt geht das nicht. Malt Euch selber aus: einem ehrbaren Mann wird sein Goldschmuck gestohlen. Er findet ihn bei dem Juden und verlangt ihn heraus, wie es Recht ist in deutschen Landen, daß niemand an einer Diebsware Eigentum gewinnt. Und dann soll der Jud auf seinen Eid nehmen dürfen, daß er die Ware gekauft habe, und der ehrliche Mann soll sie ihm bezahlen müssen? Das kann ich nicht!“

„Aber seid Ihr nicht der Kaiser? Kann nicht der Kaiser Recht machen wie er will? Ist nicht des Kaisers Befehl Recht?“

Herr Heinrich steht auf, geht mit langen Schritten auf und ab; „Hab' mein Amt nie so aufgefaßt! Der Kaiser kann nicht Recht machen, wie er will. Das Recht steht über uns allen; man kann nur sagen, was Recht ist.“

Der Bischof zischt ihn an: „Das ist Kezerei! Der Herr Kaiser vergißt, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist. Und was Recht ist, steht uns in den heiligen Schriften geschrieben. Und wer legt die heilige Schrift aus — der Diener am Wort Gottes! Glaubt der Herr Kaiser, der Bischof von Spener werde etwas in ein Privileg hineinschreiben, was nicht Recht ist? Will der Herr Kaiser, daß ich den deutschen Bischöfen im Land schreibe, daß mir Herr Heinrich mein Geld nicht wieder gibt? Daß Herr Heinrich auf einer neuen Kezerei betroffen ist und daran gezweifelt hat, daß ein Bischof das göttliche Recht auslegen könnte? Das wird man in Rom gerne hören, hihi — das sucht man schon lange, um wieder einmal Herrn Heinrich auf neuen Kezereien zu fangen. Die deutschen Fürsten hören's auch gern.“

Der Kaiser bleibt stehen: „Und was würdet Ihr tun, Bischof, wenn Euch ein Jude, saget einmal, die goldenen Altargeräte auf diese Weise an sich bringen würde?“

Der Bischof lächelt: „Dafür ist Vorsorge getroffen — an Kirchengut

kann niemand Eigentum erwerben außer der heiligen Kirche. Die Bestimmung in dem Privileg bezieht sich nur auf Laienbesitz.“

Der Kaiser sieht ihn mit maßloser Verachtung an: „Also am Gut der armen Leute willst Du Dich bereichern! Denn mache mir nichts vor — Du wirst ein gutes Stück Geld von der Judengemeinde für dies Vorrecht bekommen.“

Und in feierlichem Ton verfallend, fährt der Kaiser fort: „Hochwürdiger Bischof von Speyer, gebet mir den Gänsekiel — ich werde unterschreiben.“

Der greise Kaiser läßt sich die Feder reichen und dort, wo die zweite Seite beginnt, setzt er mit festen Schriftzeichen hinzu: „Außerdem haben wir auf das Anliegen und flehentliche Bitten des Huozmann, Bischofs von Speyer dieses unser Privileg zu gewähren und zu geben befohlen.“

Dann setzt er seinen Namenszug darunter, böse und krallig sieht die Unterschrift aus. Wie mit der Klaue eines alten vergrämten Raubvogels hingehauen. Er reicht dem Bischof das Dokument. „Da, — es wird Dir ja nicht unangenehm sein, daß Dein liebwerter Name noch mit drin steht! Das mußte mindestens der Nachwelt erhalten bleiben, daß ein deutscher Bischof dem deutschen Kaiser ein Privileg zugunsten der Juden und Gauner abgezwaht hat, weil der Kaiser keinen roten Schilling in der Tasche hat, alles fürs Reich gegen die Päpstlichen ausgeben muß. Das mußte der Nachwelt erhalten bleiben, mein Lieber! Eine Abschrift aber bitte ich mir noch besonders aus. Wenn die Judengemeinde eine bekommt, kann ich wohl auch eine bekommen.“

Der Bischof sieht mit spöttischem Gesicht auf den alten, grimmigen, frierenden, kranken Mann, nimmt das unterschriebene Pergament und schlürft zur Tür hinaus.

Draußen in der Vorhalle stehen die Parnessim, die Vorsteher der jüdischen Gemeinde. Wie auf ein Kommando lassen sie ihre Pelzhappen in der Hand fallen und bücken sich nach ihnen. So haben

sie sich vor dem Bischof verbeugt, und doch das Gebot des Talmud gewahrt, sich vor keinem Würdenträger der Nichtjuden zu verbeugen.

Der Bischof zieht das Pergament heraus und fragt: „Wo ist das Geld?“ Der David ben Meschullam fragt dagegen: „Wo ist die Urkunde?“

Der Bischof erwidert: „Hier ist die Urkunde — wo ist das Geld?“ Aber der David ben Meschullam läßt nicht locker: „Was steht er in geschrieben?“

„Alles, was wir besprochen haben?“

„Erst sehen, erst sehen!“ murmeln die Juden.

Der Bischof wirft den Kopf in den Nacken: „Wollt Ihr Euern Stadtherren, einem Bischof nicht glauben, ihr Elenden. . .?“

„Wenn der Herr Bischof hat zu kriegen Geld, wird er nicht reden von Christismörder,“ sagt der David. „Wenn wir sollen geben Geld, müssen wir erst sehen, was er hat geschrieben in die Urkunde!“

Der Bischof hebt die Urkunde hoch und entfaltet sie. Die zehn Juden beugen ihre härtigen Köpfe vor, lesen langsam und murmeln. Der eine macht rasch den Versuch, dem Bischof die Urkunde wegzuziehen, aber der geistliche Fürst hält sie fest: „Erst das Geld, dann die Urkunde!“

Die Juden lesen halblaut murmelnd und hebräische Bemerkungen austauschend, die Schrift bis zu Ende. Als sie auf die Erwähnung des Namens Huozman stoßen, sagt der David ben Meschullam leise: „So gierig ist er nach dem Geld, daß er geworden ist unser Schlättenschammes.“

Sie lesen dann die Urkunde bis zu Ende, vergewissern sich unter einander, daß alle einverstanden sind, und dann sagt der David ben Meschullam: „Es ist gut — werd der Herr Bischof gäben die Urkund, wärden wir nun gäben das Geld —“ und vorsichtig reicht der eine die Urkunde, der andere einen schwergesüllten Geldbeutel hinüber. Mit Verbeugungen ziehen sich die Juden zurück — um ein Haar hätte der Bischof ihnen noch den Segen gespendet, da fällt ihm im letzten Augenblick ein, daß es ja Juden und Ungläubige sind — und die

Segensbewegung bleibt über dem Geldbeutel hängen, den er im linken Arm trägt.

Das war im Jahre 1090 am 17. Februar in der Stadt zu Speyer. —

Seit jener Zeit aber zahlten die Juden von Speyer jedes Jahr eine erhöhte Schutzsumme an ihren Bischof, seit jenem Jahr brachte jedermann, der in Deutschland etwas gestohlen hatte, es zum Juden. Im Vorderstübchen seines Ghettohäuschens verlieh der Jude Geld, in der Hinterstube kaufte er die gestohlene Ware auf. Und wenn die Berufsdiebe und Gauner unter sich sprachen, damit die ehrlichen Menschen sie nicht verstehen konnten, so sprachen sie in der Sprache des Juden. Seit jener Zeit ist die Judensprache die Gaunersprache, spricht man von baldowern (auskundschäften), von Massmatte (Geschäft, Diebstahl) von Sore (gestohlener Ware) — und das große lange Brecheisen nannten die Einbrecher den „Reb Mosche“, den „Rabbi Moses“ — weil er der größte unter den Propheten ist, mit ihm geht es am besten!

Unendlich viel Unheil und Jammer ist über unser Volk durch dieses „große Gaunerprivileg“ gekommen. —

Da hängen verfallend und faulend vor einer mittelalterlichen Stadt zwei Diebe am Galgen. Wenn sie sprechen könnten, würde der eine zum andern sagen: „Weißt du noch, wie wir noch ehrliche Menschen waren und wie dann der Jude gekommen ist, und hat uns zum Diebstahl angestiftet?“

Und der andere würde antworten: „Ja, und als wir ihm die erste Diebsware gebracht hatten, da hat er uns nicht losgelassen und wir haben ihm immer mehr bringen müssen, damit er uns nicht „hochgehen“ ließ.

„Ja, — und nun sind wir doch „hochgegangen“ am Galgen — und alles durch den jüdischen Hehler.“ —

Da ertönt aus der Werkstatt in derselben Stadt ein jammervolles Geschrei — da hat der Kürschnermeister seinen Lehrling zwischen die Beine geklemmt und verdrückt ihn, daß es „raucht“, die Leute

stehen schon auf der Straße und eine alte Frau sagt: „Ach, das arme Kind, er schlägt den Jungen ja ganz zu schanden, der rohe Mensch! Da tippt ihr ein alter Schmiedemeister auf die Schulter und sagt: „Liebe Frau, dem Jungen geschieht sein Recht! In der Judengasse ist er gesehen worden, mit den Juden hat er gesprochen — wie leicht hätte er sich verführen lassen, aus der Werkstatt zu stehlen. Noch ist's mit einer Tracht Hiebe abzumachen — wenn er erst wirklich gestohlen hat, nicht bloß mit den Juden geredet und Heimlichkeit gehalten, sondern in Wahrheit zum Dieb geworden — dann ist's zu spät, dann hat er sich selber unehrlich und des ehrbaren Handwerks unwürdig gemacht, kann nie Geselle werden, wird nie Meister werden, muß in Unehrllichkeit sein Leben führen.“

Drinne ist das Geschrei zu Ende, der Meister beutelt den Jungen noch einmal richtig hin und her und sagt dann warnend: „Wer erst beim Juden in der Judengasse gesehen wird, der ist schon auf dem Weg zum Diebstahl. Laß dir einen Denkartel sein für alle Zeiten. — Die Sunst muß so rein sein, als sei sie von Tauben gelesen. Willst du nie mehr zum Juden gehen, damit dein Meister dir auch vertrauen kann, dann gib mir die Hand darauf!“

Der Junge reibt sich noch mit der einen Hand die verdroschenen Stellen, gibt aber doch dem Meister die andere Hand. Draußen, der alte Schmiedemeister sagt zu den übrigen: „Vor drei Tagen die zwei Diebe wären nicht gehängt, und heute der Junge hätte keine Prügel bekommen — wenn nicht einmal ein Herr Bischof von Speyer das gute Recht an die Juden für 30 Silberlinge verkauft hätte — pfui Teibell!“

Unter den Kreuzzügen (Erster Kreuzzug 1096—1099, Zweiter Kreuzzug 1147 bis 1149, Dritter Kreuzzug 1189—1192, Vierter Kreuzzug 1202—1204, Fünfter Kreuzzug 1228—1229, Sechster Kreuzzug 1248—1254, Siebenter Kreuzzug 1270) waren die Deutschen führend nur am Zweiten und Dritten Kreuzzug beteiligt. Im Zweiten Kreuzzug führte Konrad III. ein großes deutsches Reichsheer über Kleinasien nach Syrien, das auf dem Marsch von den Selbshuken-Türken fast aufgerieben wurde; auf dem Dritten Kreuzzug erkrank Kaiser Friedrich Barbarossa im Flusse Saleph (Göl-sü) und auch dieses deutsche Heer ging zum großen Teil verloren. Die Teilnahme an den Kreuzzügen war ein schmerzlicher und nutzloser Blutverlust unseres Volkes.

Der große Kreuzzug.

Die Linden standen in voller Blüte in diesem Sommer des Jahres 1156, leichter, feiner Abendnebel stieg vom Rhein herauf, das dunkelrote Feuer in der Schmiede glöstete in den Abend. Vor der Tür der Schmiede auf der Bank saß der alte, schon ganz graubärtige, riesige Schmied neben seiner Frau. Über dreißig Jahre hatte er als ein dem Kloster dort oben höriger Schmied am Feuer gestanden, vier Söhne hat er auferzogen — drei wirtschafteten unten im Dorf als Fronbauern des Klosters — und der vierte, der älteste, saß jetzt vor ihm. Acht lange Jahre hatten sie auf ihn gewartet. Schließlich waren der alte Mann und die alte Frau müde geworden. Er kommt ja doch nicht mehr heim — und dennoch hatte in ihrem Herzen immer noch eine Hoffnung gelebt, daß ihr großer, blonder Junge, der einmal die Schmiede hier am Berge weiterführen sollte, heimkehren werde aus dem heiligen Lande, wohin er mit König Konrads Kreuzzug gezogen.

War das damals eine Erregung im Lande gewesen, als der Kreuzzugsprebiger hier in der Gegend aufgerufen hatte, das Grab Christi, das heilige Land, wo Gott als Mensch wandelte, aus den Händen der Ungläubigen zu erretten! Wer sich das Kreuz anheften ließ und die Waffe nahm, um das heilige Grab aus den Händen der Anbeter

des Lügengottes Mohammed — denn so sagte der Kreuzprediger — zu retten, dem sollten alle Sünden vergeben sein und wenn es Todsünden waren, der Gebannte sollte in den Frieden der Kirche aufgenommen werden, wer unter des Reiches Acht stand, seiner Schuld ledig, der Hörige frei sein. Und da hatte ihr Ältester, der Hans, daran gedacht, wie seine Vorfäter einst frei auf diesem Boden gesessen, wie man sie dann zu Hörigen des Klosters gemacht — und hatte sich Schild und Schwert in der Schmiede an der Esse gehämmert, das Kreuz angeheftet und war davon gezogen, wo König Konrad, des Reiches Kaiser, das deutsche Kreuzheer in das heilige Land führte.

Und acht Jahre lang hatten die beiden Alten nichts mehr von ihm gehört. Nur von Mund zu Mund war weiter gesagt worden, wie es mit dem großen Kreuzzug ausgegangen.

Jetzt an diesem Abend saß er auf dem Baumstamme vor den beiden Alten — aber wie hatte er sich geändert! Ein langer, hagerer Mann mit kurzem Bart, sonnenverbranntem Gesicht, eingefallenen Backen der fremdartig aussah und oft nur stockend sprach, gleich als ob er nach so langer Zeit die deutschen Worte wieder suchen mußte.

Und er erzählte: „So lange wir bis nach Konstantinopel zogen, wo der griechische Kaiser herrscht und sie eine andere christliche Kirche haben, war auch alles gut. Die Wege waren zwar oft beschwerlich, auch mußten wir hier und da das Schwert ziehen und uns gegen die Angriffe von Räubern aus den Balkanbergen verteidigen — aber wir verloren doch wenig Männer. In Konstantinopel ist König Konrad viel mit dem griechischen Kaiser zusammengewesen und sie waren gute Freunde — obwohl dieser Kaiser von Konstantinopel doch ein Ketzer ist und nicht den richtigen Glauben hat, wie unsere Priester sagen. Er hat aber unserem Heere Schiffe gestellt, mit denen wir über das Wasser hinübersehten, das Europa von Asien trennt und das sie den Bosphorus nennen. Er hat uns auch noch Nahrungsmittel bis an die Grenze seines Reiches mitgegeben. Aber dann begann das böse Spiel. Wir zogen nun in das Land, das einem türkischen Sultan gehört, der ein mächtiger Herrscher ist. Wir zogen Tag und

Tag, aber vergebens suchten wir links und rechts Nahrung. Die Türken hatten alle Dörfer verbrannt und alle Herden weggetrieben. Zuerst haben wir Wurzeln aus der Erde gerissen und sie gegessen. Wenn ein Pferd fiel, dann stürzte sich immer gleich ein halbes Hundert darauf, um es zu schlachten, so hungrig waren die Kriegerleute. König Konrad hat alle Nöte treulich mitgetragen. Weil wir überall nach Früchten und Wurzeln suchten, war der Zug ganz lang geworden. Wir Fußgänger, die wir im Nachtrab gingen, konnten oft kaum noch die Kreuzfahne vorn sehen, wo König Konrad mit der Ritterschaft zog. Und der Hunger wurde immer größer. Da ist manch einer am Wege liegen geblieben, der fauliges Wasser oder ungesunde Dinge gegessen hatte. Und eines Tages — da hieß es, daß man alle Fußgänger wieder an das Meer ziehen lassen wollte, weil man sie nicht ernähren könne. Wir haben uns aber dagegen gewehrt, denn dann wären wir ganz ohne den Schutz der Gepanzerten gewesen.

Als wir nun eines Morgens wieder weiter zogen, da sahen wir hinter uns eine Staubwolke. Sie stieg erst ganz klein am Himmel auf wie eine Lämmerwolke — und da sahen wir auch schon, wie vor der Wolke Leute um ihr Leben liefen. Denn auf einmal war der Türke heran — Tausende von Reitern in blitzenden Kettenhemden mit wehenden, weißen Mänteln kamen in einem großen Bogen auf uns losgesprengt. Wer sich zu weit entfernt hatte von dem Zug, wurde gleich überritten, wir schlossen uns nach guter Kriegsmannsart zusammen und bildeten einen stacheligen Hügel mit unsern Speißen — aber die Türken rissen ihre Pferde herum und mit ihren kleinen Hornbogen jagten sie Pfeil auf Pfeil gegen uns. Dann machten sie kehrt und kamen wieder heran — und ihre Pfeile töteten einen nach dem anderen. Wir hatten nur wenig Bogenschützen bei uns, da konnten wir ihnen nicht viel Schaden zufügen, und wo ein Häuflein bereits stark geschwächt war, da fielen die Türken mit ihren großen Krummsäbeln über es her und schlugen es nieder. Und schon begannen wieder viele um ihr Leben zu laufen. Aber das war

das Unklugste, was sie machen konnten — denn gleich waren drei oder vier türkische Reiter hinter ihnen und erlegten sie mit ihren Bogen wie das Wild.



Da hörten wir auf einmal hinter uns, wie die Gepanzerten anritten — und mitten unter ihnen mit dem Kronhelm auf dem Haupt König Konrad. Und jetzt sahen auch die Türken, daß es ernst wurde und ließen von uns ab und warfen sich den Gepanzerten entgegen. Aber hinter ihnen kamen immer wieder neue Scharen von Türken angeritten und Haufen ihrer Fußgänger.

Das war ein sonderbares Ringen — unsere schweren gepanzerten Ritter auf den riesigen Hengsten und in ihren wuchtigen Panzern und auf der anderen Seite die Türken mit ihren kleinen, schnellen Pferden und ihren weißen Mänteln und Kettenhemden. Das mag wohl so eine Stunde gedauert haben, und manchmal sah so einer unserer schweren Ritter, der sich gegen drei oder vier der leichten Reiter wehrte, wie ein Eber aus, der die Jagdhunde von sich abwehrt — und dann habe ich etwas gesehen — das vergesse ich in meinem Leben nicht. Plötzlich in der Mitte, wo die türkischen Reiter sich zum Angriff wieder sammelten, sprang einer von ihrer Vornehmsten von seinem Schimmel, die andern taten ihm nach — und auf einmal waren es Hunderte oder Tausende, die in einem riesigen Knäuel ihre Säbel und Lanzen schwingend, auf unsere Gepanzerten losliefen, schrien, daß ihnen der Schaum in den schwarzen Bärten stand: „Allah akbar!“ — das heißt in ihrer Sprache: „Gott allein ist groß!“, und dann sprangen sie unsern Rittern auf die Pferde, stießen ihre kurzen Messer durch die Halsberge in die Kehle, daß diese rasselnd von den Pferden stürzten. Wir warfen uns ihnen entgegen. Dann habe ich nichts mehr gesehen. Als ich wieder zur Besinnung kam, hing ich an einer Leine an einem Türkenpferd und wurde mitgeschleppt und fern auf einem Hügel konnte ich noch sehen, wie unsere Reiter sich wieder sammelten und wie der Kampf weiterging.

Die alte Mutter sah ihn mit Schrecken an: „Und dann haben sie dich ihren Götzen geopfert?“

„Nein Mutter — die Mohammedaner opfern keine Menschen. Mit anderen Gefangenen zusammen haben sie mich immer tiefer hineingebracht in ihr Land bis in eine Stadt, die heißt Kerkuk. Da war

Skavenmarkt, und der türkische Reiter hat mich dort auch ausgestellt. Ich stand da nun, und die Kaufleute gingen vorbei, befühlten meine Muskeln und versuchten mich etwas zu fragen. Ich konnte aber ihre Sprache nicht verstehen. Schließlich war da ein kleiner, alter Mann mit weißem Bart, der hat mich gekauft. Er hat mich dann mitgenommen, und ich habe Lasten auf die Kamele geladen und wieder am Abend abgenommen. Er war ein reicher Kaufherr und heißt Idris, und ich mußte nun mitgehen mit ihm bis zu der großen Stadt Bagdad. Er war kein unfreundlicher Mann und sehr fromm. Jeden Morgen und jeden Abend warf er sich und betete in seiner Weise.

Bei ihm nun habe ich gearbeitet. Ich habe Lasten auf seine Speicher getragen und wieder heruntergeholt, denn er hatte einen großen Handel mit Seide, Gewürzen und allerlei Dingen. Dann habe ich langsam ein wenig von ihrer Sprache gelernt, und so konnte ich dem einen sagen, der dort die Aufsicht über die Sklaven hatte, daß ich doch ein Schmied bin und Schmiedearbeit verstehe. Da nahm er mich und brachte mich in ein anderes Haus der Stadt, und das war eine Schmiede. Eine Schmiede sieht dort anders aus als bei uns, aber sie haben schon ein recht gutes Wissen von mancher Schmiedearbeit. In der Schmiede saß ein riesengroßer Mann, mit Schulkern so breit, wie ich das kaum je gesehen habe, und einen runden Kopf und einem dichten schwarzen Schnurrbart. Das war ein türkischer Schmied der hier für den Kaufmann Idris, der ein Araber ist — auch den Unterschied habe ich damals gelernt, — arbeitete. Er war kein Sklave, sondern Idris hatte ihm die Werkstatt eingerichtet, und nun machte er alle Arbeit für ihn und bekam dafür Geld und durfte auch für andere Leute arbeiten. Er hieß Hassan und war, so gefährlich er aussah, ein herzenguter Kerl. — Ich habe mit ihm geschmiedet und gearbeitet an die vier Jahre. Er hat mir auch immer, wenn ich an einem Stück gearbeitet habe, Geld abgegeben. Er hat manches von mir gelernt und ich manches von ihm. — Vor allem das Hufbeschlagen, das habe ich besser gekonnt als er und alle Schmiede in

der Stadt. Deswegen sind viele Leute in unsere Schmiede gekommen und sie haben mich dann in ihrer Sprache den „Vater der guten Hufe“ genannt. Nur davongehen konnte ich nicht, denn ich gehörte ja dem Kaufmann Idris. Und ich habe doch oft solche Sehnsucht gehabt nach Deutschland und nach den deutschen Wäldern und nach euch hier daheim. Aber davonlaufen ging wirklich nicht. Einmal habe ich gesehen, wie sie einen einbrachten, der davon gegangen war. Es war eines bayerischen Ritters Schildknecht gewesen und auch in die Sklaverei gekommen. Den haben sie fast ganz tot geprügelt, nicht weil er davon gelaufen war, sondern weil er doch soviel Geld gekostet hatte. Denn am Gelde hängen sie alle sehr und können um ein kleines Hufeisen stundenlang feilschen. Ich habe einmal gesehen, wie ein reicher Kaufmann vor unserer Schmiede von seinem Kamel gesprungen ist und sich im Staube gewälzt hat und geschrien, sein Vater hätte den unglücklichsten Sohn unter der Sonne — nur weil er den Preis herunter handeln wollte.“

„Und wie ist es denn mit dem Götzendienst, mit dem Lügengott Mohammed, zu dem sie beten?“ fragte die alte Mutter.

„Ach, Mutter, wir sind ja so belogen worden! Es ist ja alles garnicht wahr. Mohammed ist ein Prophet gewesen und hat selbst gesagt, daß er nur ein Mensch wie andere Menschen sei. Sie beten dort unten zu einem Gott und sind in ihrer Art sehr fromme Leute, tun sich untereinander viel Gutes, sagen nur, daß es keinen Sohn Gottes und keine Mutter Gottes gibt, sondern nur einen Gott — und das rufen sie jeden Tag mehrfach von ihren Gebetshäusern: „Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott — und Mohammed ist sein Prophet und Gott ist der Barmherzige, der Allerbarmer, der König am Tage des Gerichts“ so sagen sie.

„Aber werden die armen Christen nicht von ihnen schrecklich gequält?“

„Mutter, ich habe in der großen Stadt Bagdad Tausende von Christen gesehen, deren Väter und Ahnen schon dort gewohnt haben.

Sie müssen eine Kopfsteuer bezahlen, aber sonst tut ihnen niemand etwas.“

„Aber um Gottes willen, dann bist du etwa selbst in die Lügen ihres Propheten gefallen?“

„Nein, Mutter, das brauchst du nicht zu fürchten. Das ist ihre Art und wir Deutschen sind doch in vielen Dingen sehr anders als sie. Aber ich hasse und verachte sie auch nicht — und ich glaube nicht mehr, was die Mönche über sie erzählen.“

„Aber hassen sie uns nicht?“

„Nun, Mutter, was würden wir denn machen, wenn plötzlich fremde Heere bei uns erscheinen und verlangten, wir sollten ihren Glauben annehmen, und wenn sie unsere Städte angreifen und unsere Dörfer verbrennen. Wir würden uns doch auch zur Wehr setzen. Dasselbe tun sie auch — ich habe einmal gesehen, wie ihr Feldherr, der Emir Nureddin — das heißt in ihrer Sprache „Licht des Gesetzes“ in Bagdad einzog. Vor ihm zogen Paukenschläger und Flötenspieler, er selbst ritt auf einem Schimmelhengst und hinter ihm kamen Tausende von Reitern mit blanken Kettenhemden und blanken, spitzen Helmen — da schrieten die Frauen hinter ihren Schleiern von den Dächern vor Freude, die alten Männer hoben beide Hände und segneten ihn und riefen: „Sei gesegnet, du Schwert des Ewigen! Gott lasse deine Herden fett werden!“ — und er selbst machte ein selbstbewußtes Gesicht mit seiner Adlernase und seinem kurzen schwarzen Vollbart. Aber auch als die ganze Stadt aufgeregt war, hat man den Christen in der Stadt nichts getan. Als ich aber so sah, wie der Emir dort einzog, da fiel mir auf, daß sein Pferd auf der linken Hinterhand lahmt. Da dachte ich mir — jetzt oder nie müsse ich mein Glück machen und ging zu dem großen Karawanenhof, wo er abgestiegen war und sagte in meinem schlechten Arabisch, daß ich ein Hufschmied sei und das schöne Pferd wohl wieder gesund machen könne. Da brachten sie mich hinein in den Hof — und dort stand der Emir und sie betrachteten alle den Huf. Dann sagte einer, daß ich ein Hufschmied sei, und der Emir sah mich an und sprach:

„Du bist ein Sklave in dieser Stadt — wenn du mir das Pferd heilen kannst, dann will ich dir soviel Geld geben, daß du dir deine Freiheit erkaufen kannst. Bist du ein Fremder?“ damit meint er die Franzosen.
„Nein, sagte ich, ich bin ein Deutscher.“

„Wenn du ein Deutscher bist“, sagte der Emir, „dann mußt du damals gefangen worden sein, als euer König einen Feldzug machte und so viele eures Volkes dabei zugrunde gingen. Er selbst ist mit nur Wenigen heimgekehrt. Das sage ich dir, damit du weißt, daß dein König lebt und fröhlicher an die Arbeit geht.“ „Da habe ich dem Pferd das Hufeisen abgenommen, denn es war vernagelt, habe es geheilt und bin wohl Tag und Nacht nur bei dem Pferde gewesen. Als es nun aber traben konnte, da hat der Emir es auf beide Augen geküßt und gesagt: „Gelobt sei der Allerbarmer, der dich mir gesandt hat, weil du mein schönstes Pferd geheilt hast — und nun ziehe hin und nimm diese 500 Dirhem, und deinem Herrn habe ich 100 Dirhem geben lassen — und du bist frei und kannst hingehen, wohin du willst.“

So bin ich dann aus der großen Stadt Bagdad gegangen, habe von dem Schmied Hassan Abschied genommen und bin mit einer Karawane nach Jerusalem gekommen.

„Und du hast das heilige Grab gesehen?“ ruft die Mutter aus.

„Das habe ich auch gesehen. Aber am nächsten Tage haben mich gleich drei Leute, ich weiß nicht ob es Italiener, Franzosen oder Spanier waren — angefallen. Sie trugen alle das Kreuzzeichen, aber sie hatten gesehen, daß ich noch 400 Dirhem hatte, die wollten sie mir abnehmen. Ich habe aber einen von ihnen so mit meinem Stab über den Kopf gesegnet — daß er jedenfalls auf heiliger Erde gestorben ist, also doch etwas von seinem Kreuzzug gehabt hat, und dann habe ich mich davon gemacht.“ —

Der Abend ist ganz dunkel geworden.

„Und hier Vater — habe ich noch 300 Dirhem in Gold, willst du sie haben?“

Der alte Vater hebt beide Hände: „Nein, das geht nicht, Du vergißt, daß ich ein höriger Mann bin! Wenn ich sterbe, kann das Kloster das Geld verlangen!“

Der Sohn streicht dem Alten leise über den Kopf: „Richtig Vater, das hatte ich vergessen. So werde ich denn das Geld nehmen und werde mir eine Schmiede in der Stadt schaffen und dort Harnische, Panzerhemden und Ringe und Kettlein schmieden. Da bin ich jedenfalls ein freier Mann — so lange ich noch lebe. Denn von Zeit zu Zeit kommt das Fieber, das hitzige Fieber, das ich von dort mitgebracht habe und an dem so viele gestorben sind.“

Der Alte nickt leise: „Ja, das ist das Kreuzungsfieber, daran sind viele Tausende in diesem Land gestorben und hat doch keinen Sinn und Nutzen gehabt. Nur ein wenig klüger sind wir alle geworden und glauben nicht mehr alles, was die dort oben erzählen.“

Der Alte nickt und steht leise auf. Es ist ganz dunkel geworden und nur der Mond zieht mit seiner stillen Sternensherde am Himmel herauf.

Nach dem Tode Konrads IV. (1250—1254), des letzten Kaisers aus dem Hause der Hohenstaufen verteidigte erst dessen Bruder Manfred, dann der große, treue Reichsvogt Markwart von Annweiler die Besitzungen des stauffischen Hauses in Süditalien; deutsche und arabische Kriegsteute waren seine beste Stütze. Diese letzten Getreuen der Hohenstaufen sammelten sich 1266 noch einmal um den jungen Konradin und erlagen mit ihm bei Tagliacozzo dem vom Papst unterstützten französischen Prinzen Karl von Anjou.

Des Reiches Vogt.

Die große alte Burg Perzen ragt hoch über die blauen Berge von Tirol hinaus und schaut tief nach Welshland hinein. Die ersten Sonnenstrahlen berühren die schweren, runden Türme des gewaltigen Gemäuers, an jenem Morgen des Jahres 1205, sie leuchten um die Reichsfahne der Staufer und treiben Dunkelheit und Nebel vor sich her, die noch tief in den Tälern lagern. Im Burghof geht schwer die Kette und plätscht der Eimer in den tiefen Brunnen, auf dem Wachturm reckt sich im fröstelnden Morgen der Turmwärter, holt ein langes Stück Speck aus dem Tannenschrank heraus, schneidet sich einen schweren Kanten Brot ab und beginnt sein Morgenfrühstück zu halten. In der Stube des Ritters werden die Fensterladen aufgestoßen und ein bärtiger Kopf mit strubbligem Haar schaut von oben ins Tal hinab, atmet die klare Morgenluft ein und läßt die lieben Sonnenstrahlen das gerötete Gesicht umspielen. Unten im Hof hört man das Kommen und Gehen der Knechte, die die Pferde füttern, aus dem Küchengebäude steigt blauer Rauch zum Himmel auf.

Der Turmwärter sieht den Schwalben zu, die um ihre Jungen herumflattern, der Ritter fährt in seine Hosen und in die alten, hohen Reiterstiefeln, hängt sich brummend das kurze Schwert um, zieht die Lederweste an, steckt prustend den Kopf in eine Schüssel mit kaltem Wasser und knurrt: „War wieder zu viel von dem verdammten

Salerner-Wein gestern abend, kann es halt nicht lassen.“ Dann stampft er die Treppe, die krumme, alte Wendeltruppe mit den knarrenden Holzstufen, herunter, steht unten im Burghof, reißt die gewaltigen Arme und ruft den Torwärter: „Alles ruhig gewesen die Nacht?“ „Alles ruhig, Euer Ehren! Die Welt schläft so still wie König Heinrich in seinem Grab zu Palermo!“ Der Ritter schüttelt nur den Kopf: „Kann heute sein, kann morgen sein — und einmal sind die Lombarden und des Herrn Papstes Schlüsselsohdaten, hol sie der Teufel, doch vorm Tor! Ist ein häßliches Gemurr unter den Welschen. Burgwart, Burgwart, wir stehen hier auf des Reiches vorderstem Posten — kann allerlei geschehen in diesen bösen Tagen, wo daheim im Reich sich die Welfen und die Waiblinger wieder schlagen.“

Der Ritter nimmt die Armbrust aus dem Torgemach und geht mit kräftigen Schritten zur kleinen Seitenpforte hinaus. Er bringt es aber nicht weit — denn unten aus der Tiefe des Tales kommt ein Reiterzug herauf. Der Ritter Aichleitner hält an und legt beide Hände an den Mund: „Hie Waiblingen und Deutsches Reich!“ „Hie Waiblingen!“ ertönt es von unten — und dann kommt der Zug näher. Es mögen 20 Reiter sein und etwas mehr Fußgänger, Deutsche und einige Sarazenen. Der Ritter bleibt vor der Brücke stehen, die langsam heruntergelassen wird. Der Zug ist ganz dicht heran. Der vorderste Reiter mit grauem Gesicht hängt wie fiebrig auf seinem mageren Pferde. Zwischen zwei Maultieren tragen die Reiter ein Bündel, eingewickelt im Tuch; die Waffen sind zerschrotet und zerschert, der eine Sarazene trägt über der rechten Gesichtshälfte ein weißes Tuch, das vom Turban bis zum Kinn reicht. Steifbeinig springen die Reiter ab. Der Aichleitner streckt ihrem Führer die Hand entgegen, und die beiden Männer sehen sich lange an. Als er die Hand des fremden Ritters berührt, ist ihm, als fasse er einen Toten an. Die Sarazenen kreuzen die Hände über der Brust und verneigen sich würdevoll.

Langsam zieht der kleine Zug über die Zugbrücke in die alte Burg hinein. Unter der Linde rings um den alten Steintisch werden Tische

und Bänke aus Tannen zusammengetragen und aufgestellt. Die Reiter sind so erschöpft, daß sie kaum ein Wort sagen mögen. Erst als des Aichleitners Frau und die Burgknechte Wein bringen, werden sie wie gelöst aus ihrer Starrheit. Die vier Sarazenen danken höflich für den Wein und trinken das klare Quellwasser. Dann bringen zwei der Fußknechte das Bündel heran und wickeln es aus. Der Aichleitner steht stumm dabei, wie sie den Toten aus dem Bündel nehmen und in ihre Mitte setzen. Es ist ein großer Mann mit langem, schütterem Bart, der Körper ausgedörrt und einbalsamiert. Um den Leib trägt er die rotweiße Fahne, die Stauferfahne, des Reiches Sturmflagge, die das Herzogtum Schwaben führt.

Der Aichleitner steht stumm dabei, faltet die klobigen Hände und betet das Ave Maria. Es ist ganz still im Kreise, in dem der Tote auf der Steinbank sitzt.

Dann sagt der Führer der Reiter: „Habt Dank Herr Ritter für die Aufnahme auf Burg Persen und den guten Willkommen, den Ihr uns geboten!“ Der Aichleitner sieht noch immer zu dem toten Mann hinüber und auf die fahlen, siebergelben Gesichter der Gäste. Spricht der Reiterführer: „Wir bringen Euch des Reiches Vogt zu Sizilien und Apulien, der als Toter heimkehret ins Deutsche Reich.“ In dem schweren Kopf des Ritters Aichleitner ragt eine Erinnerung auf: „Ihr bringt . . . ihr bringt also Herrn Markwart von Annweiler?“ „Jawohl, des Reiches Vogt Markwart von Annweiler, Markgraf von Ancona, Seneschal des Reiches, Herzog von Ravenna und Romagnola, Graf von Molise, der des Reiches Macht gehalten hat im Lande Sizilien.“

Der Ritter Aichleitner sieht dem Toten in das verschlossene, kalte Gesicht: „Hab ihn gesehen vor 10 Jahren zu Verona — da lebte König Heinrichs Majestät noch, zusammen mit der Königin Konstanze, Erbin von Sizilien und Neapel . . . hab nicht gedacht, daß ich ihn so wiedersehen würde. Erzählet — wie ist das alles gekommen.“

Der Reiterführer lehnt sich zurück: „Ist eine lange und böse Geschichte, die ich dem Herrn Ritter erzählen muß. Als König Heinrichs

Majestät so plötzlich am kalten Sieber zu Messina gestorben — glaub wohl, die Pfaffen haben ihm ein Tränklein gebraut, davon er nicht wieder aufkommen —, da ist der Teufel losgewesen im Land. Haben den Edlen Herrn kaum können zu Grabe legen, da ist die Kaiserin Konstanze gekommen und mit ihr die welschen Ritter. Alle Deutschen sollten des Landes verlustig gehen und es räumen binnen Jahr und Tag. Haben der Markwart von Annweiler, der Konrad von Urslingen und der Heinrich von Kalben wohl mit bitterem Herzen den Befehl Folge geleistet; wir anderen sind mit gefolgt, haben doch unser Leben und unser Geld im Land zu beziehen gehabt. Hei, wie die Welschen da zu Palermo und Syracusä uns angefallen — haben aber rechte Schwabenstreich gesehen. Der Markwart von Annweiler ist nach seiner Burg Ancona gegangen, hat dort des Reiches Besitz schirmen wollen, das andere wisset Ihr — oder Ihr wisset es nicht. Papst Innocenz III. hat ihm des Reiches Marken wollen abdringen. Da haben der Markwart von Annweiler und der Konrad von Urslingen des Reiches Gut den Priestern nicht überlassen wollen. Sind darauf in Bann getan, ist aller Gottesdienst eingestellt, wo sie gewesen.

Da hat der getreue Mann keinen Weg mehr gewußt — und da haben wir Deutschen die Schlüsselsoldaten und die Sizilianer zusammengehauen, wo immer wir sie haben finden können. Diese sind auch dabei gewesen, die Sarazenen. Sind zwar ungläubige Leut, und glauben an den Mohammed, haben aber dem Reich die Treu gehalten, besser als die Welschen. Hätten auch vom Herrn Papst wenig Gutes zu erwarten gehabt. Haben so die Welschen erst einmal zur Ruhe gebracht mit unseren guten Schwertern, wir, die Ungläubigen und die Gebannten zusammen — hols der Teuffel! Geschah aber doch für des Reiches Ehre und deutscher Krone Macht dort unten im Südland.

Als wir gerade des Landes beinahe wieder Meister gewesen, hat die welsche Kaiserin Konstanze ein Testament von König Heinrich hervorgebracht, das der Papst sollt der Oberlehnherr und Vormund

des kleinen Sohnes Friedrich sein, des edlen, jungen Hohenstaufenschen Blutes. Wir Schwaben haben ihr aber nicht geglaubt — konnten es auch nicht glauben, daß der selige, edle Kaiser Heinrich gut sollt gerade den Papst zu unserem Herrn gemacht haben. Sah ihm bei Lebzeiten so gar nicht ähnlich. Dann aber hat der Papst die Franzosen ins Land geholt und den Bann und die Verfluchung wieder in jeder Kirche predigen lassen. Die Welschen haben uns angefallen, wo immer sie gekonnt. Und dann hat der Papst von allen Seiten gegen uns aufgeboten. Bei Monreale sind wir besiegt worden — hat den Welschen aber nichts geholfen, denn wir haben aufs neue Fuß gefaßt und noch drei Jahre lang dort unten des Reiches Fahne hochgehalten. Als der Markwart von Anweiler gestorben — bekommt keinem deutschen Blut das fiebrige Land dort unten — da haben wir ihn einbalsamiert und mitgenommen in die Schlacht, damit die Päpstlichen noch immer wüßten, daß des Reiches Vogt unter uns ist. Haben dann noch zwei Jahre lang in Sizilien gestritten und endlich — nun, Herr Ritter, das sehet Ihr selber. Wir sind die Letzten vom Heer der Hohenstaufen. Wir bringen des Reiches Vogt heim ins Deutsche Land und haben ihm des Reiches Fahne um den Leib geschlungen, die wir nicht preisgegeben alle die Jahre. Liegen wohl viele Tausende aus des Reiches Ritterschaft, insonderheit Schwaben, dort unten in der heißen Erde . . .“

Der Ritter Aichleitner sieht die abgerissene, zerschartete, fieberkranke Schar lange an: „Deutschland ist ein gut Land, Ihr Herren, hat Brot und Wein und rauschende Wälder genug. Mag Seel und Leib daran gesund werden. Was sollen wir Deutschen in dem heißen Land dort unten?“

Ein alter Reiter steht still auf und meint: „Das hat der tote Herzog auch oft gesagt. Hätt' so gern seine kleine Burg Annweiler in der sonnigen Pfalz am Trifels wiedergesehen, wo er als Kind aufgewachsen. Sind wohl all krank gewesen am Heimweh, manches Mal — haben aber doch ausgehalten dort unten. Ist um unser Treue willen geschehen, Herr!“ „Und die dort?“ Der Aichleitner deutet auf

die vier Sarazenen, die stumm und würdevoll in ihren weißen Mänteln über den Panzern dasthen mit ihren kurzen schwarzen Bärten und harten, tapferen Gesichtern. Der Reiterführer sagt leise: „Die sind auch getreu gewesen. Ist das Staufische Haus doch so hoch berühmt und geht solcher Glanz aus von des Reiches Krone, daß sie immer haben folgen müssen aus ihrer Treue. . .“

Der Ritter nickt leise: „Das werden die Pfaffen nicht verstehen — das, was wir Treue nennen und was kein Bann und kein Interdikt zerstören mag. Mein Kind — hab einen zwölfjährigen Sohn — hat ein Liedlein mitgebracht, das der Walter von der Vogelweide in Osterreich gesungen, heißet darin:

„Lande hab ich viel gesehn,
und ich nahm der besten gerne wahr,
übel müsse mir geschēhn,
könnt ich je mein Herze bringen dar:
Deutsche Art geht über alles!“

Alt-Köln am Rhein, gegründet als Civitas Ubtorum, später Colonia Agrippinensis, uralte Römerstadt, im frühen Mittelalter rasch aufblühend war eine der bedeutendsten Städte des deutschen Mittelalters. Vgl. R. Koebner, „Die Anfänge des Gemeinwesens der Stadt Köln“: zu Geschichte und Bedeutung des alten Steinmetzhandwerks: v. Leers, „Das Lebensbild des deutschen Handwerks“, Verlag K. Zelenq, München 1938.

Alt-Köln am Rhein.

Wer bei Nacht am Ufer des Rheines im alten Köln steht, die Züge lichterglänzend über die große Rheinbrücke fahren sieht, hinaufschaut zum Dom und drunten die Wellen des Stromes vorüberrauschen sieht, vor dem mögen wohl die Bilder der Vergangenheit dieser alten Stadt auftauchen — und es sind wenige Städte im deutschen Lande, die eine so große, düstere, kriegerisch-bunte Geschichte haben, wie das alte Köln am Rhein.

Wenn man hier in den Boden hineingräbt, die Steine reden würden — wieviel könnten sie erzählen!

Lassen wir die Jahre vor uns aufleuchten:

9 n. Chr. Dort, wo heute die Kölner Altstadt liegt, wo der Dom steht, da lag mit hellen Häusern und offenen Säulenhallen die alte Römerstadt. Auf den Mauern gingen mit ihrem viereckigen Schild, die Wurffspieße in der Hand, die Schildwachen auf und ab; leichter Rauch stieg aus den Häusern, hochrädige Karren hielten auf dem Markt.

Römer und römisch gesinnte Germanen wohnten damals in der Stadt, seitdem einst die unwiderstehliche Macht des römischen Reiches sich auch hierhin ausgedehnt hatte. Erst fern hinter Ruhr und Lippe begann das eigentliche freie Germanien. Es war viel Reichtum hier in der Stadt, wie immer, wenn eine Kaufmannsstadt hinter einem großen Heer liegt und dieses mit allen Dingen versorgt.

v. Leers, für das Reich.

Und sahen die Bewohner auch zum Teil germanisch aus, so hatten sie sich doch römische Namen gegeben und gefielen sich darin, Latein zu sprechen.

Da, um die Nachmittagsstunde erhebt sich ein Rufen am östlichen Tor. Der Legionär auf Schildwache zeigt hinüber, der befehlsführende Zenturio deckt das Gesicht mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen ab, um besser zu sehen — was kommt dort auf der alten Straße nach dem Heerlager *Castra vetera* für ein merkwürdiger Haufe daher, Reiter, Karren, Menschen zu Fuß? Da muß etwas nicht in Ordnung sein. Der Trompeter setzt seine Tuba an und bläst die Wache heraus.

Der Zenturio wendet sich um: „Kameraden, da ist ein Unglück geschehen! Das sind ja römische Reiter auf der Flucht, wo kommen denn die her?“

Da strömt es auch schon auf das Tor zu, Reiter mit verbundenen Köpfen, abgetriebene Pferde, rumpelige Heereswagen, auf denen Verwundete liegen. Aus allen Häusern kommen die Bewohner heraus, rufen, fragen, schauen sich an. Der vorderste Reiter, ein blutbeschmierter Bursche schreit: „Wir sind die Letzten der vier Legionen des Varus!“

Der Zenturio hält ihn fest: „Sprich deutlich, was ist los?“

Da sprudelt ihm der andere entgegen: „Teutoburger Wald . . . überfallen und dann drei Tage lang gekämpft . . . der Prokonsul Varus hat sich in sein Schwert gestürzt . . . vier Legionen vernichtet. . .!“

An diesem Tage ist viel Trauer in Köln gewesen. Dort hinten in der Ferne die germanischen Wälder schickten sich an, die Stadt wieder heimzuholen.

Nach 300 Jahren und etwas mehr sanken die römischen Adler auf den Mauern der alten großen Stadt, brachen Franken, germanische Kriegerleute, siegreich ein — wir wissen nicht einmal, wie dies erfolgt ist, ob noch irgendein graubärtiger römischer Offizier bis zum bitteren Ende die Stadt verteidigt hat. Nur etwas Brand-

schutt im Boden erzählt uns, daß damals um die Stadt schwer gekämpft worden ist.

Und der Rhein zieht seinen Lauf, und wo die uralte Brücke über den Rhein führte, ging das Leben weiter, zogen die Kaufmannszüge mit Planwagen und Karren, wurde es nun eine deutsche Stadt.

1074 n. Chr. Es ist eine böse Stimmung in deutschen Landen in jenen Jahren. Der junge König Heinrich IV. hat ein schweres Erbe zu verwalten. Die mächtigen deutschen Fürsten wollen jeder so viel an Rechten und Macht vom Mantel des Reiches abreißen, wie es immer geht. Der Schlimmste von ihnen aber ist der große, kluge, böse Erzbischof Anno von Köln. Als König Heinrich noch jung war, ein Kind, da hat Anno ihn geraubt und der Mutter entführt. Hier in Köln hat der kleine Junge, das deutsche Königskind, am Rhein mit anderen Kindern der Stadt gespielt, bis dann der Mönch kam und ihn hineinholte zum Erzbischof. O, Erzbischof Anno war ein guter Lehrer! Er brachte dem Königsknaben das Schreiben bei, daß der kleine Heinrich so sauber seinen Namen schreiben konnte. Dafür durfte das Königskind dann auch mit einem ganz ernsten Gesichtchen seinen Namen unter große schwere Urkunden setzen, die der Herr Erzbischof ihm vorlegte.

In den Urkunden aber stand geschrieben, welche neuen Höfe und Städte aus dem Reichsbesitz der junge König seinem lieben Lehrer Anno zum Dank für die fromme Unterweisung schenkte. Auf diese Weise war der Erzbischof ein reicher Mann geworden. Da nun Heinrich erwachsen war, und nicht mehr so bereit wie in seiner Kinderzeit war, des Reiches Gut zu verschenken, da hielten die Fürsten des Reiches gegen ihn zusammen. Schlimm genug sah es um den Kaiser aus.

Da entstand ihm ein Helfer und Freund in der Not. Die deutschen Fürsten hatten ihn im Stich gelassen, der Papst war sein Feind — aber eine neue Macht war auf deutschen Boden aufgekommen. Im alten Köln stand damals ein Tuchhändler „unter dem Gaddem“, wo

die Kaufleute öffentlich ihre Tuche auslegten und sprach halbblaut zu den Menschen, die sich um ihn drängten: „Wißt Ihr, was in Worms geschehen ist? In Worms mußte die Bürgerschaft dem Bischof Knechtsdienste leisten, starb einer von ihnen, so zog der Bischof seine Habe als „Buteil“ an sich. Nichts hatten sie in ihrer eigenen Stadt zu sagen. Da nun ist bei Nacht und Nebel König Heinrich, den die treulosen Fürsten verfolgten, vor die Tore von Worms gekommen. Er hat bescheiden den Bischof gebeten, in dem Königshof in der Stadt Wohnung nehmen zu dürfen. Der Bischof aber hat ihm, dem verfolgten König, den Eintritt in die Stadt verweigert.“ . . . Ein Murren der Empörung geht durch die Menschen.

Der große Tuchhändler aber richtet sich auf, streicht den kurzen Knebelbart und ruft laut: „Und Ihr Bürger von Köln, was haben die Bürger von Worms getan? Sie sind in Waffen zusammengetreten, sie haben des Bischofs Mannen aus der Stadt geschlagen und sie haben den rechtmäßigen König die Tore von Worms aufgemacht. . .“ —

Da ertönt ein Ruf über den Markt: „Gewalt! Bürger zur Hilfe!“

Die Männer wenden sich um und sehen, wie der erzbischöfliche Stadtvogt und seine Knechte einen jungen, schönen Mann in reicher Kleidung davonschleppen wollen. Auf einmal fahren die Schwerverter wie von selber heraus. Der junge Mann aber ruft: „Mein Schiff auf dem Rhein, das mit Tuchen nach Basel gehen sollte, wollte mir der Erzbischof wegnehmen lassen, für eine Luftfahrt!“

Ein Schrei der Empörung . . . dann reißt die Menge den jungen Bürger aus den Händen der erzbischöflichen Knechte.

Aufbruch in Köln.

Um den Dom brandet die Menge, schwingt drohend Spieße, Schwerverter, Morgensterne und Keulen.

Noch aber halten die gewaltigen Tore. Drinnen steht im Schein der Sackel der große, böse Erzbischof. Einige Knechte wuchten eine Grabplatte hoch — über Amos Gesicht geht ein listiges Lächeln,

dann sagt er: „Ich werde mich also auch in ein Grab legen, aber ich werde früher auferstehen als nach 3 Tagen!“

Die Knechte öffnen den Sarg, aber es ist gar kein echter Sarg, von hier geht eine Treppe hinab in einen dunklen Gang. Zwei Knechte leuchten, der Erzbischof und seine nächsten Berater folgen ihnen und kommen so durch den unterirdischen Gang aus der Stadt heraus.

Das war der erste Aufruhr in Alt-Köln. Er nahm ein trauriges Ende. Der König war weit und der Erzbischof kam wieder und hielt ein hartes Blutgericht in der Stadt.

Aber Köln wuchs und wuchs — die Rheinbrücke und der Rheinstrom, Land- und Wasserweg, die sich hier kreuzen, gaben Köln immer neuen Reichtum.

1257. In der kaiserlosen Zeit in Deutschland, als das strahlende Kaiserhaus der Hohenstaufen im Kampf gegen den Papst zugrunde gegangen, und der letzte Hohenstaufe, der schöne Konradin, seinen Kopf zu Neapel auf den Richtblock hatte legen müssen, standen sich im alten Köln die großen, alten, reichen Kaufmannsgeschlechter und der Erzbischof, der große Konrad von Hochstaden in tiefer Feindschaft gegenüber. Selber wollten die Kaufmannsgeschlechter Köln regieren, selber bestimmen, wieviel Steuer der Kaufmann zahlt, wie hoch der Zoll auf dem Rhein ist, selber Münze und Maß bestimmen.

Schritt für Schritt hatten sie den Erzbischof zurückgedrängt — aber der große, listige Konrad von Hochstaden war in vielen Sätteln gerecht. Warum sollte er nicht auch einmal mit den Armen und Kleinen in der Stadt zusammengehen — und so ließ er in seinen Palast kommen, wer immer Klagen gegen die großen Kaufherren vorzubringen hatte, gerechte und ungerechte Klagen. Geduldig hörte der hohe Kirchenfürst an, wenn der Schuhmacher sich über zu teures Leder beklagte, das ihm die Kaufherren verteuerten, wenn der Neid seine Anklagen erhob gegen Tüchtigkeit und Wohlhabenheit. Er nickte immer nur dazu und sprach: „Mir ist befohlen, die Müh-

seligen und Beladenen zu mir kommen zu lassen, damit ich sie tröste. —“ Und die Armen und Kleinen und Gedrückten in der Stadt glaubten wohl allen Ernstes, daß der große Kirchenfürst ihr Freund sei.

Und eines Tages nach dem Hochamt zog der Erzbischof Konrad von Hochstaden heraus aus dem Dom, im Kerzenschimmer und Waffenglanz, von Weihrauch umhüllt, hielt auf dem Markt Gericht und hörte noch einmal die Klagen der Armen und Kleinen an, aber auch das Geschrei des Neides, die Gehässigkeit derer, denen eigene Untüchtigkeit den Erfolg versagt hatte. Und dann stand er auf und sprach: „Ihr Ratsgeschlechter von Köln, ihr großen Herren, ihr Hochmütigen! Demütiget, demütiget Euch! Abgesetzt ist Euer Rat. Entlassen seid ihr aus allen Ämtern und Würden der Stadt, die Letzten aber werden die Ersten sein und die sich selbst erniedrigt haben, sollen erhöht werden.“ Und so machte er Schubkärner und Eselstreiber zu Ratsherren von Köln — die taten, was er wollte und tanzten, wie er pfiß. So kam Kölns Geld in die erzbischöflichen Kassen, die neuen Ratsherren aber wußten nicht ein und nicht aus, wenn ihnen der Erzbischof nicht riet; sie stolzierten in prunkvollen Gewändern und waren hochfahrener und hochmütiger als die alten Geschlechter.

Damals schrieb der alte Stadtschreiber in sein Schweinsledernes Buch:

„Ach Köln, du heilige Stadt,
die solche Esel zu Schöffen hat,
man ziehe dem Esel an Löwenhaut,
doch wird des Esels Stimme laut.“

So kam es, wie es kommen mußte — die vertriebenen großen Geschlechter von Köln sammelten draußen Kriegsleute — und am hellen Tage griffen sie Köln an, stürmten des Erzbischofs große Wehrtürme zu Beien und zu Riehle — und regierten wieder in Herrlichkeit.

Ein alter deutscher Chronikenschreiber des Mittelalters schrieb einmal:

„Eigennuß, alter Haß, junger Rat
die verderben manche Stadt.“

Als nun die großen Geschlechter in Köln wieder in der Macht saßen, da begannen sie sich gegenseitig zu streiten und zu befehlen. Gegeneinander standen die großen Familien der „Weisen“ und der „Overstolzen“, und um den Dom fuhrn mehr als einmal die Schwertler aufeinander los. Das war, als zu dem Erzbischof von Köln einer seiner Ritter sagte:

„Wir wissen zwei Geschlechter,
die sich untereinander hassen rechte,
wie Katzen und wie Hunde
das ist uns doch eine selige Stunde.“

Das ging so lange gut, wie sich das Volk es gefallen ließ. Die Weber und die Schuhmacher, die Schmiede und die Zimmerleute, die Rheinschiffer und die Frachtfahrer und alle, die von ihrer schweren Arbeit leben, wurden des ewigen Streits in der Stadt bald satt. Und als die großen Geschlechter sich nicht zufrieden geben wollten, da machten ihnen die ehrbaren Zunftmeister einen Frieden.

1396 am 18. Juni des Abends rollten die Trommeln dumpf durch das alte Köln, schallte ihr pochender Ruf empor zum Dom und empor zum Rathaus — die Zünfte traten in Waffen, zogen mit ihren Fahnen und ihren blitzenden Kaufdeggen und Spießen in der Stadt um — und grollend dröhnten die Trommeln dazu ihr Lied.

Da kam der Bürgermeister Herr Costein von Enskirchen zu Pferd aus seinen gefestigten Haus — aber die Zünfte standen wie ein Mann. Er rief ihnen entgegen — „Geht nach Haus, geht zu Bett!“

Da trat ihm ein weißbärtiger Zimmermann entgegen und sprach „Herr Bürgermeister: wir sind manche Nacht nicht zum Schlafen gekommen, weil die großen Geschlechter sich auf der Straße schlügen — heut gehen wir nicht zum Schlafen, bis daß wir in der guten Stadt Köln Frieden und Ordnung geschaffen haben. . .“

Und so schufen sie in Köln eine Stadtordnung, Ruhe und Frieden — und Köln wurde reich und mächtig.

— — —

Hoch oben am Dom klebt das Gerüst. Nebeneinander sitzen der grauköpfige Steinmeß und der Lehrling. Der Junge ist noch nicht oft auf dem Gerüst hier oben gewesen und fast trunken von der Weite des Blicks, wie man rheinauf und rheinab schauen kann, wie Weinberge und Felder, herrliche Burgen und Städte vor seinen Augen ausgebreitet liegen.

Der Alte aber arbeitet mit seinem Meißel zierlich an einer Wimperge.

Da sagt der Junge: „Wie herrlich ist doch Gottes Welt in aller ihrer Schönheit hier vor uns.“

Der Meister lächelt in seinen kurzen weißen Bart und nickt: „Hab' schon an vielen Domen und Bauwerken gearbeitet, und, wenn ich so hier oben stehe, dann fällt mir immer ein gutes Wort ein, das ich einst von meinem Lehrmeister gelernt habe, der es gern gesprochen und es wieder von seinem Lehrmeister hatte.“

Der Lehrling sagt: „Und will der Meister mir das Wort auch sagen?“

Der Alte nickt freundlich: „Ja, und das ist ein gutes Wort für das ganze Leben, das ich mir über alle Mühsalen, Arbeit und Gefahren, über allen Aufruhr der Menschen, über ihren Hader und Streit zur Richtschnur genommen. Mein alter Lehrmeister, Gott hab ihn selig, sagte: „Und wenn die Arbeit gar fleißig und künstlich gemacht wird, so haben Gott und die Menschen daran Freude, und ist auch rechte Arbeit, wenn kunstfertige Menschen durch ihrer Hände Werk in schönem Gebäu und Bildnissen aller Art die Ehre Gottes mehren und die Menschen sanft machen in ihrem Gemüte, daß sie Freude haben an schönen Dingen und andächtiglich alle Handwerk und Kunst ansehen als eine Gabe Gottes zu Nutzen, Freud und Erbauung der Menschen.“

Und dann klopft der Alte weiter an seiner Wimperge, daß sie recht schön und deutlich herauskommt.

Der Lehrling rückt sich auf seiner Planke zurecht, klopft nachdenklich an seinem Steinwerk und sagt dann: „Ja, Meister, wenn wir so hier herabsehen, auf die Menschen, die dort ziehen, mit ihren Kaufmannswagen und Schiffen, auf den Markt auf die vielen Häuser der alten Stadt — wie klein kommen einem da die Menschen vor. Wie klein wird all ihr Lärm und Streit untereinander. Und dieser Dom wird doch eigentlich nie fertig. Wir arbeiten daran, wie vor uns Steinmeße daran gearbeitet haben und nach uns Steinmeße arbeiten werden. — Was hat das denn eigentlich alles für einen Sinn?“

Der Alte nickt nachdenklich: „O, es hat schon Sinn. Daß alle gute, tüchtige Arbeit Sinn und Wert hat, das ist des alten Handwerks innerstes Geheimnis. Mein alter Meister, der jetzt auch lange in der kühlen Erde liegt — Gott hab ihn selig — hat mir einmal auch ein anderes Wort gesagt, das lautet: „Wenn wir arbeiten alle nach Gottes Gebot, so arbeiten wir nicht allein um des Gewinnstes willen, denn das ist kein Segen und bringt Schaden der Seele. Der Mensch soll arbeiten um der rechten Ehre Gottes willen, der es geboten, und um den Segen des Fleißes zu haben, der in der Seele liegt. Und wer nicht danach trachtet und nur sucht Geld und Reichtum zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht und seine Arbeit ist Wucher.“ Die beiden klopfen still weiter. . .

Der Dom aber steht, und die Arbeit geht an ihm weiter.

Es kommen gute Tage und es kommen böse Tage über Köln — statt der Planwagenzüge kommen Lastkraftwagen und Eisenbahnen, Köln wächst und wächst — aber die tüchtige Arbeit wächst immer mit.

Es sind bitter traurige Stunden über Köln gekommen, als einst nach dem Weltkrieg das deutsche Heer über die Kölner Rheinbrücke heimflutete, als dann die fremde Besatzung kam. Es sind aber auch strahlende Tage des Jubels gewesen, als die fremde Besatzung abzog — und dann der schönste Tag heraufkam, an dem der Führer wieder deutsche Truppen in Köln einrücken ließ.

Es ist auf- und abgegangen, herauf und hinunter und wieder herauf mit der alten Stadt. Aber der Rheinstrom zieht, die Arbeit geht voran und bei Nacht spiegelt sich der Dom im Rhein, erzählen die alten Steine von Kampf und Not und Sorge, von Sieg, Niederlage und Wiederauferstehung längst versunkener Geschlechter, raunt es aus den alten Mauern, flüstert es aus dem Steinwerk des Doms, aber groß und hoch steht das Wort über der alten Stadt, ihrer Fröhlichkeit und ihrer schweren Arbeit:

„Der Mensch soll arbeiten um der rechten Ehre Gottes willen, der es geboten, und um den Segen des Fleißes zu haben, der in der Seele liegt. . .“

Das Mondlicht spielt um die Rosetten, Spitzbögen und Wimpergen des Domes und verklärt mit silbernem Schein die treue, fleißige, kunstvolle Arbeit längst toter Meister, die dort unten irgendwo ruhen und Werk und Arbeit treu geführt und weiter gegeben haben. Denn so ist es im Leben, daß immer ein Geschlecht vom anderen Werkzeug und Arbeit übernimmt, und daß es danach gewogen wird, wie treu es diese weiter geführt hat.

Denn die Arbeit hört niemals auf — und das ist eine der größten Segenstaten Gottes an den Menschen. . .

Die Bettelorden der Dominikaner (gegründet durch Dominikus de Guzman 1216) und der Franziskaner (zurückgehend auf Franz von Assisi, 1223) wurden im Kampfe der päpstlichen Macht gegen Friedrich II. den Hohenstaufen und gegen die verschiedenen Kegerbewegungen als Kampforden eingesetzt; besonders die Dominikaner machten sich als Aufspürer und Richter der Keger verhaßt; auf deutschem Boden war der Schlimmste von ihnen der Kegerichter Konrad von Marburg, der an der Spitze einer blutigen Verfolgerhorde Deutschland durchzog, bis ihn heßische Ritter, an der Spitze ein Schenk zu Schweinsberg, 1233 erschlugen.

Bettelorden.

Vor dem Hildesheimer Dom drängen sich die Menschen. Es ist das Jahr 1222. Auf dem deutschen Thron sitzt Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, ringt mit allen Kräften gegen die würgende Macht des Papstes, der den deutschen Kaiser zu seinem Lehnsmanne, das Deutsche Reich zum Schemel seiner Füße machen möchte. Und seit zwei Tagen sind die Dominikaner in der Stadt. Fern in Spanien hat Dominikus Guzman den furchtbaren Orden gegründet, der in seinen dunklen Kutten predigend, Keger suchend und des Papstes Herrlichkeit und Macht preisend durch die Länder zieht.

Und seit zwei Tagen sind die drei Dominikaner in der Stadt Hildesheim. Von der Kirche ist zu jeder Messe und Gottesdienst bekanntgegeben, daß, wer immer selber der Ketzerei verdächtig sei, sich zu melden habe, daß jeder wie ein Keger bestraft würde, dem kezerische Äußerungen anderer zu Gehör gekommen. Wer sich gleich meldet, dem ist Gnade zugesichert — wer schweigt, verfällt der Feuerstrafe. Der Bischof von Hildesheim hat die Tore der Stadt sperren lassen, denn ein sonderbar eilig Abreisen hatte eingesetzt — wußte man doch, daß „Reichtum die gefährlichste Ketzerei“ war. Und jetzt stehen die Menschen dort unten und der Dominikaner predigt: „Ihr Schlangengezücht! ihr Deutschen, die ihr wie die

Chaldäer seid, die ihr das große Babylon aufgerichtet habt, das verfluchte Reich der großen Schlange, des höllischen Drachens, des Kaisers Friedrich des Hohenstaufen! hört die Stimme des Gerichts, ehe der Zorn Gottes auf Euch herabbricht, Gedenket daran, daß noch vor wenigen Jahren im Süden von Frankreich, in der Landschaft Provence die Ketzer so zahlreich waren, wie der Sand am Meer. Aber wie sagt der heilige Vater auf dem Lateran-Konzil des Jahres 1179? Die Todesstrafe, so spricht er, ist ein vorzügliches Medikament der Seele! Seht gegen die Ketzer, gegen die Verstockten ist das Kreuz gepredigt worden — und mit unendlicher Freude haben die frommen Christenleute gesehen, wie die Ketzer in ihren eigenen Burgen und Städten verbrannt sind. Der heilige Vater Innozenz III. hat nicht abgelaßen im Eifer, und der fromme Abt Arnaud konnte ihm schreiben: „Keinen Stand, kein Geschlecht haben die Unsrigen verschont, weit 20 000 Menschen haben sie mit der Schärfe des Schwertes getötet. Ein ungeheures Gemehel wurde unter den Feinden angerichtet, die ganze Stadt ist ausgeplündert und verbrannt, wunderbar hat Gottes Strafgericht gegen sie gewüthet!“

„Und nun hört, Ihr Sünder — die Stunde ist gekommen, in der Ihr Euch entscheiden müßt, denn auch unter Euch ist das Gift der Ketzerei verbreitet. Da sind solche, die heimlich zur Sonne beten, sind solche, die an den Lehren der Kirche zweifeln, sind gar solche, die dem Erzketzer, den verfluchten deutschen Kaiser Friedrich II. anhängen, der aus seinem gottvergessenen Maul gelästert, daß drei Betrüger auf Erden gewandelt hätten: Moses, Christus und Mohammed — davon seien Moses und Mohammed jedenfalls ehrlich, Christus aber den Tod des Verbrechers gestorben.“ Seht das ist Euer Kaiser, seht das ist seines Reiches Herrlichkeit — und dieser Mann will das Deutsche Reich über den Thron des heiligen Vaters stellen, will das Weltliche über das Göttliche erhöhen.

Was aber lehrt die Kirche? Da schreibt der fromme Bischof Hermann von Metz: „Wer weiß nicht, daß die Könige und Fürsten von denen abstammen, die Gott nicht kennen und durch Hochmut,

Raub, Treulosigkeit, Mord, überhaupt durch Verbrechen fast aller Art mit Beihilfe des Teufels als des Fürsten dieser Welt, in blinder Eier und unleidlicher Anmaßung nach der Herrschaft über ihresgleichen gestrebt haben! Dem Teufel also ist Euer Reich, vom Teufel des deutschen Kaisers Herrlichkeit. Mit Recht sagt der Heilige Vater: „Beides sowohl, das Königtum, wie das Priestertum bestand in dem Volke Gottes; das Priestertum durch göttliche Berufung, das Königtum aber durch menschlichen Zwang!“ Und wiederum sagt der Heilige Vater Papst Gregor VII.: „Welcher Kaiser oder König vermag Kraft seines Amtes einen Christen durch das Sakrament der Taufe aus der Gewalt des Teufels reißen, ihn unter die Kinder Gottes zu stellen und durch das Heilige Salböl zu schützen? Hieraus ist klar zu erkennen, welche Macht der priesterlichen Würde übertragen ist!“ Alle Menschen sind zu ihrem Seelenheil dem Papst untertan. Wer einen weltlichen Fürsten und gar den verruchten Erzkezer, der sich deutscher Kaiser nennt, höher gestellt hat als den Papst, der ist ein Kezer gleich ihm, ist verflucht. Wer ihn anzeigt, damit die Kirche durch weltliche Pein die ewige Verdammnis von seiner Seele abwenden kann, erwirbt sich nicht nur hohes Verdienst um die eigene Seele, sondern auch einen Anteil an den Gütern des Kezers!“

Dort, wo einige finstere Gestalten mit wüsten Bärten zusammenstehen, ist Bewegung.

Der Dominikaner aber schreit: „Die Sünder rufen wir, denn sollte ihre Sünde auch blutrot sein, so wird sie schneeweiß werden, wenn sie ihren Arm nach Reue und Buße der Kirche leihen zum Kampf gegen den Kezerkaiser, gegen das babylonische Weib, gegen das Tier aus dem Abgrund, gegen das Reich, das sie das Reich der Deutschen nennen, und das das Reich des Satans ist!“

Die Menge steht still und geduckt. Es ist ja der große Konrad von Marburg, der Dominikaner, der predigt. Er ist beinahe ein Heiliger. Jahrelang war er Beichtvater der Elisabeth von Thüringen, der schönen Landgräfin — unter seinen Geißelungen und Kasteiungen ist sie jung gestorben im Geruch der Heiligkeit.

Und wieder spricht der Dominikaner: „Wer anders lehrt, denn die Kirche lehrt, ist ein Keger. Oh, ich weiß, da sind Familien im Lande, die schon dem verfluchten, gebannten Kaiser Heinrich IV. gedient haben, die sich durch die Nähe der schäußlichen Schlange, des Kaisers Friedrich Barbarossa beflechten, die heute wieder zu dem Kegerkaiser stehen. Verflucht sei ihr Andenken, verflucht, ihr Wesen, verflucht der kegerische Irrtum, in dem sie beharren! Alle Welt muß zu ihrem Seelenheil dem Papste ganz und völlig untertänig sein — und Ihr, die die Welt Sünder und Verbrecher sühnt, seid gerufen, Hand anzulegen am Werk und das Unkraut auszurotten aus Gottes Acker.“

Und da kommen sie und werfen sich vor ihm nieder, der Abhub aus den finsternsten Gassen, Leute, die der Stadtwächter nie in die Stadt gelassen hätte, wenn sie nicht im Gefolge des großen Predigers gekommen wären.

— — —

Und am nächsten Tage ziehen die drei Dominikaner mit ihrem Anhang, mit knüppelbewaffneten Kerlen und wüsten alten Betteln von Haus zu Haus. Wo man ihnen rechtzeitig Geld gegeben hat, gehen sie vorüber — aber als der Abend kommt, sitzen nicht weniger als achtzehn Menschen, Männer und Frauen, im Kerker der bischöflichen Residenz.

Aus dem Dom aber ertönt Jubelgesang — denn hier werden die Sünder angenommen, die zum Kampf für die Kirche die Waffe in die Hand genommen haben. Eine solche Urkunde haben wir erhalten. Da läßt der Bischof Konrad von Hildesheim, den enge Freund und Schützer des Dominikaners Konrad von Marburg bekanntmachen: „Es sei allen Gläubigen kund und zu wissen, daß wir diesen gegenwärtigen Menschen mit dem heiligen Kreuz gezeichnet haben für alle seine Verbrechen, er hat sechs Männer ermordet, er ist beim Straßenraub beteiligt gewesen, von Jugend an hat er sich mit den Straßenräubern gemischt, er hat Kirchen beraubt, aber um seines Glaubens und seiner Hoffnung willen empfehlen wir

ihn allen Christgläubigen und nehmen ihn an, damit ihr ihm nach Eurem Vermögen frohen Sinnes Almosen reichet, damit Ihr aller seiner Gebete und Mühen theilhaftig zu werden verdient.“

So sehen die Leute aus, die den predigenden Bettelmönchen durch das Land folgen, die alle Ketzer und die Reichstreuern aufspüren — und das ist beinahe dasselbe — die von Dorf zu Dorf ziehen, zwischen sich totenblasse, blutig gezeihelte Menschen mitschleppen, die dann irgendwo verbrannt werden.

Und allen voran ziehen die Dominikaner, zieht Konrad von Marburg und alles was an Unterwelt im damaligen Deutschland lebt, zieht mit.

Da ist eine gewisse Alaidis, ein viehisches Weib, die ihren eigenen Vater und ihre Brüder als Ketzer angibt und trockenen Auges zusieht, wie sie verbrannt werden, um sie zu beerben.

— — —

Es geht gegen das Reich! Alles andere ist Vorwand. Es geht gegen jedes selbständige Denken im deutschen Volk — und die bleierne und das lähmende Grauen liegt auf dem Lande.

Die Dominikaner kommen!

Wer bleibt, läuft Gefahr, daß irgendein mißgünstiger Nachbar ihn anzeigt und er unter schäußlicher Folter gezwungen wird, sich selber als Ketzer zu bekennen. Wer flieht oder sich verborgen hält, ist sowieso verdächtig. — Über Deutschland zieht eine Wolke des Entsehens.

Mit ein paar Kleinen hatte man angefangen, ein paar alte Frauen, die noch vorchristliche Überlieferung haben mochten, Kräuter kannten und Segensprüche, mit ein paar alten Schäfern, einsamen Waldschmieden und Köhlern. Aber das brachte nicht genug ein. Dann hatte man in den Städten zugegriffen auf Handwerksmeister, auf Schuster, die an der Schusterkugel zu tief gegrübelt, auf Weber, die sowieso der Ketzerei verdächtig waren. Man hatte es den Handwerkszünften ja nicht vergeben und vergessen, daß sie in den rheinischen Städten einst schon für den gebannten Heinrich IV. aufge-

standen waren, daß sie den bischöflichen Stadtherren Widerstand leisteten. Aber dann griff man weiter auf die Ritterschafft zu. Man wußte wohl auszuwählen. Familien, deren Väter und Großväter schon zur päpstlichen Partei gehalten hatten, waren nicht verdächtig. Wo aber Reichsvögte auf Burgen saßen, die in Treue zum Reich standen, wo der altfreie Ritter auf Sonnenlehn saß, das er auch von keinem geistlichen Fürsten zu Lehn nehmen wollte, wo die Familie kaiserlich, reichstreu gesonnen war — da war sie auch zugleich keherisch.

Denn das war der Sinn der Bettelorden — in dem sie „Keher“ sagten, meinten sie „Reichstreue“.

Jahrelang zogen die Horden herum. Und wo immer in einer Stadt oder Landschaft die schwarzen Heher erschienen, da ballte sich um sie der „Hans hinter der Mauer“, alle Galgenschwengel, Schnapphähne, Friedlosen, alle Ehrlosen zusammen und verdienten sich am billigen Kampf gegen die Keher den Segen der Kirche — und ein gutes Stück Geld.

— — —
Und wieder predigt Magister Konrad in einer kleinen Stadt. Und wieder schreit er über den Markt hinweg: „Verflucht das Reich des Satans, der alten Schlange, des Keherkaisers Friedrichs II., gebrochen sei der sündige Übermut der neuen Chaldäer, die das Volk Gottes bedrängen, der Anhänger des höllischen Nebukadnezar, des stauffischen Friedrich des Sünders — und . . .“

Da ruft eine helle Frauenstimme dazwischen, aus dem Fenster des geschmückten hochgiebligen Rathhauses: „Denkt daran, daß Ihr Deutsche seid! Laßt des Reiches Kaisers und des Reiches Krone nicht von dem hergelaufenen Pfaff beschimpfen!“ Einen Augenblick ist es totenstill, dann hebt der Dominikaner das Kreuz: „Die Keherin, die verfluchte Keherin!“ Es ist ein kurzes Ringen und Stoßen am Hause, dann hat der Haufe der Kreuzfahrer das Haus gestürmt, die wenigen Bürger niedergemacht, die ihm den Weg versperrten wollen. Oben sieht ein

graubärtiger Mann, bis ihn die Spieße niederstrecken — und dann schleppt die Horde die junge Frau herunter.

Die Alaidis flüstert dem Dominikaner ins Ohr: „Es ist des Rats herrn Rodemeiers Tochter, die mit dem Ritter Georg Schenk zu Schweinsberg verheiratet ist.“

„Ins Feuer, ins Feuer!“ brüllt der Dominikaner.

— — —
Es vergehen Wochen.

Der Schrecken und das Grauen im Lande sind immer größer geworden. Es sind nicht mehr Hunderte, es sind jetzt Tausende, die unter dem Kreuzzeichen zu Mord und Brand im Lande herumziehen. Es soll gegen den Grafen zu Sagn gehen, der die Kreuzfahrer nicht in seine Burgen aufnehmen wollte.

In Waffen, angetrunken, ohne Ordnung, ein paar Frauen und Männer mit sich schleifend, daß „Miserere“ plärrend, zieht der Haufe wieder auf Marburg. Sie sehen nicht den hellen Sonnentag, sie sehen nicht das Grün — in Blutausch und Wahn, in Gier und Verrohung stolpert die Horde voran.

Sie sehen auch nicht, wie sich leise am Löhnberg im Walde Gestalten bewegen, wie Sonnenstrahlen, die durch die Blätter scheinen, auf blinkende Panzer fallen — erst als der Hinterhalt sich auf tut, bleiben die Ersten wie angewurzelt stehen. Auf schwerem Hengst, das Dsjer geschlossen, jagt ein Ritter heran, dem eine Schar Reiter folgt. Und ehe der Haufen überhaupt zur Besinnung gekommen ist, sind die Schwergespanzten mitten unter ihnen. Der Dominikaner Konrad bekommt eine Lanze durch den Unterleib gerannt, ehe sein Haufen ihn überhaupt schützen kann, und dann springt der Ritter vom Pferde und tritt mit dem Schwergespanzten Stiefel auf den Kopf des Hehers. Jetzt fallen ihn die Horden von allen Seiten an, aber er ist mit einem Satz wieder auf dem Pferd, klappt das Dsjer hoch, das der eisgraue Bart, grau geworden in einer Nacht, als er die Nachricht von der Verbrennung seiner Frau bekam, sichtbar wird, schreit: „Hier Deutsches Reich und der Schenk zu Schweinsberg!“ ..

Und dann beginnt eine vergnügte Jagd. Um den Haufen der Verbrecher, Diebe, Mörder, Hegenbrenner tummeln sich die Gepanzerten, lassen keinen nach hinten entweichen, reiten um die zusammengedrängte heulende Horde herum und holen bald diesen bald jenen mit der Lanzenspitze heraus, bis endlich das Gefindel schreiend nach einer Seite ausbricht und davon kommt, so weit es den bergenden Wald erreicht.

An diesem Tage hatte ein einfacher Ritter in Hessen den Angriff der päpstlichen Macht auf das Deutsche Reich abgewehrt, hatte Rache genommen für grauenvolles Unrecht.

Die Siebenbürger Sachsen wanderten aus den deutschen Moselländern in der Mitte des 12. Jahrhunderts nach Siebenbürgen, wurden hier von den ungarischen Königen zu eigenem Recht angesiedelt und haben ihre deutsche Art bis heute behauptet. (Siehe Taschenbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtum: Rumänien.)

Sachs' halt Wacht!

Weit, weit waren die Wege durch das Ungarland. Fast ein ganzes Jahr hindurch waren die deutschen Bauern gewandert, herab von den lieblichen Bergen der Mosel, das Rheintal herauf und donauabwärts, auf der Straße, auf der einst die Nibelungen zu König Ehzels Burg geritten, und der deutsche König Konrad III. das Deutsche Kreuzheer nach Kleinasien und ins Verderben geführt hatte. Bei Preßburg hatten sie Abschied genommen vom Lande deutscher Sprache. Hier hatten die Reiter des ungarischen Königs sie in Empfang genommen — und dann hatte der endlose Marsch begonnen durch die Tiefebene, wo die Steppe in tausend Blüten stand.

Und nun standen sie zwischen Wald und Sumpf und Bergen im Lande Siebenbürgen. Die Planwagen waren im Kreis aneinandergeschoben und die Männer traten alle in eine Reihe, der Älteste aber sprach: „Ihr wißt wie unsere Vorfahren und Ahnen einmal daheim freie Männer auf eigenen Höfen gewesen sind. Ihr wißt auch, wie ihnen einmal dieses Recht genommen worden ist. Aber das gute Recht kann nur schlafen, aber nicht sterben. Hier stehen wir auf freiem Königsboden, den der König von Ungarn uns gegen Heerespflicht und Zins gegeben hat und hier richten wir das alte Recht wieder ein: Zum Ersten: Was Wald, Weide und Wasser, Jagd und Fischfang ist, das soll „hatteri“ sein, das soll jeder nutzen können wie der andere, doch keiner so, daß er den anderen Schaden zufüget. Die Ackerflur um das Dorf aber haben wir in drei große

Schläge geteilt und von jedem Schlag bekommt jeder Hausvater einen Anteil. Die Höfe aber sollen, wie daheim einst, an einen Sohn verstanmen, und nicht verkauft werden, es sei denn mit Einwilligung der Nachbarschaft an einen deutschen Bauern. Und nun fangt an, — ich werfe meinen Hammer als Erster, um das Land für meinen Anteil abzustechen!“

So nahmen die Siebenbürger Sachsenbauern Land. Feste Höfe bauten sie, und um die Kirche, die hoch und wuchtig in der Mitte lag, errichteten sie einen schweren Steinwall zu Schutz und Trutz in bösen Zeiten. Deutsche Handwerker aber kamen und bauten Städte, festgesichert hinter Mauern.

Und es war not.

— — —

Noch nicht 100 Jahre sitzen sie im Lande — da kommt eine Sturmflut über die Berge. Aus den Pässen der Karpathen quillt es in Taufenden und Abertausenden. Bogenbewaffnete Reiter mit langen Rohrlanzen, fellbekleidete Fußgänger mit gewaltigen Krummschwertern, gelbe schlichhäugige Leute und bärtige Riesen aus den Wäldern des Ostens, — die Mongolen sind da! Im Hui fegen die mongolischen Reiterhaufen durch die Dörfer, machen nieder, wer sich in den Weg stellt, lagern plötzlich um die kleinen Städte — und da schildert uns ein alter Mönch, der die Chronik des Städtchens Rodna geschrieben hat und dessen Bericht uns erhalten ist: „Der Fürst Kadan . . . kam bis in das reiche Rodna, ein deutsche Stadt zwischen hohen Bergen, ein Silberbergwerk des Königs, wo eine große Volksmenge war. Da die Bewohner dieser Stadt kriegerisch waren und keinen Mangel an schweren Waffen hatten, zogen auf die Nachricht vom Herannahen der Feinde aus der Stadt hinaus, durch Wälder und Berge jenen entgegen. Als aber Kadan die Menge der Schwerebewaffneten sah, ließ er sein Heer umkehren und täuschte eine Flucht vor. Da kehrten die Rodnaer im Gefühl des Sieges zurück, legten die Waffen ab und begannen sich an Wein zu berauschen, wie es die Leidenschaft der Deutschen ist. Die Tataren aber erschienen unver-

mutet. Und da die Stadt von keinen Gräben, Mauern und Befestigungswerken umgeben war, drangen sie an vielen Stellen ein. Zahlreiche Rodnaer wurden niedergemetzelt." Viele Städte sind damals so und ähnlich zugrunde gegangen. Derselbe alte Geistliche schildert uns, wie nach dem Abzug der Mongolen das Land verlassen war: „Die Kirchtürme zeigten uns die Richtung, denn die Wege und Pfade waren ganz von Gras- und Dornesträuch bedeckt. Am achten Tage endlich, seit wir den Wald verlassen hatten, kamen wir zur Stadt Weissenburg, in der wir nichts fanden als die Gebeine und Köpfe der Getöteten. Wir sahen Steine, die noch von Blut gerötet waren“; damals sind noch lange im Lande die Waisenkinder herumgeirrt, die Vater und Mutter verloren hatten und ein altes unendlich trauriges Lied aus jener Zeit, aus dem blutigen Jahre 1241 hat fortgelebt in Siebenbürgen und fängt an:

„Wohl geht der Wind, wohl stiebt der Schnee,
das tut den armen Waisen weh
wohl geht der Wind, wohl schaukelt das Rohr
wie dort manch armes Waislein erfor.“

Aber die Siebenbürger Sachsen gaben nicht nach. Sie standen fest und unbeugsam auf ihrem Land und auf ihrem goldenen Freibrief, der ihnen als freien und wehrhaften Männern der ungarische König Andreas gegeben hatte. Und wenn um das Ungarische Reich gestritten wurde, dann warfen auch die Siebenbürger Sachsen ihr Schwert in die Wagsschale.

Und auch das wurde bald nötig.

Wieder kam von Süden über die Karpathenberge ein neuer Gegner, noch viel gefährlicher als die Mongolen — der Türke.

Im Jahre 1421 liegt das Zeltlager des türkischen Sultans um die Stadt Kronstadt. Die Stadt ist bis oben angefüllt mit geflüchteten Bauern, Sachsen, Ungarn, Rumänen, die hier Zuflucht gesucht haben. Der Sultan steht selber hinter der Batterie seiner dicken und schweren Feldgeschütze, wie man sie damals schon hatte, die von vorne ge-

laden wurden, in die man einen guten halben Sack Pulver hinein-schüttete, auf den dann die schwere Steinkugel kam. Die türkischen Kanoniere, riesige Kerle mit nacktem Oberkörper, Pumphosen und langen schwarzen Schnurrbärten laden die Geschütze, mühsam werden die schweren Rohre mit Holzklögen etwas höher oder tiefer gestellt, dann gibt der Sultan selber das Zeichen — mit Donnerkrach prallen die Steinkugeln auf die Mauer, schlagen in den Wehrturm über dem einen Tor ein, daß von dort oben einige Männer herunterstürzen — schon will der Sultan seinen Kanonieren ein Lob spenden — da kracht es aus der Stadt, dicke Steinkugeln schlagen in die Batterie, der Sultan selbst wird beinahe umgerissen, verliert den Turban vom Haupt, und da öffnet sich das Tor — und in schweren Waffen, die hammerführenden Zünfte der Schmiede und Schuhmacher voran, fallen die Kronstädter aus, dringen in die Batterie ein, stoßen die Kanoniere nieder, werfen die Geschütze um — und erst ein Gegenangriff der türkischen Garden treibt sie wieder in die Stadt. Noch 14 Tage lang hat der Sultan versucht, Kronstadt zu erobern — dann gab er es auf. Seitdem nannten die Türken Kronstadt die „Rote Stadt“ — wegen der Ziegelbauten und wegen des vielen Blutes, das darum geflossen war.

Aber sie gaben es nicht auf.

Jahr für Jahr kamen die türkischen Paschas über die Pässe herangezogen.

Das war im Jahre 1437. Wieder war ein großes Türkenheer, Reiterei, Fußtruppen und Geschütze unterwegs nach Siebenbürgen. Dem ungarischen König war keine Hilfe zu bekommen.

Da handelten die sächsischen Bauern und Städte allein. Der Königsrichter Antonius Trautenberger ließ die Sturmglocken gehen, und Mann für Mann fand sich, was herankommen konnte, in Hermannstadt zusammen. Der türkische Heereszug kroch, eine gewaltige Truppenmasse, über die Pässe heran — unmöglich, ihn zu widerstehen, wenn er erst geschlossen anrückte. Da faßte der Königsrichter Trautenberger einen kühnen Entschluß. An einem Mittag, als die

Sonne auf der Höhe stand, setzte sich der kleine sächsische Heerbann in Bewegung. Im Sturmschritt ging es den Türken entgegen, türkische Reiterei, die dem Heereszug voranritt, wurde überraschend gefangen und ehe noch der türkische Vortrab sich zur Schlacht ordnen konnte, wurde er gepackt. Die Türken waren immer gute Kriegerleute. Ihr Fußvolk band sich mit den Gürteln aneinander, um im dichtgedrängten Haufen Widerstand zu leisten, ihre Kanoniere schleppten die Kanonen bis wenige Schritte vor den Feind, ihre Reiter taten das Menschenmögliche, um das Schicksal noch zu wenden. Aber die sächsischen Zünfte und Kriegerleute, die bewaffneten Bauern und die schwergepanzerten Reiter kamen über sie wie ein Sturmwetter, vor ihrem Anprall zerflatterte die Reiterei, wurden die Geschütze überritten, sanken die Haufen des Fußvolkes zusammen — zum Schluß lief der Vortrab davon, als ob der böse Geist hinter ihnen sei. Als die atemlosen Flüchtlinge beim türkischen Hauptheer ankamen und ihre Niederlage berichteten, sagte sich der Pascha: „Meinen Vortrab habe ich schon verloren, verliere ich dem Sultan auch noch das Heer, dann sendet er mir die Seidene Schnur und ich kann mich aufhängen — also links um kehrt und heim!“ An den Sultan aber schrieb er, daß er wegen großer Verpflegungsschwierigkeiten sich siegreich vom Feinde abgelöst habe.

Aber die Türken kamen immer wieder. Die ungarischen Könige erlagen ihnen, fast ganz Ungarn fiel in ihre Hände und Siebenbürgen stand nur noch wie ein einsamer Felsen vorgeschoben in der türkischen Flut.

Damals hatte der türkische Sultan einen Mann aus einer ungarischen Familie zum Fürsten von Siebenbürgen gemacht, der wohl der größte Landskinder aller Zeiten war, den Fürsten Gabriel Bathory. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er einen Landtag in der Stadt Hermannstadt zusammenrief. Weil er nun einmal der Landesfürst war, öffneten die Hermannstädter ihm auch die Tore und er zog mit zahlreicher Gefolgschaft und vielen Wagen ein. Auf dem

Markt angekommen aber sprangen plötzlich schwer bewaffnete Krieger aus den Wagen, besetzten und öffneten die Tore und ließen nun die Truppen des Fürsten, wilde ungarische Reitermassen, in die Stadt ein. Ganz Hermannstadt wurde mitten im Winter geplündert und die arme Stadt litt fürchtbar unter dem Tyrannen.

Ein Jahr später machte er in Kronstadt an der Spitze eines großen Heeres einen ähnlichen Versuch. Aber die Bürger hatten einen klugen Mann an ihrer Spitze, den Ratsherrn Michael Weiß, und weigerten sich, dem Wüterich ihre Tore aufzutun. Da holte sich der blutdürstige Fürst Hilfe von seinem Oberherrn, dem Sultan und bewog diesen durch Lügen, ihm einen Pascha mit einem großen türkischen Heer zu senden. Aber der Ratsherr Michael Weiß ging unter Lebensgefahr in das türkische Lager und machte dem Pascha klar, für welche schmutzige Sache er gemißbraucht werden sollte. Der anständige Türke zog darauf mit seinen Truppen auch wirklich ab. Nun geriet der butige Fürst Bathory völlig außer sich, warb Räuber aller Art an und schloß Kronstadt in weitem Bogen ein. Aber Michael Weiß ging zum Gegenangriff vor — und im Oktober 1612, sechs Jahre, bevor im Deutschen Reich der schreckliche Dreißigjährige Krieg ausbrach, trat der Ratsherr Michael Weiß im offenen Felde dem weit überlegenen Heer des Bathory entgegen. Es war eine bitter-schwere Schlacht, denn die Kronstädter Bürger hatten kaum Reiter. Viele wurden niedgerissen und erstochen, aber geschlossen zogen sich die Reste des Heeres in die Stadt zurück. Ratsherr Michael Weiß hat bis zuletzt den Rückzug gedeckt. Die alte Chronik in Kronstadt schreibt: „Etliche beweineten ihre Brüder, etliche ihre Männer, andere ihre Kinder; es beweinete aber jeder Herrn Michael Weiß.“ Das war bis dahin in der Geschichte des Landes noch nicht vorgekommen, daß ein Bürgeraufgebot in offener Schlacht dem Landesherrn Widerstand geleistet hatte, und wenn sie auch schließlich in die Stadt zurückweichen mußten — dem blutigen Tyrannen war die Lust vergangen, weiter mit den zähen Sachsen von Kronstadt anzubinden. Er zog ab — und ein Jahr später wurde er von seiner eigenen Leibwache ermordet.

Leicht aber ist den Siebenbürger Sachsen auch später das Leben nicht geworden. Ihre alten stolzen Vorrechte wurden von der Wiener Regierung 1867 den Ungarn ausgeliefert und diese begingen die große Ungeschicklichkeit, nun alle Völker in ihrem Staate zu zwingen, die magyarische Sprache anzunehmen. In den Schulen sollte nur magyarisch gelernt werden, wer immer aufsteigen wollte, mußte einen magyarischen Namen annehmen — und so kamen harte Jahre für die Siebenbürger Sachsen. Aber sie ließen sich nicht beugen und nicht brechen. Wenn man ihren Städten magyarische Namen gab, so nannten sie sie gerade mit dem deutschen Namen, sie hielten ihre deutsche Schulsprache aufrecht, sie standen fest auf dem Boden des Gesetzes, aber noch fester auf dem Boden des Deutschtums: „Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!“ — Das Wort wurde das Bekenntnis des zähen Volksstammes.

Manchmal war die Lage außerordentlich schwer, wurde der Druck der Behörden fast übermächtig — aber die Sachsen gaben keinen Fußbreit auf. Damals wurde das Lied von ihnen viel gesungen:

„Marienburg o Marienburg,
gibt deine Toten her!
für uns auch hat begonnen
Ein Kämpfen hart und schwer.

Und oft wird so bange
der zweifelvolle Strauß!
Marienburg, o Marienburg,
schick deine Toten aus!—“

Als der Weltkrieg zu Ende ging, kam Siebenbürgen an Rumänien. Die Siebenbürger Sachsen wurden damit rumänische Staatsbürger. Auch das hatte manche Schwierigkeiten zur Folge. Viel Land mußten sie abgeben, manche Vermögenswerte büßten sie ein — aber sie haben weiter gearbeitet, sind treue Staatsbürger ihres neuen Staates und ebenso treu zu ihrem deutschen Volkstum.

Wer noch wirklich schöne alte deutsche Volkstrachten, altes lebendiges deutsches Bauernbrauchtum sehen will, Städte, die ganz aus dem Geist unseres wehrhaften Mittelalters und seiner Zünfte und Fuhrmannsbruderschaften geboren sind — der muß nach Siebenbürgen gehen. Vom Landarbeiter bis zum Universitätsprofessor steht dort eine Viertelmillion stark ein einheitliches, durch Not und Unglück hart gehämmertes deutsches Volkstum — vorbildlich in der jahrhundertlangen Behauptung seiner deutschen Art, in der Klugheit, mit der es sich mit den wechselnden Herren des Landes zu stellen wußte und in der Rechtlichkeit seiner Art, die im Unglück nicht weicht und im Glück nicht übermütig geworden ist.

Der schöffenbar freie Ritter Eike von Repgow (heute Reppichau bei Anhalt) hat etwa um 1235 den Sachsenspiegel als eine zusammenfassende Darstellung des Rechtes der sächsischen Lande in plattdeutscher Sprache geschrieben; das Rechtsbuch war aus bestem deutschen Rechtsempfinden geschöpft, es hat dem deutschen Volk viele Jahrhunderte ein gutes Recht gesichert. Der Landrichter von Brandenburg Johann von Buch gab um 1320 dazu eine ausgezeichnete Erklärung (Glosse zum Sachsenspiegel) und eine Verfahrensordnung (Richtsfeitig Lndrechts und Richtsfeitig Lehnrechts), die verhinderten, daß der Sachsenspiegel durch fremdes Recht verdrängt wurde. Noch nach 300 Jahren, als um 1500 das römische Pandektenrecht sich durchsetzte, widerstanden ihm die Gebiete des Sachsenspiegels.

Ritter Eike schreibt den Sachsenspiegel.

Gleich einem steinernen Wächter ragt aus den dunkelgrünen Tannewäldern des Harzes die Burg Falkenstein empor. Ihre kleinen Schießscharten lugen weit über die grünen Höhenzüge, über die Hänge und tiefen Täler.

Zwei Reiter traben durch den Tann. Wo Sarnkraut und Unterholz eine Lichtung freigelassen haben, steigen sie ab, nehmen die Mantelsäcke herunter und lassen die Pferde grasen. Die beiden Männer setzen sich nieder und greifen in den Mantelsack. Mit ihren Jagdmessern schneiden sie sich dicke Brotkanten herunter, greifen dann zur Speckseite und verzehren ihr Jagdfrühstück. Der ältere von beiden, der mit dem langen, schütterten Bart, ist der Graf Hoyer von Falkenstein zu Wolmirstedt, Gerichtsvogt zu Quedlinburg und ein angesehener Mann im Lande Sachsen. Der jüngere, ein wenig kleiner, trägt einen kurzgeschorenen Bart und blickt mit klugen, nachdenklichen Augen zu den Pferden hinüber. Es ist der Schöffe und Ritter Eike von Repkow. Wegen seiner großen Rechtskunde ist er im ganzen Lande bekannt, und wenn ein besonders schwieriger Fall vor Gericht ansteht, so holt man gern bei ihm Rat. Seit einigen Tagen weilt er auf Falkenstein zu Gast.

Eine ganze Weile ist es still zwischen den beiden Männern, dann hebt der Falkensteiner an: „Ich will dir das Jagdfrühstück nicht ver-

derben, Eynke, aber das eine steht fest: das Recht im Lande Sachsen wird krank. Gewiß, heute leben noch genug Wissende, die unser ungeschriebenes Recht kennen, aber wenn sie einmal alle tot sind, wenn sie auch mich hinaustragen zur letzten Ruhe, dann wissen unsere Schöffen überhaupt nicht mehr, wie sie Recht sprechen sollen. Da habe ich jetzt wieder einen Fall, bei dem sich gewiß die Schöffen nicht Rat wußten."

"Was ist das für ein Fall?" fragt Ritter Eynke, und der Falkensteiner erzählt: „Da kommt vor längerer Zeit ein großer Bauer aus dem Dorfe Salbke zu mir. Der Mann hat viel Unglück gehabt in seinem Leben. Die erste Frau ist ihm früh gestorben und ohne Kind. Von der zweiten Frau hat er zwei Söhne gehabt, aber die Seuche hat sie geholt, ehe sie groß wurden. Dann kam noch ein Mädchen, ein blühlauberes Ding. Nun ist der Bauer in Sorge, wie es mit seinem Hof gehen wird, wenn er stirbt. Er hängt an dem Hof und an dem Acker. Seit zehn Generationen hat sein Geschlecht ihn im Besitz, und immer hat er sich in gerader Linie vom Vater auf den Sohn vererbt. Nun lebt zwar noch der Sohn seines Bruders, der Nefte also; das wäre der nächste zum Erbe, aber er ist ein Krüppel und ein unnützer Mann. Das Kloster hat ihn aufgenommen und hält ihn in Pflege. Aber mir will das Ganze nicht gefallen. Das Kloster wartet nur darauf, daß der Bauer stirbt und der Krüppel Hof und Eigen erbt, denn er hat ihm schon eine Urkunde gegeben und besiegelt, daß er beim Tod des Bauern den ganzen Hof ans Kloster geben wird.

Nun sagte ich Euch schon, daß der Bauer noch eine Tochter hat, ein gesundes, frisches, junges Ding. Mit einem Bauernsohn aus dem gleichen Dorf ist sie versprochen. Die beiden könnten schon den Hof in Ordnung und Ehren halten; der Krüppel aber, dieser Zwerg mit dem Wasserkopf und den krummen Beinen, will sie vom Erbe ausschließen und den ganzen Hof ans Kloster bringen. Was ist nun recht, mein lieber Eynke? Hab' mir immer sagen lassen, daß ein Krüppel sich nicht zum Bauern eignet und keinen Hof erben kann."

Eyke nickte: „Das ist uraltes Recht. — Auf Krüppel und auf Gezwerge verstorbt weder Leben noch Erbe. Denn der Hof ist mehr als der Mann, und wenn der Hof erhalten bleibt, so kann davon die ganze Sippe leben. Darum kann der Hof immer nur auf einen gesunden Mann vererbt werden.“

„Das Recht ist gut“, sprach der Graf, „ist auch nie anders im Lande gewesen, aber das Kloster hat seine Urkunde und will die ganze Frage vor das geistliche Gericht bringen. Sie meinen nämlich, daß es sich hier um ein frommes Werk handelt, wo weltlich Gericht nichts zu sagen habe. Ist das erst einmal geschehen, wird's immer wieder geschehen. So wird langsam das gute alte Recht in Abgang kommen. . .“

Der Ritter lehnt sich zurück, sieht hinauf zu den Gipfeln der mächtigen Tannen: „Unser Recht ist alt und ewig wie das Land; es wächst nach wie der Baum im Wald.“

„Hast recht; ist auch gut und fromm gedacht, Ritter Eyke — aber es werden mir zu viele, die am Baum des alten Rechts sägen und arbeiten mit Axt und Beil. Möchten ihren eigenen Baum an Stelle des alten setzen, möchten fremdes Recht im Lande einwurzeln. Die Menschen sterben, aber die Urkunden bleiben! Geschrieben ist geschrieben, das gesprochene Wort aber ist leicht vergessen und vertan.“

„Das habt Ihr mir in diesen Tagen schon oft gesagt“, entgegnet Eyke, „ist aber gar nicht so einfach. Der lateinischen Sprache bin ich noch kundig von der Klosterschule her, und so habe ich denn schon einmal in gutem Latein aufgeschrieben, was ewiges Recht unter den sächsischen Leuten ist.“

Der Graf lacht auf: „Glaubst du, der Schultheiß oder der Gerichtsvogt lateinisch lernen wird oder der freie Bauer, der als Schöffe zu Gericht sitzt? Ich habe es mein Lebtag nicht gekonnt. Und warum willst du unser gutes, altes, deutsches Recht in der Sprache der Römer an die Nachkommen weitergeben? Niemand, der es braucht, kann es dann lesen. Verdrehen werden sie uns das Recht mit ihren lateinischen Worten und Sätzen.“

Enke von Repkow starrt noch immer zu den Gipfeln der Bäume, dann wendet er langsam den Kopf: „Nun denn, ich will Euch etwas verraten. Sie nennen mich im Land einen großen Rechtskundigen, und oft haben sie mich geholt zum freien Gericht, und Ritter wie Bauern wußten oft recht wenig mehr vom alten Sachsenrecht. Da habe ich mir dann selber gesagt: Jetzt wäre geschriebenes Recht nötig, in unserer Sprache geschrieben. Klar und deutlich müßte es sein, daß jeder es versteht. Und man müßte manch ernstes und frommes Wort dazu sagen, damit der Richter und der schöffbare Mann weiß, daß es etwas heiliges ist um das Recht. Manchmal habe ich auch schon angesehen, aber dann ist mir die Arbeit vorgekommen wie ein gewaltiger Berg. Ich hab' den Gedanken wieder zurückgeschreckt und mir gesagt: Wie kann ich einfältiger Mann das Recht weisen wollen für alle, die nach mir kommen? Denn das Recht ist nicht tot, es lebt, und neue Zeiten werden es wandeln, wachsen muß es aus dem Volke und mit dem Volke.“

Bedächtigt nahm der Falkensteiner das Wort: „Schon recht, aber wo kein Boden ist, kann auch nichts wachsen. Das Recht, das wir hatten, nach dem wir bisher zu Gericht saßen, das ist der Boden, auf dem allein das neue wachsen kann. Darum muß du es aufschreiben. Und es müßte geschrieben sein wie ein Spiegel. Wer hineinschaut, der solle klar und deutlich sofort der Sachsen gutes, altes Recht erkennen. Es ist nötig heute in deutschen Landen, daß wir unser Recht festhalten. Der Kaiser ist fern in Italien, und römische Rechtsgelehrte sprechen dort Recht nach den dicken Pandektenbüchern der alten römischen Kaiser. Ist kein deutscher Mann dabeigewesen, als die Bücher geschrieben wurden, so kann's auch kein deutsches Recht sein. Aber sie wollen es nun nach Deutschland bringen, und was sollen unsere ungelehrten Schöffen und Richter nun tun? Das geschriebene Recht wird stärker sein als das ungeschriebene. Wir werden nach der Römer Art Recht gesprochen bekommen, fremdes Recht, das mit unserem Lande nichts zu tun hat und nichts mit unseren Äckern und unseren Wäldern.“

Aber es ist nicht nur das Römische Recht, das uns bedroht. Auch Bistümer und Klöster urteilen schon nach ihrem eigenen Recht, und das ist auch lateinisch geschrieben. Wenn der Ritter Lehn nimmt oder der König Lehn vergibt — schon kommen sie und bringen das fremde Lehenrecht aus der Lombardei. Auch ein Römisches Recht und auch lateinisch geschrieben! Ist manch kluger Gedanke drin; ich will's gar nicht bestreiten, aber sind keine deutschen Gedanken, ist nicht von unserer Art und paßt nicht zu unserer Art."

Enke von Repkow steht auf und macht einige Schritte: „Also hört, lieber Graf! Ich kann Eurer Bitte nicht länger widerstehen und will nun das Buch schreiben, das ein Spiegel unseres alten sächsischen Rechtes sein soll. Und so soll das Werk beginnen:

Des Heiligen Geistes Minne, der Stärke meine Sinne, daß ich Recht und Unrecht der Sachsen Bescheid tu, nach Gottes Hulden und der Welt Frommen. . . Von Recht soll man niemand weisen um Liebe noch um Leide, um Zorn noch um Gabe. Gott ist selber Recht, darum ist ihm Recht lieb, darum sollen sich alle vorsehen, die ein Gericht von Gottes halben zu halten befohlen sind, daß sie also richten, also daß Gottes Zorn und sein Gericht gnädiglich über sie ergehen möge."

Graf Hoyer eilt auf ihn zu, reicht ihm die Hand: „Enke, das soll ein Wort sein! Gott ist selber Recht, darum ist ihm Recht lieb! Und nun hinauf zur Burg. Du bleibst mein Gast in Falkenstein solange du willst, und was du in Latein geschrieben, das wendest du in die deutsche Sprache. Wo du aber im Zweifel bist, da reiten wir ins Land hinaus zu schöffenbaren, wissenden Leuten, daß sie dir Nachweis und Bescheid tun. Noch ist das Recht unserer Ahnen und Ur-ahnen bei vielen vorhanden. Du trägst es zusammen und gibst uns endlich unser geschriebenes Recht, der Sachsen Recht, ein deutsches Recht!"

Enke schlägt ein in die dargebotene Freundeshand: „Und „Der Sachsenpiegel“ soll es heißen; niemand zuliebe und niemand zuleide tue ich mein Werk, es gilt dem alten heimischen Recht, das unser ist, wie deutsches Korn und deutscher Wald."

Die beste Gabe.

Auf dem großen westfälischen Bauernhof stehen die beiden Planwagen bepackt. Kisten und Truhen sind aufgeladen, auch der schwere, bemalte Bauernschrank, dazu mancherlei Ackergerät; wohlverpackt ist auch der große eiserne Pflug mit Rädern, des deutschen Bauern wertvollster Besitz. Der älteste Sohn wird den Hof nehmen, und so will der zweite hinausziehen, um in Pommern eine eigene Hofstelle zu finden. Die schweren Pferde werden angesträngt, am Hoftor steht der alte Bauer, und nun kommen sie auf ihn zu, sein zweiter Sohn, der starke, große Jungmann mit seiner Frau, um des Vaters Segen mit in die neue Heimat zu nehmen. Sorgfältig in ein Tuch gehüllt hält der alte Bauer ein schweres Pergament in der Hand. „So, mein Junge, ich gebe dir meinen Segen, und hier sollst du etwas mitnehmen, das wirst du brauchen im Pommernland. Ich hab' die Urkunde wohl gelesen, die der Fürst Wizlaw im Lande Rügen euch gegeben, daß ihr in seinem Dorfe Zarnekevitß als freie Männer und freie Frauen zu Erbzinsrecht roden und siedeln möget. Es ist eine ehrenwerte Urkunde und der Fürst ein gar ehrenwerter Mann. Es steht auch in der Urkund, daß ihr auf Ewigkeit zu deutschem Recht sitzen und bauen, leben und sterben möget. Deutsches Recht allein soll gelten für euren Hof und eure Sippe. Dies deutsche Recht geb' ich dir mit, mein Junge. Wenn du am Feierabend und Feiertag ein wenig Zeit findest, so lies in diesem Buch, damit du weißt, was Recht ist in deutschem Lande, und vergiß auch nicht, es deine Kinder zu lehren.“

Der Jungbauer greift nach dem Pergament: „Habt Dank, Vater für eure große Gabe. Aber ist's auch das Recht, das Ihr selber gebraucht habt, wenn sie Euch holten zum freien Gericht?“

Der alte Bauer legte wie zum Schwur die Hand auf den schweren Pergamentband: „Das hier ist wahres, deutsches Recht; der Sachsenpiegel ist's. Du weißt, er stammt von unserem guten Onke von Repkow, den Gott selig haben möge. Hier, sieh hinein, das ist das Buch Landrecht. Da kannst du sehen, wer Gericht halten soll, wer

Erbe sein soll, was ein redlicher deutscher Mann bei Ungericht und Vergehen tun muß. Laß dir Zeit und lies alles mit Fleiß durch, was hier geschrieben steht. Und eins merk dir: Solange das Recht steht, solange steht auch dein Hof in Sicherheit! Und nun fahrt wohl und zieht in Gottes Namen, ihr beiden — das gute Recht geht mit euch auf allen euren Wegen.“

Nikolaus von Buch verteidigt das deutsche Recht.

Zu Stendal ist's, in der Mark. Wieder einmal sitzen zwei ritterbürtige Männer zusammen. Herr Nikolaus von Buch, angesehen in der Altmark als Rechtsprecher und wissender Mann des alten Rechtes, und sein Sohn Johann, der im Namen des Markgrafen von Brandenburg Recht spricht. Richter ist er an einem markgräflichen Gericht. Sie sprechen vom alten und neuen Recht, und der Vater sagt bedenkllich: „Es kommt eine böse Sitte auf im Land. Römische Rechtsgelehrte werden bei den Gerichten zugelassen. Mit ihren Ränken und Schlichen wollen sie den Sachsenspiegel umstoßen und möchten das fremde Recht hineinbringen ins Sächsische Land, das lateinische Recht, das sie zu Bologna gelernt haben.“

Der Sohn schüttelte den Kopf: „Du brauchst keine Sorge zu haben, Vater; der Sachsenspiegel bleibt bestehen, solange die Wolken ziehen. . .

Doch der Vater gibt sich nicht zufrieden: „Täusch dich nicht; sie können Meister Enkes Werk nicht umstoßen, darum gehen sie ihm von hinterherum zu Leibe. Sie reden schon allzu laut davon, daß der Sachsenspiegel ein gar unvollkommenes Recht sei. Sie tüfteln und suchen, wo eine Frage nicht wörtlich drin entschieden und geregelt ist. Ja, sagen sie dann — das hat Meister Enke eben vergessen. Dafür stet's aber fein deutlich im Römischen Recht des Kaisers Justinian. Und weiter sagen sie, das Römische Recht müßte überall da gelten, wo der Sachsenspiegel ein Loch habe. Und wo er kein Loch hat, da reden sie eins hinein.“

Eine Weile überlegt Johann von Buch, dann sagt er: „Es gibt

keinen Rechtsstreit vor deutschen Gerichten, der nicht aus Meister Eikes Buch sich entscheiden läßt. Auch sagt Meister Enke wörtlich: „Daß alle guten Leute, die des Rechtes erfahren sind, nach allgemeinem Recht Bescheid tun sollen, wo das Buch nicht davon spricht.“ War ein sehr kluger Mann, der Ritter Enke von Repkow. Er hat gewußt, daß unser Recht lebendig ist, daß man nicht nur nach dem Buchstaben urteilen kann, sondern nach dem, was allgemein in der Familie, in der Sippe und dem Dorfe gilt.“

„Schon recht“, fällt der Vater ein, „es gibt da manche Dinge, von denen steht nichts im Sachsenspiegel. Wer vor Gericht klagt, wie man das Urteil fällen und wie man es vollstrecken soll, darüber steht für manche Dinge nicht genug im Sachsenspiegel. Da hat Meister Enke sich auf den guten Brauch verlassen und darauf, daß es noch genug rechtskundige Leute gibt. Heute wollen sie das aber nicht mehr gelten lassen, was die Wissenden dem Recht hinzufügen. Nur das geschriebene Recht gilt, sagen sie. So habe ich nun selber versucht, eine „Glossa“, das ist eine Erklärung, zum Sachsenspiegel zu schreiben. Doch meine Kraft läßt nach, und wenn mein Stündlein nun bald kommen wird, so sollst du meine Arbeit fortführen.“

Johann von Buch gibt dem Vater die Hand: „Ich will es tun, Vater. Sitze ich doch selbst Tag für Tag im Gericht und kenne mich aus in der Römer Recht und der Bistümer Recht so gut wie die römischen Juristen. Sie sollen uns das deutsche Recht nicht mit römischen Brocken vergiften. Ich weiß wohl, wo ich dem Suchs ein Brett vor das Loth schlagen muß, wenn er in den Gänsestall will. Und so werde ich denn aufschreiben, welchen Weg der redliche Mann gehen muß, um zu seinem Recht zu kommen und seinen Richter zu finden. Das eine soll ein „Richtsteig Landrechts“ werden, für den gemeinen Mann und das andere ein „Richtsteig Lebensrecht“ für den ritterbürtigen Mann, damit wir eine eigene Ordnung in allen Gerichtsdingen im Lande haben, worin sie nachher kein Loth mehr reden können.“

Der Sachsenspiegel wandert.

Der große König Waldemar von Dänemark hat die ehrenwerten Männer des Landes nach Kopenhagen zusammengerufen, damit sie ihm das wahre Recht des Landes Dänemark weisen sollen. Doch vorher hat er jedem der Männer das Rechtsbuch des Ritters Enke, den Sachsenspiegel, in die Hand gegeben und hat ihnen gesagt: „Lest hier, wie im Lande Sachsen Recht gesprochen wird. Und nun fragt um in unserem Lande, was in dänischen Landen Recht ist, damit ihr ein Gesetzbuch aufschreiben könnt, das für unser Volk so gut und nützlich sein muß wie das Buch des Ritters Enke den Deutschen.“

Viele Tage und Wochen brauchten die Männer und schrieben dann das Jütländische Landrecht nieder; wer aber hineinsieht, der merkt noch heute, daß sie aus dem Sachsenspiegel des Ritter von Enke viel gelernt haben.

Viele deutsche Bauerndörfer lagen zur Zeit des Mittelalters in Polen. Deutsche Städte gab es dort und deutsche Ritterschaft. Sie brachten den Sachsenspiegel mit ins Polenland. Einer weiß das besonders zu schätzen, das ist der vielehle Herr Thaddäus von Kalinowski, der als Kronkastellan und Wojewode des Königs von Polen auf dem Schloß und der Burg zu Lemberg residiert. Der alte Kriegsmann sitzt in seinem dunklen Pelz beim Schein der hohen Kerzen, die in den getriebenen Leuchtern stehen, und liest in einem großen Buch, dann sagt er: „Gut, sehr gut ist die Übersetzung. Das habe ich mir immer gewünscht, daß sie den Sachsenspiegel in die polnische Sprache übertragen. Nun begreife ich auch, warum es den deutschen Bauern gut geht mit ihrem Erbzinsrecht und ihrem Erbrecht auf den freien Höfen. Der Sachsenspiegel beschützt ihnen das Eigen. Unser Volk sollte auch solch ein Recht haben. Sie bitten ja vielfach schon in den polnischen Dörfern, daß sie nach der Sachsen Recht beurteilt werden wollen. Ist ein gutes Recht, wenn auch nicht alles für unser Land paßt. Das muß man eben ändern. Recht muß aus der Heimat kommen, aus dem Boden und aus dem Blut, aber Recht muß auch gut sein — gut und treu und fromm, wie das alte Sachsenrecht.“

Der Graf von Habsburg wurde 1273 zum deutschen Kaiser gewählt; gegen den mächtigen König von Böhmen Ottokar II. fand er die Unterstützung der päpstlichen Partei, der er dafür große Zugeständnisse machte. Er besiegte Ottokar 1278 auf dem Marchfeld und legte die Grundlage zur Habsburger Hausmacht. Nach den langen Wirren ordnete er das Reich wieder. In der Erzählung ist die Begründung für das plötzliche Verlassen des Schlachtfeldes durch den Feldhauptmann Milota dichterische Freiheit — es ist nicht bekannt, warum er Ottokar im Stich ließ, doch der angedeutete Grund hat manche Vermutung für sich.

Der Graf von Habsburg.

Das Feldlager um Basel, das im Jahre des Heils 1273 der Graf zu Habsburg aufgetan hat und von wo er die alte Bischofsstadt belagert, macht gerade keinen übermäßig kriegerischen Eindruck. Das ist auch nicht nötig. Man verhandelt schon seit einigen Wochen, die Baseler können ihre Kühe nicht auf die Weide treiben und bekommen keine Waren und keine Käufer in die Stadt. Der Graf hat auch nicht viel Geld, und seine Kriegerleute sind mit den etwas spärlichen und sparsamen Ratenzahlungen, die er leistet, auf die Dauer sicher nicht zufrieden zu stellen. So wartet der eine bis es dem anderen zu viel wird — Graf Rudolf ist nicht der Mann, ein Schicksal mit Gewalt zwingen zu wollen.

Da sitzt er auf einer alten Weinbergsmauer, die langen Beine übereinandergeschlagen und sieht mit behaglicher Ruhe zu der belagerten Stadt hinüber. Er ist anspruchslos in seinen Wünschen und in seinen Mahlzeiten — die dicken Spießbürger da drinnen wird er schon anspruchslos machen, wenn sie den Leibriemen immer enger schnallen müssen. Außerdem hat er andere Gedanken, wichtigere Dinge. Dort hinten in der Ferne nach Norden herauf ist heute morgen der Gesandte des Pfalzgrafen bei Rhein hinweggeritten.

Rudolf überlegt: „Die deutschen Fürsten wollen mich zum König machen, weil ich ihnen nicht gefährlich erscheine. Wenn sie einen

mächtigen Mann wählen wollten, hätten sie den König Ottokar von Böhmen genommen, Herrn von Mähren, Kärnten, Osterreich, Steiermark, des Landes Eger, der Mark Portenau — und was er sonst noch alles hat. Da nehmen sie lieber einen armen Grafen, vor dem sie sich nicht zu fürchten brauchen. Was mach' ich nun mit der Herrlichkeit?"

Rudolf seufzt tief auf und sieht hinaus in den nachmittäglichen Frieden: „Über die Dummheiten meiner Jugend bin ich ja, Gott sei Dank, hinweg. Als ich noch in Saenza bei Kaiser Friedrich II. war, dem Hohenstaufen, hab ich mir die Hörner abgelaufen. Der Mann war sicher ein Kezer und für mich viel zu klug. In solche Schwierigkeiten wie er verwickle ich mich nicht mehr. Einmal gebannt hat die Kirche mich auch, und es hat leider viel Geld gekostet, den Bann wieder los zu werden. Aber seitdem ist das Verhältnis zu den geistlichen Herren wirklich gut, und daß ich dem armen Leutprieester da unten bei Rapperswil mein eigenes Pferd zu seinem Verselgang gegeben habe, erzählen sich die Leute auf allen Straßen. Da die Fürsten mich nur als ihre Puppe benutzen wollen, werde ich mir die geistlichen Herren als Freunde halten. Schließlich muß irgendeiner einmal Ordnung im Reich schaffen. Seit zwanzig Jahren kein Kaiser, Raub und Fehde wo man hinsieht — es wird Zeit, daß einer kommt und wieder Ordnung schafft.“

Rudolf steht auf, reckt die langen Arme, geht langsam, sich in den Hüften wiegend, auf und nieder: „Und Töchter hast du, unverforgte unverheiratete Töchter — wer heiratet die Tochter eines armen Schweizer Grafen? Die werden an die reichsten Reichsfürsten verheiratet — Ehen sind in meinem Hause immer gut eingeschlagen, haben wir die große Erbschaft der Grafen von Kyburg auf diese Weise bekommen, so weiß der Himmel, ob wir nicht noch mehr erhalten.“

Und plötzlich bekommt sein langes, kantiges Gesicht einen vernügte-spöttischen Ausdruck: „Ihr habt Euch verrechnet! den armen Grafen Rudolf wolltet ihr zum Schattenkönig machen. Der König

Rudolf wird auch ein reiches Reich Habsburg hinterlassen — wenn schon Macht und Ansehen im Reich auf Land und Besitz beruht — heute bietet mir das Schicksal die Krone und ich will die Stunde nützen.“

Es ist feierliche Königswahl. Mit Verwunderung sehen die hohen Fürsten des Reiches, wie würdevoll der etwas bespöttelte Schweizer Graf die ganze Handlung über sich ergehen läßt. Nach der Königswahl werden die einzelnen Fürsten vom neuen König neu belehnt. Da stellt sich heraus — die Reichsinignien sind nicht da. Rudolf aber greift zum Altar, nimmt ein Kreuzigtz küßt es und sagt: „Dies Zeichen, in dem die ganze Welt erlöst worden, mag ich wohl gebrauchen an der Stelle des Zepters.“

„Welch frommer König“, flüstert bewundert und zufrieden der Mainzer Erzbischof.

„Welch listiger Heuchler!“, zischelt der Brandenburger Markgraf, der innerlich auf des Böhmenkönigs Seite steht.

Groß lang, schlank, mit blihenden Augen geht der König von Böhmen Ottokar II. auf der Burg zu Prag, in dem großen, prachtvollen, mit Schnitzwerk und herrlichen Teppichen geschmückten Empfangsraum auf und ab. Die langen, schmalen Hände spielen mit einem kurzen, breiten Dolch. Im Raum stehen eine Anzahl der großen böhmischen Herren, der Bischof Bruno von Olmütz, der Ritter Wok von Rosenberg, der Zawisch von Falkenstein, der Trzka zu Lublinitz — König Ottokar hat ein Dokument in der Hand und spricht: „Dieser Pfaffenkönig hat sich also nicht geschämt, bloß um die Unterstützung des römischen Papstes zu bekommen, an diesen zu schreiben: „Mein Gewissen ist Zeuge, daß ich nicht nach dieser Würde gestrebt. Zitternden Herzens und wohl überlegt, welcher Ruf der Vorsehung an mich ergangen ist, schreckte ich vor dieser Würde zurück und unterzog mich der Ausübung dieses Amtes nur im Vertrauen auf den, der auch den Stammelnden Beredsamkeit ver-

leicht, zur Verherrlichung Gottes, zum Schutz für seine Kirche und zur endlichen Beseitigung der Parteiung und Auflösung. Auf Euch dem Papst ruht der Anker unserer Hoffnung; Euch bitte ich meine und des Reiches Sache zu unterstützen; möge es Euch gefallen uns mit dem Diadem kaiserlicher Hoheit zu versehen!" Das also schreibt der Rudolf, das Pfaffenköniglein, habt Ihr Herren gehört? Was noch kein deutscher König freiwillig anerkannt hat, daß ihm die Krone vom Papst verliehen wird, erkennt er an. Das nennt er Reichspolitik. Das soll deutsch sein! Und mir wirft er vor, daß ich als Böhmens König nicht des Reiches Kaiser sein kann, weil ich Slawe bin. Daß ich deutsche Lieder dichte, daß drei Viertel meiner Länder deutsch sind, daß von der Adria bis zur Ostsee deutsches und slawisches Volk zusammen zum Reich gehören, daß man für das Reich die Völker zusammenführen muß — das sieht er gar nicht. Das ist Rudolf! Und dann verlangt er von mir, daß ich ihm Osterreich, Steiermark, Egerland, Portenau, Kärnten, Krain als Reichslehen zurückgeben soll. Ich soll ihm mein halbes Reich nach Schwaben schicken. Am liebsten heute noch!"

Der Trzka räuspert sich, streicht den dichten Schnurrbart zurück: „Jeder Stamm hat einmal im Reich regiert, die Franken, die Sachsen, die Schwaben — jetzt sind wir Böhmen dran. Jetzt machen wir ein deutsches Reich und das ruht zwischen Oder und Elbe. Wer hat denn hier für das Reich auf der Wacht gestanden gegen die Mongolen, die Ungarn, die Polen — der Betbruder aus Schwaben, der Melkeimergraf aus der Schweiz oder wir?“

Und der Krieg kommt. Der erste Gang wird glatt für Rudolf gewonnen — Ottokar verliert Land für Land und muß tatsächlich einen voreiligen und ungünstigen Frieden schließen. Aber noch gibt sich der Böhmenkönig nicht geschlagen. Als nun auch die schlechten Friedensbedingungen nun noch schlechter gemacht werden, schlägt er los, rückt auf das treue Wien, in dem immer noch zahlreiche Bürger zu seiner Sache stehen. Dort wo alle Schlachten um Wien

geschlagen sind, wo das große Tor des Südostens ist, auf dem Marchfeld bei Dürnkrot, hat sich Kaiser Rudolfs Heer mit den Ungarn vereinigt. Es ist dem heranbrausenden Reiterheer jetzt gut gewachsen. Was nützt es König Ottokar, daß er bitter auf diesen feindlichen Zugzug hinweist: „Die Ungarn, die so oft das Reich verwüstet haben, ruft er gegen mich zu Hilfe, echt Rudolf!“

Es ist am Morgen vor der Schlacht. Rudolfs beide Feldhauptleute, der Markgraf von Hochburg und Ulrich von Capella treten in Rudolfs Zelt. Der Kaiser trägt einen einfachen schlichten Leinwandrock, die Rüstung, die bereit liegt, ist die eines einfachen Kriegsmannes. „Welches Feldgeschrei befiehlt der Kaiser?“ Rudolf sieht sich zu dem Kaplan um und dieser sagt leise: „Nehmt als Feldgeschrei den Namen Christi!“ Rudolf nickt: „Unser Feldgeschrei sei „Christus“, Ihr Herren.“

Drüben reitet König Ottokar in seiner bunten, prunkvollen, blühenden, reich mit Silber beschlagenen Rüstung an dem böhmischen Reitergeschwader vorüber. Er sieht den langjährigen Kampfgenossen, den Grafen von Kunring, einen der großen deutschen Herren Südböhmens, an: „Heute spielen wir darum, ob auch einmal der Osten des Reiches führen soll. Wird diese Schlacht gewonnen und ich trage die Krone, dann sind in Böhmen Slawe und Deutsche gleichmäßig dem Reich verbunden. Wir nehmen als Feldgeschrei: „Prah!“

Der Landeshauptmann Milota, der die Nachhut führt, lächelt höhnisch. Er sagt niemand, was er in diesem Augenblick denkt: „Und wenn König Ottokar die Schlacht verliert, dann wird ein Keim der Bitternis im tschechischen Volke Böhmens gelegt sein, dann wird man ihm sagen können: Seht, den schönen, guten König Ottokar haben die Deutschen getötet, weil sie den guten König für zu schlecht für den Thron des Reiches hielten — denn der König gehörte zu Euch!“ Milota sagt kein Wort, aber kneift die Augen zusammen. In dieser Stunde wächst ein böser Entschluß.

Zwei Stunden später wagt die Reiterschlacht über das Feld von Dürnkrot. Lange haben sich die Geschwader in Einzelkämpfe auf-

gelöst, stoßen bald hier, bald dort größere und kleinere Gruppen aufeinander. Kaiser Rudolf ist kaum zu sehen — nichts unterscheidet ihn in seiner schlichten Rüstung von der Tracht des unbekannt



Reitersmannes. Er selbst verliert so nicht die Übersicht im Gewirr der kämpfenden Scharen und kann, wie er's seit Jugendzeit liebt, bald mit diesem, bald mit jenem Gegner anlegen, die wuchtige Stärke seines Körpers erproben. Hier und da taucht des Böhmenkönigs bunte blihende Rüstung auf — Rudolf sucht ihn nicht einmal, es wäre auch kaum heranzukommen, denn Ottokars prunkvolle Aufmachung zieht die Feinde auf sich und wo sein wehender Helmbusch auftaucht, ist er umgeben von ganzen Scharen Kämpfender. Rudolf, der sich auf eine halbe Stunde aus der wogenden Reiter Schlacht zurückgezogen hat, beobachtet den Gegner mit einem beinahe spöttischen Interesse, hat stets ein paar zuverlässige Reiter bei sich, sagt dann leise zu seinem Schildträger: „So, jetzt warten wir noch, bis die Sonne hinter der Baumgruppe dort steht, und dann soll der Markgraf von Hochburg herumreiten und den Feind in der Flanke fassen. König Ottokar hat vor Kampfes-eifer überhaupt keinen Überblick.“ Rudolfs altes Herz lacht vor Freude. Die Berechnung stimmt, die Schlacht muß auf diese Weise gewonnen werden. Plötzlich beißt er sich auf die Lippen: „Was ist das bei den Böhmen? Ihre Nachhut zieht ja ab! Was soll denn das bedeuten?“ Und Rudolf ergreift das Reichspanier, das ihm gefolgt ist, hebt es hoch in die Luft zum Zeichen auch für den Markgrafen von Hochburg. Alles, was in seinem Reichsheer noch nicht im Kampf steht, wirft sich mit ihm in die Schlacht.

Nachdenklich steht Rudolf am Abend vor der Leiche Ottokars, die fast nackt, ausgeplündert vom abendlichen Schlachtfeld gebracht ist.

In diesem Augenblick ist Rudolf ganz Ritter, deckt eine eroberte böhmische Fahne über die Leiche des Gegners, hat ein beinahe vergrämtes Gesicht; „Daß seine eigenen Leute ihn verraten haben und in der Schlacht davonzogen — das nimmt mir die halbe Freude am Sieg.“ —

Milota zieht mit seinen Reitern heim nach Prag. In seinem Kopf

ist ein dumpfes Gefühl. Er möchte mit irgend jemand sprechen, aber der Gedanke, der ihn quält, ist zu abscheulich. Nun, wo die Tat getan ist, möchte er am liebsten nicht mehr daran denken. „Man wird mich vergessen“ grübelt er, „man wird in den Dörfern, unter der Dorflinde nur davon erzählen, daß die Deutschen den schönen König Ottokar erschlagen haben und die Saat des Hasses wird aufwachsen, meine Saat und man wird nicht mehr wissen, als daß ich sie gesät habe! hätte Ottokar gesiegt, so wären wir Tschechen in den Deutschen aufgegangen. Wir wären verschwunden, wie ein Eimer Wasser im Meer verschwindet. Jetzt werden wir bleiben — der Haß und die Bitterkeit wird uns erhalten. König Ottokar, der die beiden Völker zusammenführen wollte, soll sie jetzt im Tod trennen. Und die Stunde kommt, in der ich wieder aufstehe und wo die Flammen über Böhmen wehen.“

Er wendet sich um, schreikt aus seinem Grübeln auf, sagt zu dem Ritter Jan von Strakonitz, der neben ihm reitet: „In noch nicht hundert Jahren wehen blutrote Flammen des Hasses über Böhmen. Flammen, Herr Bruder, Flammen, Flammen, Flammen des Verderbens und der Reinigung!“

Er verrechnete sich nur ein wenig. Es dauerte 150 Jahre und die Glut der Hussitenkriege stand über Böhmen.

— — —

Sonne und Wind haben das Blut auf dem Schlachtfeld von Dürnkrot getrocknet. Goldener Abendhimmel hängt über Speyer, tief und feierlich gehen die Glocken. Sie grüßen einen Sterbenden, der die Heimat sucht. Lang, mit eingefallenem Gesicht, in dem die blauen Augen wie versunken in ihren Höhlen liegen, das Pferd auf beiden Seiten geführt, reitet Kaiser Rudolf in Speyer ein. Niemand jubelt ihm zu, niemand schreit — die Menschen stehen und nehmen ehrfürchtig die Kappen ab. Auf der Burg zu Germersheim beim Schachspiel hat den greisen Herrn die Schwäche übermannt. Ein schweres Leben steht still im Abendschein.

Alle Züge von Berechnung und List sind aus dem Antlitz ver-

schwunden. Er denkt jetzt nicht daran, wie er seinem Sohn die größte Hausmacht im deutschen Reich verschafft, wie zäh er seine kaiserliche Stellung zur Bereicherung seiner Familie ausgenutzt hat. Auch Tatkraft und Wille spiegelt sich nicht mehr in seinem Gesicht. — Der Mann, der als kleiner Graf zum Kaiser wurde und den mächtigen Ottokar besiegte, der mit fester Hand dem Raubritter- und Räuberunwesen ein Ende machte, der die Scharen des Tille Kolup, der sich als der wiedergekommene Friedrich II. ausgab, auseinandertrieb, hat kaum noch die Kraft, sich im Sattel zu halten. Tief und schwer gehen die Glocken von Speyer. Der greise Rudolf hört sie nur noch wie einen fernen Klang. In dieser Stunde, da Tag und Nacht sich im Leben scheiden, irrt sein Geist zurück. Ihm ist, als ob er fern, ganz fern die Stimme Friedrichs II. wieder hörte, als er noch jung bei dem großen Kaiser in Saenza war: „Du warst ein treuer Diener am Reich, Rudolf — in vieler Hinsicht. Du hast getan, was Dir zu tun übrig blieb, hast Ordnung und Recht wieder hergestellt und das Reich mit fester Hand zusammengehalten. Der arme Mann im Reich ist Dir viel Dank schuldig, denn Du hast ihn vor Willkür und Unrecht geschützt.“

Über Rudolfs altes Gesicht geht es wie ein leises Leuchten.

Die Stimme scheint innen weiter zu sprechen: „Aber Du hast mich nie verstanden, Rudolf. Du hast Dich damals für meine Sache bannen lassen weil Du treu warst, aber nicht, weil Du mich verstandest. Du hast als erster wieder die Krone dem Papst dienstbar gemacht. Du hattest vielleicht nicht mehr Zeit und Kraft in Deinen letzten Jahren, Dich von diesen Fesseln freizumachen. Du hattest zwei Gesichter: warst treuer Hausvater am Reich, Ordner und Richter — und warst doch Werkzeug in der Hand des alten Reichshäupters in Rom, hast dafür den besseren Mann weggedrängt. So wirst Du zwei Erbschaften hinterlassen — die nach Dir kommen, werden das Reich in schweren Zeiten schützen und schützen, aber wenn das Band an Rom überstark wird, mit dem Du Deine Nachkommen gebunden hast, dann werden sie dem Reich mehr und mehr entwachsen. Gutes

und Böses hast Du ausgesät — sei nicht unglücklich, Rudolf. Du tatest, was Deinem nüchternen klaren Alltagskopf recht erschien, warst klug und listig wie es der Alltag gebietet — und kann ich, der an seiner Aufgabe zerbrach, Dir Vorwürfe machen? Du hast dem Reiche gedient nach Deinen Gaben und nach Deinem Verstehen. Vielleicht hast Du den tiefsten Sinn dieses deutschen Reiches nicht begriffen — Du begriffst mich ja auch nicht, Rudolf.“

Die Glocken gehen dumpf und schwer. Als der greise Kaiser am Dom aus dem Sattel gehoben wird, sieht er noch einmal in den Sichter glanz: „Mein Gott, Du gabst mir eine schwere Bürde. Ich trug sie nach meiner Kraft — sei meiner Seele gnädig und laß das Gute, das ich gesät habe, nicht unter dem Unkraut, das ich auch säte, verschwinden. Vielleicht habe ich es nicht begriffen — aber ich habe es auch geliebt: das Reich.“

— — —

Seit 1308 befand sich der Sitz der Päpste in Avignon in Südfrankreich unter französischem Einfluß; die meisten Päpste waren politisch vom König von Frankreich abhängig. Im französischen Interesse bekämpften sie so den deutschen Kaiser Ludwig den Bayern (1314—1347) und bestritten seine Rechtmäßigkeit, da er nicht vom Papst bestätigt sei. In ihren eigenen Rechten gefährdet, beschloßen die deutschen Kurfürsten auf dem Tag zu Rhenz 1338, daß ein von ihnen gewählter König und römischer Kaiser der päpstlichen Bestätigung nicht bedürfe.

Die Glocken von Avignon.

Über den Weinhängeln Südfrankreichs blaut ein strahlender Himmel, leuchtende Sonne strahlt herab auf die Maulbeerhaine, Pinien und gewaltigen Kastanienbäume, in deren Schatten die weißen Häuser von Avignon träumen. Es ist ein kleines Paradies, das hier entstanden ist, doppelt entzückend, wenn es in nachmittäglicher Ruhe so friedevoll daliegt. Palast auf Palast folgt aufeinander, in ihrem Schutz aber liegt der neue „Mittelpunkt der Welt“ das Papstschloß, in dem der heilige Vater Johann XXII. residiert, der es vom Hauslehrer und Erzieher eines französischen Prinzen bis zum Herrn der Christenheit gebracht hat.

Mag man draußen von der „babylonischen Gefangenschaft“ der Kirche reden — es ist ein mehr als lustiges Gefängnis, das hier entstanden ist. Und die Gefangenenwärter sind wirklich freundlich. Man sieht sie eigentlich gar nicht. In irgendeinem Hause in der Stadt wohnt hager und alt, mit angegrautem Bart und schon ein wenig steif Monsieur Armand Got. Kein Prälat, kein Ritter, nur ein einfacher Jurist des Königs von Frankreich. Er wird niemals die Grenzen seines Standes überschreiten — und doch verneigt sich alles, wenn er zum heiligen Vater zur Audienz geht. Er ist der Vertrauensmann Sr. Allerchristlichen Majestät des Königs von Frankreich — und wehe, sollte diese Majestät einmal unzufrieden sein! Der-

nünftigerweise hat man es so eingerichtet, daß Avignon mitten umschlossen von französischem Lande ist. Im allerschlimmsten Falle läßt eben Sr. Majestät der König von Frankreich keinen Geldtransport nach Avignon durch. Es ist das Jahr 1330, aber es gab auch schon so eine Art von Devisengesetzgebung, wenn man sie auch noch nicht so nannte. In solchem Fall kommt eben einfach kein Geld nach Avignon hinein, und der König von Frankreich wird es „auf-sammeln“, um es einem besser beratenen Papst gehorsam zur Verfügung zu stellen. Darauf läßt man es lieber nicht ankommen. Monsieur Armand wird niemals dem Heiligen Vater mit solchen Maßnahmen drohen — aber der Heilige Vater wird wissen, daß Monsieur Armand Got solche Sachen alle in die Wege leiten kann. Man hat schon ein paar Tänze mit ihm gehabt. Als der Heilige Vater Anwartschaften auf noch gar nicht erledigte Bischofsitze verkaufte, hatte Monsieur Got gleich darum gebeten, daß französische Bischofsitze davon nicht betroffen würden. Er hatte auch Wert darauf gelegt, daß eine Anzahl freierwerdender kleiner italienischer Bistümer mit Franzosen besetzt wurden — wozu hatte man den Heiligen Vater im Lande, wenn man nicht ein paar französische Ritterfamilien, die beim König gut angeschrieben waren, auf diese Weise etwas zuzuschützen konnte? Als vor 5 Jahren für den päpstlichen Protonotar ein Palast gebaut wurde und italienische Maurer dabei Beschäftigung fanden, war Monsieur Got in aller Ehrfurcht, aber mit großer Schnelligkeit angestürzt gekommen und hatte dafür gesorgt, daß die braven „Kinder des Meister Jakob“, die französische Steinmeßgenzunft, den Auftrag bekam. Sie war zwar teurer als die Italiener — aber sollte man es deswegen mit Monsieur Got verderben?

An seiner Seite geht jetzt ein gleichfalls älterer Herr mit Adler-nase, spitzem Kinn, hohen Reitstiefeln und in der Reisetracht der Zeit, hält an einer großen Hofeinfahrt und sagt: „Also, Monsieur Got ich möchte nicht verfehlen, Euch meinen Dank und auch des Königs Dank für die Taten hier auszusprechen. Bitte, wollet nicht vergessen, daß bei der Beeinflussung der deutschen Fürsten von Anfang

an dafür gesorgt wird, falls der gebannte Kaiser Ludwig der Bayer endlich abtritt, daß dann auch seine Freunde entfernt werden, vor allem der Mainzer Erzbischofsstuhl freigemacht wird für einen zuverlässigen französischen Bischof, den der König bestimmt. Im übrigen beglückwünsche ich Euch nur zu den hiesigen Erfolgen.“

Monsieur Armand kichert leise in sich hinein: „Ich bin nichts als des Königs Hühnerwärter, meine heiligen Hühner scharren das Futter aus aller Welt zusammen und legen hier goldene Eier“.

Der Ritter drückt ihm die Hand: „Was wäre das Leben, wenn man es sich nicht ein wenig vergoldete? Außerdem kann der König jetzt bannen lassen, wen er will — gestern den König von England, dann den deutschen Kaiser Ludwig — Frankreich hat zum ersten Male seinen Hofpapst, der ihm außerdem noch Geld einbringt. Also haltet den alten Herrn bei Laune.“

Mit einem Händedruck verabschieden sich die beiden. Monsieur Armand aber verschwindet rasch in einer Seitenstraße, denn den Berg hinab kommen zwei Bischöfe in Reisetracht — und er hört schon an ihrem fremdartigen Latein, daß sie keine Einheimischen, weder Franzosen noch Italiener sind. Er sieht sich einen Augenblick um: Ach, du liebes Herz Jesu — bloß weg, das ist ja der polnische Bischof von irgendeinem solchen unaussprechlichem Nest, der die Spoliengelder noch nicht bezahlt hat und deswegen hier in Avignon herumschreit, und der Schwede, bei dem es auch nicht besser ist! Wenn sie wissen, wer Monsieur Armand ist, werden sie ihn höchstens auch noch belästigen.

Da hört er sie schon reden: „Dies Jahr waren die Tataren da, voriges Jahr sind sie dagewesen, von meinen 86 Kirchen liegen 28 in Trümmern. Ihr wißt ja nicht, lieber Bruder im Herrn, wie das Volk bei uns arm ist. Ich kann das Geld nicht aufbringen, ich kann es einfach wirklich nicht. Ein Bischof in Polen ist eben nicht ein Bischof in Frankreich. — Daß man das hier nicht einsehen will! Jetzt haben sie mir ein Jahr Frist gegeben, das ganze Geld zu bezahlen und wenn es dann nicht alles da ist, dann werde ich suspendiert, darf keine Messe mehr lesen, alle Einkünfte aus dem Bistum

nimmt ein päpstlicher Legat in Verwaltung — diese Schande für mich, diese Schande für meine Familie! Mein Gott, ist denn Dein Dienst nur noch Geschäft geworden?“

Der Schwede schüttelt den Kopf: „So hat es bei mir angefangen. Bei mir ist es bloß nachher anders gemacht worden. Seht, die Einkünfte, die der heilige Stuhl aus meinem Bistum bekommt, hat er sämtlich an ein Konsortium von lombardischen Wollhändlern abgetreten, die ihm natürlich einen Vorschuß gegeben haben. Von diesen Leuten sieht oben einer in Schweden und hat mich gezwungen, anzuerkennen, daß ich die gesamte Summe, 42 000 Goldflorin, ihm sofort zu bezahlen schuldig sei. Wenn ich sie nicht zahle, muß ich ihm für jedes Jahr 20% „Schadenersatz“ zahlen. Lieber, werter Bruder — wie soll ich aus dem armen Schweden das herausbekommen? So tief sitzt der christliche Glaube bei meinen schwedischen Bauern ja gar nicht. Und dann zum Überfluß — das sind doch Zinsen! Die Kirche verbietet ausdrücklich jedem Christen, Geld auf Zinsen auszuleihen. Der Wucherer wird in die tiefste Hölle verdammt — und hier führt man hinten herum die Zinswirtschaft wieder ein. Man nennt die Zinsen nur „Schadenersatz“. Das ist der neue Kniff, den sie sich hier ausgedacht haben, und man kann nichts dagegen tun — und alle Welt weiß das. Wo soll die Kirche hinkommen? Mir hat, als ich über die Ostsee reiste, ein Lübecker Schiffer offen ins Gesicht gesagt: „Hat der Pfaff ein Geld in Sicht, scheut er Wind und Wetter nicht!“ Und dabei muß ich wieder nur das Geld zusammenkrazen für dieses Babylon hier. . .“

Die beiden sind die Straße hinabgegangen, Monsieur Armand verschwindet, still vor sich hinlächelnd. —

Es ist drei Jahre später. Trommelwirbel in allen deutschen Städten. Maßlose Erregung zittert durch das Land. Der Papst hat Kaiser Ludwig dem Bayern angeboten, ihm vom Banne zu lösen, wenn Ludwig dafür auf die Krone zugunsten seines Veters Heinrich von Niederbayern verzichtet. Und dieser famose Vetter hat tatsächlich

wenige Tage darauf einen Geheimvertrag geschlossen und dem König von Frankreich gegen Zahlung von 500 000 Goldgulden die Abtretung der Freigravität Burgund, der Reichsbistümer Genf und Basel, der Reichsstadt Bern versprochen. Das ist mehr als die Deutschen sich gefallen lassen. Das einfache Volk hatte schon lange mit Empörung und Grimm das Spiel gesehen, das man von Avignon mit der deutschen Krone spielte. Der Papst wurde vorgeschickt, um den deutschen König zu bannen — und dieser konnte sich vom Bann nur lösen, wenn er an dem Franzosen Reichsgebiete abtrat.

Es waren böse Stunden für die päpstliche Partei.

Es sah in manchen Städten wieder so aus wie wenige Jahre vorher, als die Handwerker von Berlin den Probst Nikolaus von Bernau vor St. Marien erschlagen hatten, weil er den Bann gegen Kaiser Ludwig gepredigt hatte. Der Sturm wurde so groß, daß Herzog Heinrich von Niederbayern den Vertrag widerrief, weil die Deutschen drohten, ihn totzuschlagen.

Inzwischen war Papst Johann XXII. gestorben. Aber nun entwickelte sich ein lustiges Spiel. Als die Erzbischöfe und Kardinäle nach Frankreich reisten um den neuen Papst zu wählen, fanden sie dort mehr als zwei Drittel Franzosen unter den wahlberechtigten Kardinälen. Im Hintergrund sah Monsieur Armand — und so ging die Wahl „richtig“ aus. Benedikt XII., selbstverständlich auch ein Franzose, ging als Papst aus der Wahl hervor, schrieb selbstverständlich erst einmal einen herzhaften Wahlbeitrag für alle Kirchen der Christenheit aus und nahm die deutscheindliche Politik seines Vorgängers gerade an dem Punkt auf, wo dieser sie auf dem Sterbebett hatte liegen lassen.

Da schlug wie eine Bombe die Nachricht nach Avignon hinein: Kaiser Ludwig und der englische König Eduard III., beide des französischen Übermutes satt, haben ein offenes Angriffsbündnis gegen Frankreich und den Papst abgeschlossen.

Alle Glocken läuten in Avignon. Zu feierlichem Hochamt sitzt die Geistlichkeit versammelt, dumpf grollt der Mönchschor: „Erbarne

Diñ, Herr, der Sünder“, dann erhebt sich Papst Benedikt, alle Lichter werden auf einmal ausgelöscht und aufs neue verliest der Papst die Bannbulle, die einst schon Clemens VI. gegen den deutschen Kaiser geschleudert, jedes Wort dieses Dokumentes christlicher Liebe scharf betonend: „Wir flehen die göttliche Allmacht an, daß sie des erwähnten Ludwigs Raserei zuschanden machen, seinen Hochmut zu Boden werfen, ihn durch die Kraft ihres rechten Armes niederstürzen und ihn den Händen seiner Feinde und Verfolger wehrlos übergeben wolle. Sie lasse ihn in ein verborgenes Netz fallen. Sein Eingang und Ausgang sei verflucht. Der Herr schlage ihn mit Narrheit, Blindheit und Raserei, der Himmel verzehre ihn durch seinen Blitz. Der Zorn Gottes und seiner heiligen Apostel Peter und Paul, deren Kirche er zu unterdrücken sich unterstanden, entzünde sich über ihn in dieser und jener Welt. Die ganze Erde waffne sich gegen ihn, der Abgrund tue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name müsse nicht über ein einziges Geschlecht dauern, und sein Angedenken erlösche unter den Menschen. Alle Elemente seien ihm zuwider, sein Haus müsse wüst gelassen, und seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden und vor den Augen ihres Vaters durch seine Feinde umkommen.“

Das eigentlich entscheidende Wort fällt erst in der Mitteilung an den Sonderlegaten, der nach Deutschland geht. „Es ist kirchliche Lehre und von jedem Christen zu glauben“, diktiert Benedikt, „daß ein zum deutschen König gewählter Mann nicht nur die römische Kaiserkrone, sondern auch die deutsche Königskrone nur dann zu Recht führen darf, wenn seine Wahl vom Papste bestätigt ist.“

Der Rhein strudelt mit erregten Wellen, Wolken huschen über den Himmel. Ein einsames Boot steuert über den Strom, aber die beiden Männer, die der Schiffsmann hinüberfährt, haben sich fest bei den Händen gefaßt. Kaiser Ludwig spricht zu dem Mainzer Erzbischof Herrn Heinrich von Virneburg: „Nie und nimmer im Leben werde ich Dir diesen Dienst vergessen! Dieser Tag von Rhense war der

erste Lichtblick seit Jahren. Das wird in Avignon einschlagen, daß die deutschen Kurfürsten einstimmig beschlossen haben, daß wen immer sie zum deutschen König gewählt haben, der Bestätigung des Papstes zu diesem Amte nicht bedarf. Heinrich, Du hast gehandelt, wie ein Deutscher — beinahe glaubte man nicht, daß Du zugleich Erzbischof bist!“

Der schmalköpfige Kirchenfürst lächelt spöttisch: „Manchmal glaube ich es selbst nicht — einer von beiden wird auch bei mir ein böses Ende nehmen, der deutsche Mann oder der Kirchenfürst. In stillen Stunden ahne ich, daß ich eines Tages als Erzbischof von Mainz vertrieben und abgesetzt sein werde. Aber mir ist es gleich. Für mich geht es um das Heilige Deutsche Reich, wär auch lieber Rittersmann als Kirchenfürst geworden.“

Kaiser Ludwig möchte jubeln vor Glück. „Sieh, zum ersten Mal sind die deutschen Fürsten einig darin, des Reiches Ehre zu wahren. Hast Du gesehen, wie selbst meine Feinde sich dem Beschluß angeschlossen haben? An diesem Tag lerne ich wieder glauben.“

Heinrich von Dirneburg schüttelt den Kopf: „Nicht so, mein Kaiser, nicht so! Wenn des Papstes Lehre Recht behalten hätte, daß nur die päpstliche Bestätigung einen gewählten König zum rechtmäßigen König macht, dann wären die Kurfürsten ja überflüssig. Sie haben sich gegen des Papstes Willen gewandt, nicht für das Reich, auch nicht für Euch, mein Kaiser, sondern für ihre eigene Machtstellung.“

„Aber das Volk jubelt!“

„Das Volk liebt auch das Reich, aus dem Volk wird auch einmal der große Reichsgedanke aufstehen, wenn alle diese kleinen selbstsüchtigen Kurfürsten vergessen sind — und für diesen Reichsgedanken haben wir heute ein Stück Bahn gebrochen. Mehr haben wir nicht getan — das Volk aber wird einmal vollenden, wenn wir lange halb vergessen sind und nur noch im Geschichtsbuch stehen, was wir in solchen Stunden wie hier auf dem Rhein erträumt haben: das heilige Deutsche Reich, das vor keinem Bann aus Avignon oder Rom sich beugt.“

1416 wurde der religiöse Reformator Hus, den die Tschechen in Böhmen als ihren nationalen Wortführer ansahen, auf dem Konzil zu Konstanz verbrannt. Darauf kam es zu den blutigen Hussitenkriegen, die von 1419—1436 dauerten und bei denen vor allem das deutsche Volkstum in Böhmen schwerste Verluste erlitt. Ganze Landschaften und Städte gingen ihm verloren. Vgl. u. a. Bachmann, „Geschichte Böhmens“; für Brauch und Überlieferung der alten deutschen Fuhrmannsbruderschaften siehe: Fr. Rauers „Hänfelbuch“. Essen 1936.

Was der alte Frachtweg erzählt.

Wir schreiben das Jahr 1420.

Draußen geht die Sonne über den Türmen, Giebeln, Erkern und Mauern der alten Handelsstadt Passau auf. Es ist ein etwas bedeckter Frühlingmorgen, aber die Vögel lassen sich nicht abhalten, ihr Liedlein in die Lüfte zu jubeln. Der Ratsherr und Salzhändler Bartholomäus Wohlleb hat die beiden Flügel der bleigefakten, buntbemalten Fenster seines Schreibzimmers aufgestoßen und liest mit nachdenklicher Miene noch einmal einen langen schmalen Brief, schüttelt einmal über das andere den Kopf und schaut hinaus. Er nimmt dann einen kleinen Hammer und schlägt gegen ein hellklingendes Becken. Von nebenan kommt ein eisgraues Männchen herein, das nun schon an die dreißig Jahre Salzsreiber und Sekretarius des großen alten Handelshauses ist. „Wünsch dem Herrn Ratsherrn einen gesegneten guten Morgen! — Was sind des Herrn Wünsche?“

Der Ratsherr sieht auf: „Wollt Dich etwas fragen — hab' hier einen Brief vom Berghauptmann des Königs zu Böhmen auf Budweis, Ritter Wenzel Puchnik. Schreibt mir, er wolle mich getreulich warnen, daß die Unruhen im Königreich Böhmen gar so groß geworden seien. Wolle selber seine Frau und seine Kinder aus Böhmen hinausenden. Schreibt ferner, daß der König Prag mit Flucht verlassen

und ein großes Hussitenheer in Bewegung ist. Haben eine neue Kriegskunst erfunden. Fahren mit hunderten von Wagen, auf die sie Geschütze und Bewaffnete geladen. Schreibt ferner, er wolle mir dies alles um unserer alten Freundschaft willen mitteilen, und wir möchten von der Nachricht den besten Gebrauch machen.“

Der alte Schreiber kratzt sich hinter den Ohren: „Und ist der ‚Goldne Steig‘ noch sicher? Wir haben zu Prachtig Ware liegen, die wir angezählt haben, Hopfen und polnisch Pelzwerk. Bringen wir unser Salz und die Gewürzballen nach Prachtig, so bekommen wir die Ware und geht uns nichts verloren. Haben dort für 4000 gute böhmische Groschen Forderung stehen.“

Der Ratsherr geht mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „4000 böhmische Groschen — kommt der Frachtzug noch rechtzeitig hin und wieder zurück, ist das Geld zu retten. Möcht' nicht das gute deutsche Geld den wilden Hussiten in die Hand fallen lassen, wär' auch eine Sünd und Schande darum.“

Draußen trampelt es mit schweren Stiefeln die untere Treppe herauf, klopft an, und man merkt, daß es den schweren Säusten mühsam ist, gar vorsichtig an das Holz zu schlagen.

„Tretet ein!“

Drei riesige Männer und ein hochgewachsener Junge schieben sich ins Zimmer hinein. „Guten Morgen, Ihr Drei!“ Die drei Riesen mit den langen roten Schnurrbärten, den hohen Stiefeln, bunten Hosen und durchbrochenen Wämern, mit den langen Kaufdeggen an der Seite machen den Versuch einer Verbeugung, die höflich aussehen soll. Der alte Schreiber steht ganz in der Ecke.

„Also, Herr Ratsherr, da sind wir nun und wollen uns des guten Abschiedes versichern“, beginnt der ältere von ihnen, der schon einige graue Haare an den Schläfen hat. „Mein Junge macht zum erstenmal die Frachtfahrt mit, heißet wie ich, Friedrich Kluibenschädel, er wird mir zur Seit' stehen. Und hier, der Kassian Schwertlin und der Rudolf Ruck werden, wie stets, das vorderste und das letzte Tier führen. Die anderen Knecht' sind dem Herrn bekannt.“

Und nun wiederholt sich, was der Ratsherr hundertmal getan hat, wenn ein Säumerzug davonzog, herauf nach Salzburg, über die Hohe-Tauern-Straße gen Venedig, oder hinüber nach Nürnberg oder wie jetzt auf dem „Goldnen Steig“ über den Wald gen Prachatitz ins reiche Böhmen, — der Ratsherr nimmt den großen Lederbeutel mit Geld und drückt ihn dem Kluibenschädel in die Hand. Das sind die baren Auslagen, die der Frachtführer für Mensch und Tier bestreiten muß. Bringt er die Ware gut hin und gut zurück, so ist der 5. Teil vom Reinerlös sein. So wild die riesigen Männer aussehen, — jeder von ihnen hat mehr Geld auszugeben, und wohl verschlossen in eiserner Truhe daheim in seinem Hause als mancher Kaufmann irgendeiner kleinen Stadt im Hinterlande; der Schwertlin kann seiner einzigen Tochter eine Aussteuer mitgeben, nach der jeder Patriziersohn die Finger lecken würde. Denn Frachtfahrt macht reich, — aber Frachtfahrt ist auch ein rauhes Handwerk. Ehe die Drei gehen, sieht sich der Ratsherr noch den Jungen an: „Du freust Dich auf den Zug?“ „Von Herzen, Herr!“ sagt der großgewachsene Junge mit dem vollen blonden Schopf.

Die Drei haben sich schon gewandt, da möchte der Ratsherr sie zurückrufen, sagt schließlich nur: „Seid vorsichtig, es ist unruhig in Böhmen, wie Ihr wißt.“

Der Ludolf Ruck wendet sein wetterrotes Gesicht noch einmal zurück: „Wir können auch sehr unruhig sein“, — die tiefe Narbe über seiner Stirn leuchtet dunkel: „Hab' grade zu Aquilleja zwei Stadtsoldaten, die mir den Wein verbieten wollten, aufs nächste Dach geworfen. Da haben die kleinen schwarzen Kerle gefessen, und konnten nicht wieder runter kommen, denn ich hab' unten aufgepaßt. Nichts für ungut, Herr Ratsherr! . . .“

* * *

Achtzehn Pferde, kräftige breite Traggpferde, stehen am Säumertor an der Altstadt, wo der „Goldne Steig“ von Passau beginnt und hinaufführt in den wilden Wald. Neben jedem Pferd steht ein

Knecht mit fester Stoßhellebarde. Es sind unruhige Zeiten im Land. Auf jedem Pferd fest verschnürt, liegt der „Sam“, die Säumerlast, drei Zentner schwer. Es können immer nur zwei Pferde und zwei Männer nebeneinandergehen. Schwer schlagen die Glocken der Stadt an. Der Kluibenschädel nimmt die gefütterte Mütze ab und hält sie vor die Brust. Die Männer sprechen das stumme Gebet, das jeder ehrbare Fuhrmann spricht, ehe von der Heimatstadt aufgebroschen wird. Dann setzt sich der Zug in Bewegung, die Glöckchen an jedem Pferdegeschirr klingen leise an, und hinauf zieht Mann und Pferd im strahlenden Frühlingmorgen.

Der junge Friedel führt zum ersten Male ein Pferd auf großer Frachtfahrt. Wagen gibt es hier nicht, dazu ist der Pfad zu schmal, der Berg zu hoch, dazu sind die Löcher oben im Berg zu tief. Neben jedem Pferd hängen die Böhmerschuh aus Holz, die man anzieht, um durch den ganz tiefen Morast zu kommen. Die Männer schauen noch einmal herab auf Passau, dann beginnt der Ludolf Ruck, der das Raufen und das Singen nicht lassen kann, ein alt' Frachtfahrerlied anzustimmen, eine Fuhrmannsweise, wie sie auf den Straßen des alten Deutschland damals gesungen wurde:

„Der Kuduck hat sich zu Tod gefallen
von einer hohen Weiden,
er soll uns diesen Sommer lang die Zeit und Weil
vertreiben?

Das soll wohl tun Frau Nachtigall,
die sitzt auf einem Zweige,
sie singt, sie springt, ist Freuden voll,
wenn andre Vöglein schweigen.“

Und da fallen die anderen Stimmen mit ein in das alte Lied von denen, für die die Straße die zweite Heimat ist, die weite, bunte Straße, und die überall, soweit das Deutsche Reich groß ist, soweit der Himmel blaut und ein Wirtshaus am Wege steht, ihr starkes und fröhliches Leben haben:

„Und da ich über die Heide kam,
 mein Feinslieb trauert sehr,
 laß fahren, laß fahren, was nicht bleiben will,
 man find ja schön Jungfräulein mehre.
 Und der uns das Liedlein gesungen hat
 von Herzen hat er es gesungen.
 Das haben getan die Fuhrleut gut,
 die alten und die jungen. . .“

Die Sonne steht schon hoch am Himmel, als zum ersten Male Halt gemacht wird, und als sie oben zu Bischofsreuth ins Stroh der Herberge fallen, da schlafen sie ungewiegt und lassen den lieben Mond und die Sterne dem Kassian Schwertlin, der die erste Nachtwache hält, ihr mildes Licht spenden.

* * *

Der zweite Tag ist der schwerste auf dem „Goldnen Steig“. Auf dem schmalen Pfad muß jedes Pferd einzeln geführt werden. Hoch und steil geht es herauf. An der Harlander Brücke reißt zum Überfluß ein Gurt und die ganze Ladung droht herabzurutschen. Vor Böhmisck-Röhren vertritt sich der eine Knecht den Fuß, daß man ihm den Stiefel nicht abziehen kann und er zurückgelassen werden muß. Im tiefen Walde, in dem die Tannen rauschen, zieht der Zug immer höher und höher herauf. Einsam kreist fern ein Raubvogel am Horizont, der nachmittägliche Wind singt in den Tannen, keine Menschenseele ist auf der großen alten Straße, man hört nur das Treten der Männer und Tiere auf Zweigwerk, das Knacken, wenn vorn der Kluibenschädel mit der kurzen Art Zweige und Strauchwerk vom Pfade wegschlägt. Da ist keiner, dem nicht bei dem schweren Anstieg der helle Schweiß über das Gesicht läuft. Dann kommt ein kleiner Ausblick aus dem Walde, — und der Kluibenschädel zeigt hinüber: „Dort hinten liegt Wallern. Nach Wallern kommt Prachatitz. Und nach Prachatitz müssen wir.“

Aber der Abend bringt Regen und tiefe Dunkelheit; so müssen sie Halt machen im Walde, brennen ein Feuer an, um das sie zusammenhocken und warten, während die Regentropfen auf die dicken Wolldecken und die schwarzen Filzmäntel herunterfallen, bis es wieder Licht wird. Schlafen kann hier keiner im Regen. So hören sie, wie einer nach dem anderen von seinen Abenteuern erzählt, von verlassenen Mühlen, in denen es umgeht, von Räubern im Walde, vom Trubel der Kaufleute und Händler im sonnendurchleuchteten Venedig, von den wilden Türken, mit denen der Kluibenschädel als junger Kerl, wie er noch bei den Landsknechten war, gestritten — und dann brennt das Feuer langsam hernieder, der kalte, frostige Morgen kommt heran. Die Flasche macht ihre Runde und dann werden die Packen wieder aufgeladen, die Gurte geschnürt und die Frachtfahrer ziehen weiter. Es ist vor Wallern, da weist der Friedel plötzlich auf zwei Reiter, die eilig die Straße entgegenkommen.

Die Reiter kommen heran. Es ist eine Frau, die im Mannesstuh auf dem Pferde reitet, und offenbar ein Diener. Die Frau trägt reiche Kleidung. Der Kluibenschädel hält an und möchte sie aufhalten, aber die beiden jagen an ihnen vorüber und die Frau ruft ihm etwas zu und deutet hinter sich. Und fort ist sie und ihr Diener, ohne daß jemand den Zuruf verstanden hätte.

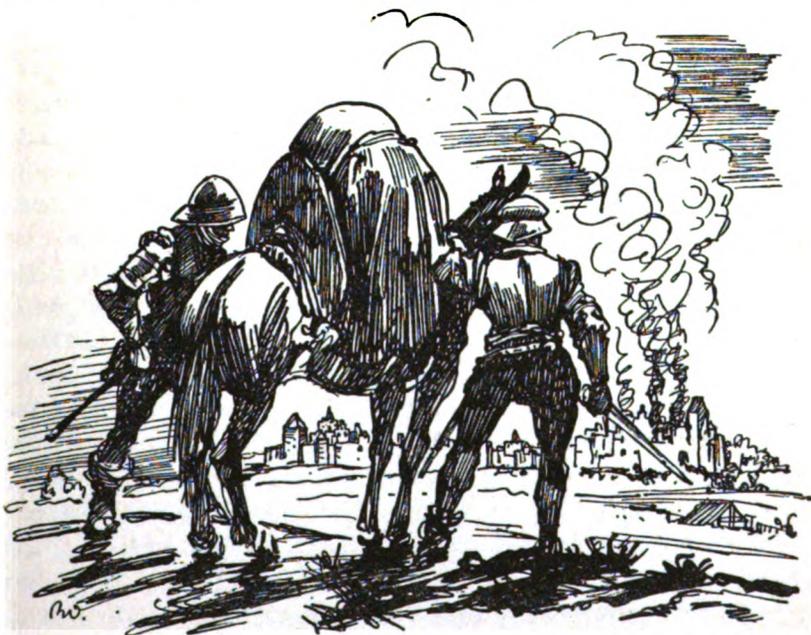
Der Kluibenschädel schüttelt den Kopf: „Was treibt eines Ritters Frau allein um diese Zeit auf der Straße. Hab' ihr Böhmisches nicht verstehen können.“ Unwillkürlich drängen sich Männer und Pferde näher zusammen — da taucht vor ihren Augen gegen Mittag das Dorf Wallern auf. Es ist ein großes Dorf mit schönen, reichen Häusern, — aber es ist kein Mensch auf der Straße zu sehen, als die Frachtfahrer einziehen. Schwere Holzladen sind vor den Schenken, vor denen sonst unter den grünen Büschen an eichenen Tischen die Fuhrleute sich drängten. Am „Gasthaus zum alten Salzweg“, wo er stets auf dieser Fahrt eingekehrt, klopft der Kluibenschädel an. Keine Antwort, das Haus ist wie ausgestorben. Die Männer sehen sich an und schütteln die Köpfe. Auf ihrer aller Lippen liegt eine

Frage: „Kommen wir noch bis Prachatiß?“ — Aber keiner spricht die Frage aus. Der Friedel möchte noch an ein Haus anklopfen, aber der Vater legt ihm die schwere Hand auf die Schulter: „Laß' sein, wir tränken und ziehen weiter.“ Sie nehmen den Pferden nicht einmal die Packen ab, sondern tränken sie nur an der offenen Tränke.

Tief ist der Wald, über Höhen und Täler geht der Weg langsam hinab.

Der alte Schwertlin zeigt einmal hinunter: „Da liegt Böhmen, das schöne fruchtbare Böhmen! Ist viel deutsches Blut in dem Land.“

Sern über dem Wald steht eine schwarze Rauchsäule. Die Männer drängen sich eng zusammen mit ihren Pferden, beschleunigen die Schritte. Da öffnet sich der Wald und vor ihren Augen taucht der hohe Kirchturm von Prachatiß auf, — aber wie hat sich die Stadt geändert! Die Tore verrammelt, die Mauern besetzt, — und drüben



auf dem Höhenzug steht eine Burg zusammengeschoben aus Wagen und Holzstämmen. In der Stadt brennt ein strohgedecktes Haus in hellen Flammen.

Der Kluibenschädel sieht hinunter: Noch kommen wir ein! Die Männer nehmen das schwere Rauffschwert in die rechte Hand, die Zügel des Saumpferdes in die linke und steigen hinab zur Stadt.

Da werden sie von der Wagenburg aus gesehen, ein Schwarm Reiter und Fußgänger kommt heraus. Der Kluibenschädel sieht, wie der Anfänger des Haufens auf ihn zeigt. „Das sind die Hussiten!“ Aber da öffnet sich die Wagenburg auch vorne und schwere Ramm-bäume tragend, rückt, Haufen auf Haufen, das belagernde Heer gegen die Stadt an. Über die Köpfe der Stürmenden hinweg schleudern die Feldstücke, die Kanonen, ihre Kugeln auf die kleine Stadt. Wieder und wieder schlagen helle Flammen auf.

Der Kluibenschädel läßt halten und die zwanzig Mann scharen sich um die wertvolle Fracht, die langen Schwerter gezogen.

Man sieht, wie die Sturmhaufen an die Stadt herangekommen sind, und plötzlich braust es über das Feld, gesungen von Tausenden und Abertausenden, die dort unten stürmen, der alte wilde Schlachtgesang der Hussiten: „Ihr, die ihr Gottes Krieger seid.“

Da prallt auch schon der Haufe heran, der zuerst aus der Wagenburg herauskam. Es ist ein kurzes, rasches Raufen, aber die langen Schwerter der Frachtfahrer schaffen sich Raum. Dem Ludolf Ruck ist es, als ob er wieder zu Aquileja in einer seiner großen Raufereien stünde, wegen derer er auf den Straßen des Reiches mehr bekannt ist, als ihm lieb ist. Er faßt den Kaufdegen mit beiden Fäusten und der erste Hussit, der anläuft, bekommt ihn über den runden Schädel gesegnet. Da erwacht in den Männern die alte wilde Lust am Streite. . . Sie gehen mit zwanzig auf die vielleicht 50 Angreifer los, bis diese sich in gemessene Entfernung zurückziehen.

Schwerer Qualm der brennenden Stadt lagert über dem Tal. Der Kluibenschädel sieht mit Sorge hinüber. „Wir haltens nicht. Die Hussiten sind schon auf der Mauer.“

„Also vorwärts, — wir müssen im letzten Augenblick hinein.“ Die Männer nehmen die Pferde wieder mit der linken Hand an den Zügel und schreiten mit gezücktem Schwert auf die Stadt zu. Da öffnet sich das Thor, und auf einmal strömt ein Haufe von Flüchtenden heraus, Frauen, die ihre Kinder mitreißen, Verwundete, und Kinder und wieder Kinder. Die ersten Pfeile schlagen in den flüchtenden Haufen hinein. Es ist keine Möglichkeit mehr, in die Stadt hineinzukommen. Jetzt ist auch dem Friedel nicht mehr klar, was geschehen soll: „Vater, das Frachtgut geht verloren!“

Die drei Fuhrleute sehen sich an, und während schon aus der Stadt das jammernde Geschrei der Fliehenden zu einem verzweifelten Heulen anwächst, gibt der Kluibenschädel ein Zeichen. Auf einmal schnallen die Männer die Ballen los, — und hinüber mit den Salzscheiben in den Stadtgraben. Und dann packt der Kluibenschädel als erster ein Kind und noch ein Kind und wieder ein Kind, und die andern tun das gleiche. Sie nehmen, was sie immer an flüchtenden Frauen und Kindern in Schutz nehmen können, neben sich, schließen einen Kreis darum und ziehen ab. Auf einem Hügel über der Stadt holt sie eine Reiterschar der Belagerer ein. Aber sie prallt einmal an und ist froh, wie sie von den langen Kaufdegen weder losgekommen ist. „Hier St. Georg und Deutsches Reich“, brüllt der alte Schwertlin und rennt den ersten vom Pferde. Ein ganz wilder Hufsit versucht durchzubrechen und bleibt zusammengeschlagen liegen, dann zieht sich der Reitertrupp zurück.

Auf den Pferden die Kinder, die Frauen die Pferde am Zügel führend und die Fuhrleute den Weg deckend, so ziehen sie auf Wallern. So ziehen sie heim.

* * *

Es ist eines Abends, — da stehen sie vor dem Rat von Passau, und der Kluibenschädel spricht: „Hab' bei dieser Fahrt gewißlich das ganze Frachtgut drangegeben und bekenne mich des schuldig. Sollt sein Ersatz gefordert werden, so wollen meine Genossen und ich das aus eigener Tasche decken. Hab' auch selbst meinen Frachtfahrer-

lohn drangegeben und hab's gern getan. Bin die zwanzig Jahre auf den Straßen des Reiches Saumfrachter und Fuhrmann gewesen für guten Lohn. Diesmal bin ich's gewesen für Gottes Lohn, will auch keine Anerkennung von der ehrbaren Stadt dafür. Hab' viel besseres heimgebracht, denn aller Hopfen, Pelzwerk und sonstige Dinge sein könnten. Haben das teure deutsche Blut der Kindlein aus der roten Hölle von Böhmen herausgeholt. Das ist ein Handelszug, der trägt seinen Gewinn im Himmelreiche und auch für unsere gute Stadt. Prachtig wird wieder werden, die Frachtfahrer werden wieder über den „Goldnen Steig“ ziehen, — aber wenn die armen Kindlein dem bösen Feind zum Opfer gefallen, so wären sie gar verlorengegangen.“

Es ist ein allgemeines stummes Schütteln der Hände, wie der Bürgermeister und die Ratsherren den treuen Fuhrleuten danken. Es erhebt sich auch keine Stimme, als die Stadt beschließt, auf allgemeine Kosten alle Verluste bei diesem Zug zu decken. Aber der Ratsherr Wohlleb lehnt ab. „Bin reich genug, Ihr Herren, daß ich den Verlust wohl auch tragen kann. Wollet das Geld nehmen, damit daraus die armen deutschen Kinder, die geflohen und durch die getreuen Fuhrleute gerettet sind, wohl erzogen werden mögen, — denn ein Volk hat keinen größeren Reichtum, als tüchtige Kinder!“

Das ist zur selben Stunde, da ein schlankes Mädchen dem Friedel Kluibenschädel beide Hände gibt: „Wenn Du erst Deine eigenen Saumtiere hast, dann bauen wir meines toten Vaters Haus zu Prachtig wieder auf. . .“

„. . . Und dann wirst Du als meine Frau warten, bis ich wieder von Passau über den „Goldnen Steig“ komme, wo die großen Tannen stehen und wo wir uns gefunden haben!“

1386 heiratet der litauische Großfürst Jagailas die polnische Thronerbin Königin Hedwig, tritt mit seinem Volk zum Christentum über und nimmt den Namen Wladyslaw Jagiello an. Polen und Litauen gemeinsam drängen den Deutschen Orden, so daß es 1410 zum Kriege kommt, in dem der Deutsche Orden, der sich die Herzen seiner Untertanen durch sein selbstherrliches Regiment entfremdet hatte, bei Tannenberg gegen die Polen und Litauer erlag. Das Deutsche Reich ließ diesen Verlust der gesamtdeutschen Macht tatenlos geschehen.

Das erste Tannenberg.

Bei Frankfurt waren sie über die Ober geritten — die 14 fränkischen Reiter und der 18jährige junge Ritter von Waldheim aus dem schönen, fernen Lande am Main! Groß und schweigend lagen die Wälder des Ostens vor ihm. Weit war die Landschaft, ohne Berge und ohne jene vielen kleinen Burgen auf den Höhen, die in Franken dem Lande das Gesicht gaben. Der junge Ritter und der schon grauköpfige Waffenmeister Hergisel versuchten in jeder größeren Stadt zu erfahren: „Was weiß man von dem Kriege zwischen dem deutschen Orden und dem König von Polen?“ Aber es sind nur unklare Gerüchte, die die Kaufleute von den Messen mitgebracht haben, die die Handwerksburschen über Land tragen. Die einen wollen wissen, daß König Siegismund in Prag die Vertreter des Deutschen Ordens und des polnischen Königs angehört habe und ihnen in ihrem Streit einen Schiedspruch gesprochen — aber der polnische Ritter habe dem König offen ins Gesicht gesagt, daß sein Schiedspruch parteiisch sei und er ihn nicht annehmen wolle. Andere wissen zu erzählen, daß schon fern im Schamaiten, im Lande der heidnischen Litauer, zwischen diesen und den Kriegersleuten des Ordens gekämpft werde, dann wieder erzählen andere, daß Waffenstillstand zwischen dem König und dem Hochmeister Ulrich von Jungingen geschlossen sei — die Gerüchte unterstützen sich, widersprechen einander,

man weiß nicht, was Wahrheit, was vielleicht schon bewußt ausgegebene Täuschung ist.

Sie reiten und reiten. Der 18jährige Konrad sagt zu dem alten Hergisel: „Seit zwölf Jahren habe ich meinen ältesten Bruder nicht mehr gesehen, seitdem er in den Deutschen Orden eintrat. Geschrieben hat er wenig, und wann kommt schon einmal eine Nachricht aus dem fernen Preußen nach Franken?“

Der alte Hergisel nickt: „Vielleicht hat er die Sache mit dem Mädchen von damals vergessen, die ihn nicht nehmen wollte. Das war nämlich der Grund, daß er in den Orden trat, wo man unverheiratet leben muß, keine Frau, nicht einmal die eigene Schwester oder Mutter mit einem Kuß begrüßen darf. So streng ist der Orden.“

Sie reiten; als der Abend rotgolden über Kornfelder und Buchenwald herabsinkt, begehren sie Obdach im festen Haus eines märkischen Ritters. Der alte grauköpfige Hausherr läßt den ermüdeten Reitern ein gutes Abendessen, eine Kanne Bier vorsehen. Seine vier Söhne, alles stämmige, kräftige junge Männer halten mit. Der Hausherr fragt: „Ihr zieht also dem Hochmeister zu?“ Konrad von Waldheim, nickt eifrig: „Mein Bruder ist Deutschherr, steht im Orden seit mehr als 10 Jahren — sind viel fränkische und schwäbische Ritter im Orden.“

Der eine der Söhne des Hausherrn verzieht den Mund: „Aber keine Märker und Pommern, Gott sei Dank!“

„Warum sagt Ihr, Gott sei Dank?“

„Du kennst den Orden nicht — da sind Hunderte von Rittern im preußischen Land mit Weib und Kind auf eigenem Hof. Die haben in ihrem eigenen Lande nichts zu sagen. Da sind große Städte mit tüchtigen Bürgern — die haben auch nichts zu sagen. Und nur die hergelaufenen fremden Ordensritter, die keine Frau, kein Kind, kein Haus, kein Heim haben — das sind im Lande Preußen die Herren!“

Konrad sieht den jungen Ritter verdutzt an: „Dann seid Ihr also mehr für den polnischen König als für den Orden?“

Der Ritter schüttelt den Kopf: „Der Polenkönig ist uns ein Fremder — aber in Polen ist der Rittersmann frei und unter dem Orden ist er ein armfeliger Knecht. Ich streit' nicht für den polnischen König, aber für die aufgeblasenen Herren mit dem Kreuz auf dem weißen Mantel streit' ich auch nicht. Die mögen sehen, wie sie mit ihren Kasten voll Geld, ihren Soldtruppen und mit solchen jungen Menschen wie ihr siegen!“

Man spricht noch über dies und das, aber sie gehen alle früh schlafen und eine Mißstimmung bleibt über dem Mahl.

Nach Tagen ist der kleine Reitertrupp im preussischen Lande, trabt über die Brücke hinein in die wuchtige Ordensburg Mewe. Unzugänglich mit riesigen Mauern liegt die gewaltige Burg da. Konrad sagt zu dem Torknecht: „Sagt dem Gebietiger, der Ritter von Waldheim mit fünfzehn Reitern aus Franken sei da, dem Orden zu Hilf gezogen.“

„Ich werd' es dem Komtur von Waldheim bestellen.“

„Wem?“

„Dem Komtur von Waldheim — dem Gebietiger dieser Burg.“

Konrad schlägt das Herz bis oben. Also ist der Bruder Befehlshaber des Ordens gleich in einer der ersten Burgen, die er trifft?

Der Torknecht geht in das aus roten Ziegeln gemauerte Haus — und da tritt auch schon der Bruder heraus. Konrad sieht ihn an: Härter sind die Züge geworden, der Bart fällt lang herunter, raubvogelartig springt die Nase aus dem Gesicht hervor, Schatten liegen um die Augen.

Konrad streckt ihm beide Hände entgegen: „Friedrich?, mein Bruder Friedrich!“ Der andere gibt ihm nur die Hand, kühl, fast frostig: „Willkommen im Lande des Ordens der Brüder vom Deutschen Hause!“

„Freust Du Dich nicht, Friedrich, daß ich gekommen bin, daß ich Grüße bringe von der alten Mutter und vom alten Vater?“

Der Ordensritter bleibt unbeweglich: „Wir haben hier der Welt entsagt, mein Lieber.“

Konrad denkt, jetzt müßte er nach dem Mädchen fragen, wegen dessen er damals die Heimat verließ. Aber der andere bleibt gleich unbeweglich, winkt einem Knecht, läßt für Pferde und Mannschaft Sutter und Essen bringen, führt den Bruder und den Waffenmeister in das Haus. Es ist alles darin ärmlich — nur ein Marienbild mit Ewiger Lampe hängt in der Ecke; auf dem Tisch ist keine Decke, die Stube ist ohne Schmuck. Friedrich sagt so nebenher: „Sind genug im Orden, die schon nach weltlichen Dingen begehren. Hier aber sind wir Mariens-Ritter auf Mewe — die alte harte Zucht des Ordens gilt hier — und morgen reiten wir! Du reitest mit. Bei Osterode sammelt der Hochmeister das Heer.“

Friedrich geht voraus, eine schmale, gewundene Wendeltreppe führt in das Turmgemach. Durch die breiten Schießscharten kann man über das Land sehen: Große Wälder blauen in der Ferne, Seen liegen wie Augen in der Landschaft, Kornfelder leuchten gelb. —

„Wie schön ist dieses Land!“, sagt der junge Konrad. Der Bruder steht unbeweglich. „Es muß herrlich sein, so wie Du solch Land zu verwalten und zu schützen.“

Friedrich sieht über ihn hinweg: „Die Erde ist ein Jammertal, lehrt uns die Schrift. Wir tun hier unsern Dienst um Gottes Lohn, wollten wir uns an der Welt freuen, so wäre es schon Weltlichkeit. Weltlichkeit ist Sünde.“

„Aber wo gibt es so schöne, saubere Städte, so gut gehaltene Dörfer wie bei Euch?“ sagt Konrad.

„Und doch sind die Menschen nicht zufrieden“, erwidert Friedrich, „in sündigem Hochmut wollen sie mitreden in dem Lande, das doch Gottes Eigentum ist und zu Gottes Ehren vom Orden verwaltet wird.“

„Und gut verwaltet wird!“ sagt Konrad.

„Wir haben kein Weib, wir haben kein Kind, wir haben kein Eigentum — so können wir ganz dem Dienste des Ordens uns widmen. . .“

Konrad erwidert nichts mehr, aber in ihm bleibt irgendein Zweifel, nagt weiter an seinem Herzen.

Am nächsten Tag reitet er mit dem Söhnlein des Bruders, der ihn jetzt wie jeden anderen Kriegsmann behandelt. Friedrich ist starr, unzugänglich, verschlossen — hier und da schließen sich ihnen Reiter an, preußische Kölmer, Bauern, die zum Kriegsdienst verpflichtet sind, auch hier und da ein Ritter mit einigen Knechten. Es fällt Konrad auf, wie barsch sein Bruder mit ihnen umgeht und wie er dann doch bald den einen bald den anderen auf die Seite zieht, ihn ausfragt. . .

Nach Tagen treffen sie beim Heer des Hofmeisters ein. Noch nie hat der junge Konrad ein solches Heer gesehen. Wie die Riesen der Sage, in schwarzes Eisen von Kopf bis zu den Füßen gehüllt, ohne Schmuck, ohne Prunk reiten die Ordengebietetiger einher; sofort sind sie in ihrer Rüstung von den bunten Schabracken, den wehenden Federbüschen, den silberbeslagenen Panzern der preußischen Ritter und der Ratsherren der preußischen Städte zu unterscheiden. Auf der langen Straße poltert das Geschütz des Ordens heran, schwere Stücke, Feldschlangen, die man rasch in der Schlacht von einem Platz zum andern ziehen kann, kleine Fallkonettlein, Handbüchsen — und Söldner über Söldner in bunter Tracht mit Spießen und Armbrüsten, deutsche Landsknechte, schottische Bogenschützen, wallonische Hakenbüschenträger und Spießträger — der Orden hat viel Geld und hat sich diesen Feldzug etwas kosten lassen.

Der Komtur von Balga wirft über Tisch, als der Hofmeister das Sprechen freigegeben hat, dem jungen Konrad hin: „Wir werden den König mit unseren goldenen Kugeln so gut wie mit unsern Schwertern zu Fall bringen!“

Konrad betrachtet den Hofmeister Ulrich von Jungingen bei diesem Essen aufmerksam. Welch ein schöner, kraftvoller, gutgewachsener Mann — und doch liegt auch in seinem Gesicht der Zug weltfremder Entsagung, die nur hier und da durch seine aufflackernde Lebhaftig-

keit durchbrochen wird. Der Hochmeister spricht viel, vielleicht ein wenig zuviel. . .

Südllich Osterode breitet sich die Ebene aus; nach einer Nacht voll Sturm und Regen, in der das Gewitter niederprasselt, ist das Ordensheer angekommen. Konrad reitet im Sähnlein seines Bruders mit — weit dehnt sich nach Osten die Ebene aus — fern sind Staubwolken zu sehen. Da kommt der König und sein Heer, denkt Konrad. Die Reiter sind abgesehen, die Pferde grasen.

Immer näher und näher kommen die Staubwolken. Konrad beobachtet: dort links auf dem linken Flügel des Feindes, die unzähligen Reitercharen, das Fußvolk in den weißen Leinenröcken, die keine Fahne führen, sondern den Kranz an der Stange, die sich immer dichter und dichter drängen — das müssen die Litauer sein. „Dort befiehlt Witold, des Königs Bruder!“, sagt einer der Ordensreiter. In der Mitte, dort wo Fahnen und Panzer leuchten — das muß der König sein und die polnische Ritterschaft — und dort gegenüber ist noch einmal Fußvolk, da sind Reiter, und da erkennt man auch die Schwärme der Tataren auf ihren kleinen Pferden mit den langen Lanzen.

Die Heeresäulen des Feindes wälzen sich heran, beginnen sich auf dem Felde zu entfalten. Konrad schießt es durch den Kopf. — „Jetzt müßte man den Feind angreifen, ehe er mit seiner Schlachtordnung fertig ist!“ Er wendet sich an den älteren Bruder: „Friedrich — warum greifen wir nicht an?“ Friedrich spricht über ihn weg: „Wer befiehlt? Der Hochmeister hat keinen Befehl gegeben. Blinder Gehorsam ist Pflicht!“ Sie warten und warten.

Dann heißt es, daß der Hochmeister dem König zwei Schwerter hinübergesandt habe und ihn zum Beginn der Schlacht aufgefordert — der ritterliche Hochmeister wollte nicht kämpfen, ehe nicht auch der Gegner bereit stand.

Und dann endlich, endlich schmettern die Trompeten drüben vom linken Flügel, ihr helles lockendes Signal geht die ganze deutsche Schlachtlinie entlang. Konrad schiebt den Helm auf den Kopf,

schließt die Halsberge fest, läßt das Diefier herab, hört noch, wie der alte Hergifsel ihm zuruft: „Nun zeig, was Du gelernt hast!“, schwingt sich aufs Pferd, nimmt die Lanze stoßbereit in die Hand. Aber kein Signal kommt — sie sehen, wie drüben am rechten Flügel des deutschen Heeres der Angriff bereits losprasselt, wie ein Fähnlein Landsknechte nach dem andern im schnellen Lauf den Gepanzerten folgt — drüben wo die dichtgeballten, weißröckigen litauischen Haufen stehen, kann Konrad die deutschen Reiter einfallen sehen — und auf einmal ruft es die Schlachtklinie entlang, schmettert ein Trompetenruf, und wie aus einem Munde, während die Pferde sich in Trab setzen, braust das alte Kreuzfahrerlied:

Christ ist erstanden
 von der Marter allen
 des wollen wir froh sein!
 Christ wird unser Schutz sein!“

Je näher sie der feindlichen Linie kommen, um so schneller setzen sie die Kofse in Trab — allerdings, zum Galopp reicht es nicht mehr aus, dazu ist die Panzerung bereits zu schwer. In einer ungeheuren Staubwolke prasseln die beiden Heere aufeinander.

Konrad wechselt ein paar Lanzenstiche mit einem polnischen Ritter, bis beide ihre Lanze abwerfen, mit den geraden Schwertern aufeinander losfahren. Dann sieht er, wie sein Gegner an ihm vorüberdrängt, spürt einen brennenden Schmerz im Schenkel, schlägt einen Fußgänger, der ihm von unten mit dem Haken vom Pferd holen will, über den Schädel — noch immer tönt das Lied:

„Die Heiden sein in großer Pein
 des wolln wir alle fröhlich sein, Kyrie eleison.“

Konrad verliert des Zeitmaß, aber auch das Gefühl, weiß nur, daß er am Schenkel blutet, daß das Bein schwer ist, aber hält sich festgeschnallt im Sattel.—

— — — Da gellt ein Schrei über all den Lärm der Reiterschlacht auf. — Fast unwillkürlich drängt Konrad dorthin, wo ein dichter

Haufe Reiter in unentwirrbarem Knäuel geballt ist — hoch über ihm fliegt in Seide und Gold das polnische Reichspanier, der wehende weiße Adler. Und da sieht Konrad durch Staub und blinkender Waffen hindurch seinen Bruder Friedrich, der den schweren Hengst heranlenkt, die linke Hand mit dem Schild ausstreckt, hineingreift in das Seidentuch der Fahne — und im gleichen Augenblick erfaßt er, wie ein polnischer Ritter das Diefier hochwirft, mit blitzenden Augen auf Friedrich zielt und im hohen Bogen ihm die Lanze durch die Halsberge wirft. Prasselnd stürzt der Ordensgebietiger vom Pferde, im Eisenhandschuh noch einige Borten der Fahne mitreißend, die hoch über dem kämpfenden Knäuel schwebt.

Es ist Konrad, als ob die Feinde immer mehr würden — der Arm wird lahm, das verletzte Bein läßt sich nicht mehr bewegen, er muß jetzt folgen, wohin das Pferd drängt; und auf einmal fühlt er, daß er eigentlich ganz allein ist. Er hört irgendwie in der Ferne noch einmal einen Schrei, der wie ein gellender Jubel des Feindes klingt, er ahnt mehr, als daß er es hört, daß jetzt auch der Hochmeister gefallen ist, dessen Helm er noch vor einer halben Stunde hoch über den Reiterkampf sah.

Da prasselt auf einem Schecken ein schwerer Ritter mit herrlich gesticktem Waffenrock über dem Panzer gegen ihn heran, schlägt das Diefier hoch, zeigt ein kräftiges altes Gesicht mit langherunterhängendem weißen Schnurrbart, winkt seinen Begleitern ab, ruft ihnen irgend etwas zu, kreuzt ganz im alten Stil des ritterlichen Kampfes erst einmal mit Konrad die Klinge, schlägt dann gewandt mit der Erfahrung des alten Kriegsmannes auf ihn los — aber Konrad pariert geschickt, legt hier und da zum Gegenstoß aus — der Alte hat ein ganz rotes Gesicht vor Erregung und Anstrengung bekommen, der weiße Schnurrbart sträubt sich — immer wieder macht er eine kurze Abwehrbewegung, wenn seine Begleiter ihm zu Hilfe kommen, Konrad von hinten niederreißen wollen.

Da bäumt sich Konrads Pferd hoch — ein Tatarenpfeil, aus der Ferne geschossen, hat es im Ohr getroffen.

Konrad verliert die Besinnung — der alte Ritter läßt sofort von ihm ab, brüllt den Tataren an: „Was hast du schmutziges Schwein dich einzumischen, wenn der Herr Schwertträger sicht?“

Dann steigt der Alte vom Pferd — fernweg ist die Reiter Schlacht verklungen, hebt die Halsberge des Jungen, nimmt ihm den Helm ab, schüttelt den Kopf: „Schade — tot! Alle Achtung vor dem Jungen, daß er mir gestanden hat.“

Als er sich wieder auf sein Pferd setzen will, überschaut er das Schlachtfeld. Ein jüngerer polnischer Ritter sagt: „Herr Schwertträger, von den deutschen Rittern ist keiner lebend aus der Schlacht gekommen — der Hochmeister und seine Gebieter sind alle tot — nur der Rest der Söldner zieht ab und ein Teil ihrer Landritter und städtischen Aufgebote ist gleich bei Beginn der Schlacht abgezogen. Der Orden ist von seinen eigenen Leuten im Stich gelassen worden.“

Der Alte nickt: „War doch ein ehrlich Streiten und freut einem das Herz, mit einem so tapferen Gegner gefochten zu haben. Sieh einmal nach, ob der Junge dort ein Amulett oder so etwas bei sich hat — ich wills seinem Vater senden, damit er weiß, daß der Junge ritterlich gefochten hat und gegen einen Edelmann gefallen ist.“

Damit steigt der Herr Schwertträger auf seinen Schecken.

Der junge Ritter nimmt das kleine goldene Amulett von Konrads Brust und reicht es ihm: „Er war wohl noch zu jung, und mit den andern ist kein Frauengedenken und kein Kindergebet mitgegangen. Wie unüberwindlich hätten diese tapferen Männer sein müssen, wenn sie vom Gebet ihrer Kinder und Frauen umhegt worden wären.“

Der Herr Schwertträger reitet langsam und nachdenklich dahin: „Es hat ihrer keiner die Wunde auf dem Rücken — nicht bei den Ordensherren und nicht bei uns — war doch ein ritterlich Streiten, nur das wir dieses Räuberzeug, die Tataren mitgenommen haben, das ist mir gegen ritterliche Ehre. Ich hätt' auch das anders gemacht und wär' nicht mit solchen Leuten in die Schlacht gezogen. . .“

Viele, viele Monate später hielt der Ritter von Waldheim einen lateinisch geschriebenen Brief und ein Amulett in der Hand:

„So hab ich beide Söhne in einer Schlacht verloren — und wir Deutsche haben eine große Macht und herrlichen Besitz eingebüßt — und wo waren der Kaiser, das Reich und die deutschen Fürsten? Hätten wir alle zusammengestanden, so wären die Helden nicht in einer solchen Niederlage gefallen. O, über die deutsche Uneinigkeit, die den Fehler in des eigenen Volkes Auge immer als Vorwand nimmt, in der Not den Volksbruder im Stich zu lassen. Ich hab meinen jüngsten Sohn geschickt — warum schickten Kaiser und Reich kein Heer, machten aus dem veralteten Ordensstaat, der so tapfer unterging, ein Land, das fest mit dem Reich verbunden war? Warum nicht? Gott wolle dem lieben Reich allezeit einen Regenten setzen, der seine Kräfte recht einsetzen kann und Einigkeit schafft, damit nicht soviel Treue und Tapferkeit so traurig sterben muß.“

1493 wurde Philipp Theophrastus von Hohenheim als Sohn des Ritters von Hohenheim, der als Arzt zu Einsiedeln in der Schweiz wirkte, geboren, studierte in Ferrara, nahm den Namen Paracelsus an und wurde der Bahnbrecher einer ganz neuen, von den überlieferten Lehren freien und an der Natur ausgerichteten deutschen Heilkunst. 1527 lehrte er an der Universität Basel, wurde dort aber durch den Neid der Kollegen vertrieben; er starb 1541.

Ein deutscher Arzt, der Meister von Hohenheim.

Breit ausladend mit geschnitztem Geländer, das rings um das Haus herumläuft, schaut mit buntbemalten Fenstern, mit sonderbaren alten Zeichen an Wand und Giebel, das Haus herab auf die Pilgerstraße. Ein kräftiger Junge mit kantigem Gesicht, aus dem ein paar sehr helle, blaue Augen nachdenklich in die Welt schauen, sitzt auf dem Geländer, läßt die Beine herabbaumeln und sieht nieder zur Straße. Fern rauscht die Sihl, der kleine Fluß, der Wind geigt in den Tannen, es ist die Zeit, wo Herbst und Sommer sich begegnen, tief unten auf der Straße wehen die bunten Kirchenbanner, tönt schleppend und langgezogen der Chor der Pilger herauf, die zum Kloster Maria-Einsiedeln gehen.

Der Junge sieht darüber hinaus in die Weite. Seit Tagen beobachtet er, wie der kranke Fuchs, der im Doktorhause eingefangen ist, sich immer gerade an jene Steine schmiegt, die der Vater aus seiner nächtlichen Schmelzerei und Kocherei fortgeworfen hat. Die Steine tun dem Fuchs wohl — wer weiß, vielleicht ist eine Kraft in dem Stein. Es sind überhaupt Kräfte in den Kräutern, im Holz der Bäume, in den Metallen. Der Junge grübelt in sich hinein.

Der Vater steht hinter ihm und sagt mit rauher Stimme: „Wenn du jetzt willst, dann gehen wir hinauf in den Berg, wo das alte Bergwerk ist, und holen noch mehr Alaun-Stein. Das ist eine gar sonderbare Kraft in dem Stein.“

Der Junge schwingt sich herab, steht neben dem Vater: „Vater, der Fuchs legt sich immer an diese Steine.“

Der Alte nickt: „Ja, und das Wildschwein, wenn es verwundet ist, sucht ganz bestimmte Erde auf, wo es sich wälzt. Das kranke Reh weiß seine Heilkräuter, das Wild sucht das Salz — jedes Geschöpf weiß, was seinem Körper wohlbekömmlich ist. Nur der Mensch weiß es nicht. Der liebt lieber die alten lateinischen Wälzer von den alten Ärzten, die schon zu der Römer und Griechen Zeiten gelebt haben — in das geheimnisvolle Reich der Natur aber dringt er nicht ein.“

Die beiden gehen mit dem federnden Schritt von Menschen, denen der Berg vertraut ist, aus dem Hause hinauf in den Tannenwald. Die Sonne leuchtet schräg, Spinnweben fliegen. Es ist Altweibersommer. In der Ferne schlägt eine Nachtigall.

Der Junge sagt: „Vater, warum bist du Arzt geworden? Das ist für einen Rittersmann unbräuchlich. . .“

„Mißfällt es dir?“ — Der Alte klopft mit seinem Stock gegen den Baum, löst vorsichtig mit der Zwinge ein Stück Rinde ab: „Solche Rinde nehmen die Gerber, um die Felle zu bereiten. Gerbsäure zieht zusammen. Aber niemand hat erforscht, warum sie das tut. Das ganze Reich der Natur ist uns unbekannt und es steht davon nichts in den alten Wälzern. Hab' immer gedacht, ich selber würde die neue Medizin finden, eine wahre Kenntnis des Menschenkörpers, alle Kräfte des Himmels und der Erde, der Pflanzen und der Steine — bin aber auch nur gewürdigt worden, daß ich einen Blick hineingetan habe. Bin alt darüber geworden und muß anderen die Wege lassen, die ich nur ahne in meinem Denken.“

Der Junge sagt gar nichts, schweigt in sich hinein.

Zehn Jahre später.

Weiß und hell liegt das Gebäude der alten Universität Ferrara in der Sonne.

Die Studenten, Italiener, Deutsche, Franzosen, aus allen Ländern

zusammengekommen, sitzen um den greisen Meister Leoniceno herum. Der alte feingeistige Italiener mit den lebhaften, dunklen Augen, dem gepflegten, weißen Bärtchen, dem freundlichen Gesicht trägt aus einem alten lateinischen Buch, aus dem großen Mediziner Galenus, vor. Es ist eine Freude, den klugen, alten Mann zu hören, wie gewandt er die Worte setzt, wie geschickt er die Dinge zu erklären weiß.

Zurückgelehnt sitzt der deutsche Student, der Theophrastus von Hohenheim, der sich hier lateinisch Paracelsus nennt, hört, beobachtet — und fragt schließlich:

„In meiner Heimat nimmt man bei solchen Verletzungen einen Absud, ein Mus von Kräutern aus den Bergen. Ich kenne diese Kräuter alle, es hilft fast immer. Davon weiß Galenus nichts.“

Der alte Italiener fährt hoch, ein wenig überrascht und ein wenig in der Verteidigung: „Oh, wenn die Alten alle Kräuterweisheiten der Frauen der Welt hätten aufschreiben wollen, so hätten sie ja das Gebäude ihrer Wissenschaft zerstören müssen! Wo bliebe die Wissenschaft, wenn wir solche Dinge berücksichtigen wollen.“

„Aber es hilft doch! Es sind doch die Kräfte der Natur, in denen dasselbe drin steckt, was der menschliche Körper benötigt, was ihm helfen kann in Kranknöten. Aus der Erfahrung müssen wir lernen und dann die Bücher der Alten an unserer Erfahrung messen.“

Der alte Lehrer schüttelt den Kopf und sagt dann freundlich: „Wie gut, daß du die Medizin studierst! Da magst du soviel dich auf die Erfahrung berufen und den Büchern mißtrauen, wie du willst. Du wirst schließlich damit nur ein schlechter Mediziner werden.“

Es hält ihn nicht in Ferrara. Er wandert. Er taucht auf in den Bergwerken von Salzburg, klopft und schmilzt die Nächte hindurch Metall.

Neben dem Schäfer auf der Heide steht er mit dem großen Schlapphut auf dem Kopf und lauscht.

Der Schäfer spricht: „Alle Dinge sind gut und böse zugleich, Gift und Heilung, Nahrung und Verderben. Das Gras ist gut für das

Schaf — aber wehe, wenn nasses Gras gefressen wird. Die Tiere können daran sterben. Jede Blume, jede Pflanze, alles hat seine Kraft zu seiner Zeit.“

Paracellus hört sich an, was jener Alte erzählt, der die Menschen des Dorfes heilt.

Er sitzt bei dem verrufenen Bader, der im Badehaus des Mittelalters ausgerenkete Glieder wieder einrenkte und Wunden heilte; er verfolgt mit der Hand die Stränge der Muskeln, er zeichnet sich den Bau der Gelenke — während andere die Bücher lesen, lernt er, lernt unablässig am wirklichen Leben. Wenn eine Seuche in einer Stadt ist, so ist der Mann mit dem Schlapphut da, folgt den Ärzten, die mit einem Tuch vor dem Gesicht in die Häuser der ansteckenden Kranken gehen, hört, was die alten Frauen sagen, schreibt nieder, was er beobachtet.

Und er schreibt Deutsch. Keiner kennt wie er die heilenden Quellen in Deutschland, die Pflanzen und Steine. Und der Ruf seiner Heilerfolge bringt weit.

In der Schweiz.

In Basel liegt der große, berühmte Buchdrucker Frobenius schwer krank darnieder. Ein Bein, das er sich vor Jahren verletzete, hat sich entzündet. Der Mann leidet fürchterliche Schmerzen. Mit ihren großen Doktorbarettten auf dem Haupt, stehen die Ärzte der Stadt um ihn herum. Sie haben den Bader kommen lassen, denn kein Arzt operierte damals selbst, sondern der Bader schneidet kranke Glieder ab ohne Betäubung!

Da tritt Paracellus ein, hebt die Decke auf, sieht das Bein, dreht sich kurz und grob zu den Ärzten um: „Ihr Esel, habt ja in die Wunde den Brand kommen lassen!“ Die Kollegen sehen ihn giftig an. Paracellus dreht ihnen den Rücken zu, geht in die Küche, bereitet seine Salbe. Nach einigen Tagen haben die Schmerzen aufgehört, das Bein wird wieder gesund.

Der Rat von Basel macht ihn darauf zum Stadtarzt.

Aber Paracelsus will mehr. Offen lädt er Studenten zu Vorlesungen ein, die er über die Medizin halten will. Die Professoren der Universität in Basel sind empört. Wie kann ein Mann, der gar nicht Universitätsprofessor ist, öffentlich Vorlesungen halten wollen?

Schon flüstern sie untereinander: „Scharlatan . . . Quacksalber . . . von der Wissenschaft nicht anerkannt. . .“

Aber die erste Vorlesung des Paracelsus ist voll bis oben hin von Studenten, Professoren und Bürgern von Basel. Wissensbegierde, Neugierde, Erwartung einer großen Auseinandersetzung hatten die Menschen hergezogen.

Der vierchrötige Mann mit dem nachdenklichen Gesicht, dem trotz seiner jungen Jahre schon fast kahlen Kopf und den grauen Haaren spricht — und spricht Deutsch.

„Der beste Beweis, daß er gänzlich unwissenschaftlich ist!“ tuscheln sich die Kollegen zu. „Wahrscheinlich kann er gar kein Latein . . .“, sagen die andern.

Paracelsus spricht: „Die Medizin ist herabgekommen. Wir aber werden sie von den schlimmsten Irrtümern befreien, nicht dadurch, daß wir den Lehren der Alten folgen. . .“

„Hoho“, ruft es aus dem Hintergrunde.

„. . . sondern durch eigene Naturbeobachtung, durch lange Praxis und Erfahrung bestätigt. Wer wüßte nicht, daß die meisten Doktoren heutzutage sehr zum Schaden ihrer Kranken böse Mißgriffe begehen, nur weil sie sich allzu ängstlich an die Alten klammern. Ich aber erläutere jetzt zweistündig öffentlich mit großem Fleiß und zu großem Nutzen meiner Hörer Bücher der praktischen und der theoretischen Heilkunde, der inneren Heilkunst und der Kunst des ärztlichen Messers, deren Verfasser ich selber bin. Ich habe diese Bücher nicht wie andere Leute aus den alten Schriftstellern zusammengeschrieben, sondern ich habe sie auf Grund von Erfahrung, der höchsten Lehrmeisterin aller Dinge, in rastloser Arbeit geschaffen. Und wenn ich etwas beweisen will, so wird es nicht durch das Ansehen der

Alten geschehen, sondern durch Erprobung und vernunftgemäße Überlegung.“

Dann hebt Paracelsus seine Stimme: „Der Mensch ist nur eine kleine Welt in der großen Welt Gottes, aber alle Kräfte dieser Welt müssen ihm dienstbar sein, seinen Körper aufzubauen und zu erhalten. Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift. Allein wie groß man die Gabe nimmt, das macht, daß ein Ding kein Gift ist. Wer ist billiger ein Lehrmeister als die Natur selbst?! Aus der Natur und aus der Kenntnis der Pflanzen, der Salze, der Metalle, aus der Kenntnis aller Kräfte des Lebens strömen die ärztlichen Erkenntnisse.“

Die Menschen schütteln die Köpfe. Unter den Sachkollegen aber wächst die Wut. Dieser Mann wirft ja alles um, was man bis dahin gelernt hat, er hat Heilerfolge, die Kranken strömen zu ihm. „Also fort mit diesem lästigen Neuerer!“ tuschelt der Neid. Paracelsus tritt in eine Apotheke.

Paracelsus nimmt einen neuen Topf von der Wand, öffnet ihn, riecht hinein: „Pfui Deibel — das ist ja Krötenlaich!“

„Das ist gut, wenn es einer auf der Lunge hat“, ruft ein Apotheker ärgerlich.

„Schaff dir etwas an, was gut ist, wenn es einer im Kopf zu wenig hat! Weg mit der ganzen Schweinerei, dem Krötenlaich, dem Teufelsdreck, den gestampften Fliegen, dieser namenlosen Schmutzerei, mit der du die Menschen vergiftest! Weg mit den Alraunmännlein, dem geweihten Wasser, das schon stinkt, und all dem sonstigen abergläubigen Zeug, das niemand helfen kann! Du Sudelkoch, daß ich dich nicht noch einmal dabei erwische, dem armen Volk mit deinen Schmieralien das sauerverdiente Geld aus der Tasche zu ziehen! Und was soll der Walfischknochen dort oben?“

Der Apotheker sagt spitz: „Das hilft bei Knochenfraß!“

„Du gottverbotener Schwindler! Her mit dem Walfischknochen und weg damit auf den Kehricht! Hab' hundertmal gesagt, welche Salb und Nahrung einem Kinde dienlich sein mag, das am Knochenfraß

erkrankt. Was kann ihm nützen, wenn man es an einen toten Wal-
fischknochen legt?"

Wie ein Sturmwind fegt der Stadtarzt durch die Apotheken und wirft hinaus, was ihm als wertloser Aberglaube, als Quacksalberei und Schwindel erscheint. Natürlich schimpften die damaligen Apotheker, die noch nicht wie heute gelernte Meister ihres Faches, sondern Geschäftsleute waren, die mit ihren Arzneien möglichst viel Geld verdienen wollten, nach Kräften auf ihn.

Des Domherrn Krankheit.

Paracelsus hat einen reichen Domherrn behandelt und ihm eine gepfefferte Rechnung geschrieben. Nun will der Domherr nicht zahlen und klagt vor Gericht gegen den Stadtarzt. Paracelsus sagt: „Täglich sind es die zwanzig und dreißig arme Menschen, die zu mir kommen, daß ich sie heile. Sie können mir nichts dafür geben. Ich habe lediglich von ihnen, daß ich immer neue Wissenschaft und Krankheiten kennenlerne. An des Herrn Domherrn Krankheit habe ich nichts lernen können, außer wie ein Mensch aussiehet, der Zeit seines Lebens mehr gegessen, denn ihm bekömmlich ist, und das Wort: „Arbeite im Weinberg des Herrn“ auf den Rotwein gedeutet. So ist denn nur gut und recht, daß die Reichen für die Armen bezahlen, damit die ärztliche Wissenschaft einen Fortgang habe.“

Doch der Richter ist nicht derselben Meinung. Er gibt dem Domherrn recht, und dieser bezahlt dem Paracelsus nun viel weniger. Paracelsus protestiert, beschwert sich. In einer solchen Stunde bedauert er immer, daß er nicht wie die Vorfahren einfach Fehde ansagen und so einen niederträchtigen Kerl sich vor das ritterliche Schwert holen kann.

Aber die Neider lassen keine Ruhe. Eines Tages findet der große Arzt ein giftiges Spottgedicht öffentlich angeschlagen. Die Studenten lärmen gegen ihn, von den Professoren aufgehetzt. Keine Buchdruckerei will seine Bücher drucken. Da wirft er alles hin und reißt

bei Nacht und Nebel aus Basel. In Straßburg, in Kolmar schreibt er eine große Zusammenfassung seiner Medizin. Es ist der Ruf eines Menschen, der ganz allein gegen eine Welt von Mißverständnis steht — des ersten deutschen Arztes, der eine deutsche Heilkunde schreibt, wie nun Paracelsus schreibt: „Darum aber, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutsch bin, verachtet darum meine Schriften nicht und lasset Euch nicht abspenstig machen!“

Aber um ihn giftet der Neid. So gräbt er sich immer tiefer in die Naturwissenschaft hinein. 1535, als in Tirol die Pest ausbricht, eilt er dorthin, hilft und heilt. 1541 ist die Lebenskraft in ihm erloschen. Zu Salzburg wird der große Arzt in sein Grab gelegt, während die Kollegen noch über ihn spotten.

Stolz und selbstbewußt, unbeugsam gegen allen Neid und alle Minderwertigkeit ankämpfend, hatte Paracelsus nach seinem eigenen Wahlspruch gelebt: „Der soll keinem anderen angehören, der sein eigener Meister sein kann.“

Auch von ihm gilt das Wort:

Was er lehrte, ist abgetan,
was er gewesen, wird bleiben stahn,
Seht ihn nur an: Niemandem war er untertan!

Das große Feuer.

Es ist ein goldener Herbst im Jahre 1524 über Deutschland; das Korn ist gut geraten zu Franken, Schwaben und am Rhein; die Weinberge haben Trauben getragen wie lange nicht, schwerer Ruch von Korn und Most liegt über den Dörfern, und allerwärts hängen die grünen Buschen an den Kranzwirtschaften heraus, wo der junge Jahrgang ausgeschenkt wird. Es ist eine pralle, reiche, drängende Kraft in dieser süddeutschen Erde, als ob der Herrgott dieses Jahr besonders gesegnet habe mit Fruchtbarkeit. In solchen Tagen ist es ein gar fröhlicher Zeitvertreib, wenn die Äcker geräumt sind, hoch zu Pferde den Keiler zu hegen und dann, vom Roß springend, ihn mit der kurzen Saufeder anzugehen. In solchem goldenen Herbst, wenn das Hifthorn klingt, die Meute heult und bellt, dann muß man auf den edlen Hirsch hegen im Neckartal oder am Main, unter den dunklen Tannen des Schwarzwaldes oder im buchen-umtrauschten Odenwald. Das ist ein fein, freiritterlich Handwerk, Kurzweil und helle Jägerfreud, wenn die Herbstzeitlose blüht, die Ebereschen rot funkeln, der Wald herbstlich zu riechen beginnt und die Abende rot-golden hinter dem Rhein versinken.

Eine Jagdgesellschaft ist es so, die auf der alten Burg Schechingen zusammengekommen ist, um nach fröhlicher Hirschhaß draußen unter der Linde Umtrunk zu halten. Die edlen Herren sitzen beim leichten Wein und das Gespräch fliegt herüber und hinüber. Sie sind durchaus nicht alle derselben Meinung. Ein Seckendorf, ein Ehingen und ein Rixingen, zur bayrischen Ritterschaft gehörige Verwandte des Burgherrn, haben sicher einen anderen Geist als die Männer von der alten freien Reichsritterschaft, sind ihrem Herzog wirklich ergeben, und vielleicht bedarf es keines langen Gespräches um her-

auszufühlen, wie anders sie denken als der Zeisolf von Rosenberg, der Jörg von Hirschhorn und der von Aufseß, die noch vor wenigen Jahren mit Franz von Sickingen zusammen — Gott hab den besten vielgetreuen Mann selig! — Revolution gemacht hatten und alle fürstliche Obrigkeit zum Lande hinaustreiben wollten, von denen und ihren Freunden die Mär sagte, sie hätten gar ein „heimlich Pundnus“ gemacht, daß sie „die Pfaffen vom Kardinal herab bis zum kleinsten Bettelmönch für des Teufels Apostel halten wollten, jedem Bettelmönch, der einen Käse fordert, einen vierpfündigen Stein nachwerfen und keinen Mönch ins Haus lassen; käme unversehens doch einer hinein, so soll er ausgejagt und ihm mit einem Besern über die Türschwelle nachgekehrt werden.“ Dann ist da groß, lang, mit hagerem Gesicht der Obervogt Graf Helfenrich zu Helfenstein auf Weinsberg, in prachtvoller Kleidung, ein willenskräftiger, zäher Mann, den es nicht kümmert, daß einige Herrn aus der Ritterschaft Württembergs die Jagd absagten, als sie von seinem Kommen hörten; Graf Helfenstein ist des Schwäbischen Bundes eingesetzter Obervogt und soll verhindern, daß der Herzog Ulrich, den der Schwäbische Bund ausgetrieben hat, wieder gen Württemberg kommt. Dann sitzt dort am Tisch der Florian Geyer zu Giebelstadt, ein weitgereister Mann, der England und das Land Italia gesehen hat.

Helfenstein aber führt das Wort über den Tisch, rücksichtslos seine Meinung den anderen beinahe aufzwingend: „Der Ulrich und sein Kanzler der Fuchssteiner — daß ihn Gotts Marter schänd! — hocken in der Schweiz wie die hungrigen Raben. All der Unflat, Unwille und Unruhe im Land, all der Bauern aufrührerisches Reden, machen nur der Ulrich und seine saubre Bruderschaft. Aber bei mir wird Ordnung gehalten. Ehe ich hierher ritt, haben wir wieder einen Hezer festgenommen, der Zettel im Lande getragen, darin der gemeine Mann zum Aufruhr aufgefordert. Ich hab ihn zu Weinsberg in den Turm werfen lassen.“

Der alte Ritter von Giech lehnt sich ein wenig vor, zieht aus dem braunen Lederwams einen Zettel, den er sich weit vom Gesicht

hält, um bei seiner Weitsichtigkeit ihn lesen zu können, und sagt: „Mein Sohn, der auf der Schul zu Heilbronn ist, hat in seinem Ränzlein diesen Wisch gefunden. Sind schon die Schulkinder und das unerwachsene Volk in der Erregung. Macht alles der Luther, der Karlstadt und der Münzer. Hören die Herren, was da geschrieben ist: „Sie poltern und pochen viel auf ihre Herrlichkeit und Gewalt aus vermöge der Schrift — aber wo bleiben hier die Wehrwölfe, der Behemot hauf mit ihrer Finanz, die eine neue Beschwerde über die andere auf arme Leut richten? . . . In welchem Buch hat Gott ihr Herr ihnen solche Gewalt gegeben, daß wir Armen ihnen zu Frondienst ihre Güter bauen müssen, und zwar nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unsrer Armut den erarbeitenden blutigen Schweiß im Feld verderben lassen sollten? Gott mag in seiner Gerechtigkeit dies greuliche babylonische Gefängnis nicht gedulden, daß wir Armen also sollen vertrieben sein, ihre Wiesen abzumähen und zu hauen, die Äcker zu bauen, den Flachs darin zu säen, wieder herauszurufen, zu riffeln, zu röseln, zu waschen, zu brechen und zu spinnen, Erbsen zu klaben, Möhren und Spargeln zu brechen. Hilf Gott, wo ist doch des Jammers je erhört worden? Sie schähen und reißen den Armen das Mark aus den Beinen. — Dazu müssen wir Armen ihnen steuern, zinsen und Gült geben, und soll der Arme nichts minder weder Brod, Salz noch Schmalz daheim haben, mißsamit ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleiben hier die mit ihrem Handelehen und Hauptrecht? Ja, verflucht sei ihr Schandlehen und Raubrecht! Wo bleiben hier die Tyrannen und Wütriche die ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld, und das so schändlich und lästerlich verthun . . . und daß sich ja keiner dawider rümpfe, oder gar flug's mit ihm, als mit einem verräterischen Buben, ans Pflöcken, Köpfen, Vierteln. . . Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Kappenzipfel steht doch das geschrieben? Ja, ihre Gewalt ist von Gott, aber doch fern, daß sie des Teufels Söldner sind und Satanus ihr Hauptmann.“

Der alte Ritter lehnt sich zurück und sagt: „Weiß nit, was daraus

werden soll, wenn solcher aufrührerischer Geist, der das Unterste zu oberst kehrt und seine Schuß an der höchsten Majestät Mantel wischen möchte, nach oben kommt.“

Da wendet sich der junge etwas hühköpfige Knorringen zu Florian Geyer hinüber: „Nun und Ihr — man sagt, daß Euch solch Ton gar nicht unlieb sei. . .?“

Der Angeredete, auf den sich die Blicke des Kreises heften, rückt sich ruhig zurecht und sagt: „Es steht ein Gewitter über dem Deutschen Reich, das grummelt am Horizont seit unserer Väter Tagen — glaub wohl, daß es einschlagen und zünden wird. Ihr Herren, das Reich ist krank, sterbenskrank.“

„Das hat der Sickingen auch gesagt, den des Kaisers Majestät geächtet hat!“, ruft der Knorringen dazwischen.

„Sagens aber alle Leute im Lande auf und ab. Der Bürger, der Handwerker, der Bauer — und wer von uns findet denn im Ernst, daß das Reich mit seinen Pfaffen und Fürsten recht, gesund und in Ordnung sei? Liebe Gefreunde, denket doch nach! Der Kaiser ist fern, die Schweizer Eidgenossen sind vom Reich gerückt und Kaiser Maximilian hat sie nicht unterwerfen können. Drüben in Frankreich ist ein Wille, ein König, ein Heer — bei uns sind sieben Kurfürsten, weltliche und geistliche Fürsten soviel, daß Gott erbarm. Bei uns gibt's nicht ein Recht, sondern hundert Rechte und dazu der Römer Recht, das das Volk nicht versteht. Jawohl, ich sag's, der Bauer ist unzufrieden und auffällig geworden. Das hat aber sein Ursach. Da ist der Pfaff gekommen und hat ihm seinen Hof abgeschwaht fürs Seelenheil. Nun sitzt der Bauer auf der eigenen Erde und ist ein Abhängiger. Als er eine gute Ernte hat, muß er geben an den Pfarrer, Leibzins an den Leibherren, Grundzins an den Grundherren, muß leisten Frondienste und Scharwerke. . .“

„Meine Bauern, deren Grundherr ich bin, gehen in seidenen Schauben, meine Töchter haben armselig Kleid vor der Bauernfrauen Prunk“, ruft der Rirringen dazwischen.

„Wills nicht streiten, — gibt reiche Bauernschaft, die wenig Lasten

trägt, auf gutem Land sitzt — die mag wohl mehr Prunk hertun, denn ein armer Rittersmann. Wollen aber nit vergessen, daß früher und einst der Ritter des Reiches Kriegsmann allein war, des Bauern Arbeit mit Schwert und Lanze geschirmt und geschützt und ist denn in Wirklichkeit das alles nit mehr so. . . Der Landsknecht führt die Kriege, nit mehr wir! Sah es früher der Bauer ein, wenn er Abgabe und Zins zur Burg brachte, so begreift er heute nicht mehr Ursach und Grund. Wollen einmal ganz offen sprechen: es wird neu in Deutschland. Die, die arbeiten, haben zu wenig und die, die zu wenig arbeiten, haben zuviel.“

„Und die gar nit arbeiten, haben am meisten! Das sind die Pfaffen!“ ruft der Aufseß dazwischen.

„Das weiß unser Herrgott, der sich diese Maden in seiner Schauer angeschafft hat!“, lacht ein anderer dröhnend los.

Florian Geyer wartet einen Augenblick, bis die andern sich beruhigt haben und fährt fort: „Die vielen Fürsten zerreißen das Reich. Recht auf Recht haben sie an sich gebracht, bis daß sie den Kaiser ganz erdrückt und die Ritterschaft aller Orten unter sich gebracht haben. Das Pfaffenland aber ist immer größer und größer geworden, obwohl unter ihnen kaum ein Frommer gefunden wird, sondern faule Bäuche, Gierige, Händler mit Seelenheil. Das ist schon so, wie der Matthäus Lang, Erzbischof zu Salzburg, zu Augsburg auf dem Reichstag selbst gesagt: „Wir Pfaffen tun selten gut, aber es gehet uns gar wohl dabei.“ Und hier nun muß der gemein Rittersmann wählen. Wollen wir, wenn der große Sturm kommt, und der Bauer aufsteht im Land — und das mag näher sein, als mancher denkt — die weltlichen und die Pfaffenfürsten schützen und halten an ihrer Herrlichkeit, damit wir am End unter sie erdrückt sein werden, Hoffschranzen an ihrem Hof, Diener in ihrem Dienst sein müssen — oder — ich sags offen — sollten wir nit des Reiches Sturmflaggen erheben, zu des Volks Sach schwören, alle Fürstlichkeit und Obrigkeit im Lande abtun, denn allein den Kaiser, römisch Recht abschaffen, ein Reich, ein Kaiser, ein Recht, ein Maß, eine

Münze aufrichten und das alt Reich neu schaffen in der großen Schmiede, zu der das Feuerlein angeblasen wird? Wenn der Sickingen hier wär — der wüßt, was er zu tun hätte. Wenn der Hutten noch lebte — der wär von meiner Meinung!“

„Das wär offener Aufruhr!“ „Recht hat der Geyer — Pfaffen und Fürsten zur Hölle und ein neu Reich soll werden!“

„Der Rittersmann sollt selber den Bundschuh aufstun!“ — Ein Stimmengewirr antwortet auf Geyers Rede. Selbst der alte Giesch meint: „Gotts Marter — so habe ich die Sach nie gesehen! Wenn's gegen die Geschorenen geht, bin ich allweil dabei.“

Da steht der Helfrich zu Helfenstein auf: „Die Herren wollen mich entschuldigen. Bin Schwäbischen Bundes Diener und ein gesetzter Obervogt — mag nit am Tisch sitzen, da Ritterschaft sogar aufrührerische Reden gegen die Obrigkeit führt, ihrer Treue zu den Fürsten vergißt. . .“

„Du sanftlebendes Fleisch“, ruft ihm der Jörg von Hirschhorn nach — „Reichsritterschaft hat keinen Fürsten über sich denn allein Kaiser und Reich.“

Aber mit dem Weggang des langen Helfenstein ist die Stimmung gestört. Zwischen den Herren, die fröhlich zusammen gejagt, ist eine Spannung aufgebrochen, der eine steht hier und der eine steht da — und viele stehen zwischen der alten und der neuen Zeit und können sich nicht entscheiden. —

* * *

Schwere Stiefel trampeln über die Treppen des alten Rathauses in Kempten. Der Bauer ist gekommen zu rechten. Die dreißig Mann, abgeordnet von den Dörfern des Fürststabes zu Kempten, wollen einen letzten Versuch machen, Spän und Unfried friedlich zu scheiden. Der Jörg Schmied zu Luibas ist ihr Sprecher. Aufrecht, neben sich seinen Schreiber und im Hintergrund einige Gewaffnete, empfängt sie der Rat des Fürststabes von Kempten, Herr Hans von Freundsberg.

Der Jörg Schmied beginnt: „Ihr wisset selbst, wohlledler Herr, wie gar sehr das Stift an den Bauern zu Unrecht handelt. Sind unserer Beschwerden zuerst als folgt: Ist ein Mann oder eine Frau gestorben, so nimmt das Stift das beste Stück Vieh aus dem Stall und der Frau Sonntagsstaat den armen Waislein weg — dieser Todfall soll ganz ab sein. Zum andern ist alten Rechtes, daß der Bauer im Stift Erbzinsler war. Sein Hof hat ihm zur Erb und Eigen gehört, und er dem Stift einen festen Zins dafür gezahlt. Nun hat seit vielen Jahren bereits das Stift bald den einen, bald den anderen um geringer Ursach willen gefänglich angenommen, ihn mit Hunger, Durst und Marter gar gezwungen, sich als des Stiftes Eigenmann und Leibeigenen zu bekennen wodurch viele in ihrem Recht grausam gekränkt — das soll wieder gutgemacht werden. Zum andern hat der verstorben Fürst Abt Johann eine Urkund vorgebracht, nach der alles Land im Stift dem Stift gehörig, die Bauern aber nur Pächter darauf seien. Diese Urkund ist stark wider altes Recht und Herkommen, gefälscht und gelogen — hat auch der verstorbene Fürst-Abt zu Unrecht beschworen und sich von der Sünde des Meineids Absolution geben lassen. Damit aber sind dem Bauern, Zinsen, Gölten und Fron wider Recht und Herkommen erhöht und überhöhet worden, so daß er dabei nit bestehen mag. Das soll ganz ab sein. . .“

„Und wie denken sich die lieben Bauern, daß das Stift und der Herr Fürst-Abt leben soll, wenn sie ihm so die Einkünfft möchten beschneiden?“, sagt der Rat spöttlich.

„Unser Herr und Heiland hat nit gehabt, da er sein Haupt legete, seine Jünger sind in alle Welt gegangen nur mit Schuh und Stecken — wo steht geschrieben, daß diejenigen, die Gott dienen wollen, darum ihre Mitmenschen rupfen müssen wie die Martinsgänse?“, begehrt der Schmidt zu Lubias auf.

„Der Herr Fürst Abt tut nur, was Recht ist!“

„Und der Bauer verlangt, daß ein herkömmlich, billig und gerechtes Recht gehalten werde, nicht das, was die Juristen in ihren

Urkunden urlügen, was die toten Fürst-Äbt zusammengefällcht! Haben unsere Vorfahren doch dem Stift das Land schenken müssen, um das Himmelreich zu gewinnen — und sind wir heut schon bei Lebzeiten in der Höll' mit Schinden, Schwaben, Placken, Blutsaugen — und ist kein Recht zu bekommen gewesen — Jahr für Jahr!“

Der Rat richtet sich abweisend auf: „Ihr verlanget Euer Recht, wir aber wollen es Euch nicht gestatten, sondern das Schwert über Euch brauchen, Eure Weiber zu Witwen, Eure Kinder zu Waisen machen. . .“, und laut brüllend „unsere Spieß' müssen Eure Friedhöf werden.“

* * *

Dumpf rollen die Trommeln im Bodenseeland, im Donauried, um Ulm und zu Schwaben.

Und nun jagen die Alarmnachrichten ins Land. Beim Komtur des Deutschen Ordens zu Alschhausen ist ein Hauf gewesen, hat das Schloß geplündert und die Herren in ihren weißen Mänteln mit dem schwarzen Kreuz haben den trinkenden Bauernführer aufwarten müssen. Bei Tisch aber haben sie im Rundgesang gesungen, die zechenden, tollen Bauern:

„Fressen, saufen, schlafen gahn
das ist die Arbeit, so die Deutschherren han.“

Zu Irsee brennt das Klösterlein und der schwarze Qualm steht über der Gegend. Die Abtei zu Marchtal ist ausgeräumt, in Waffen haben sie die Burg Schemmerberg des Abtes zu Salmannsweiler im Sturm genommen — noch geht es hauptsächlich gegen geistlichen Besitz, nur hier und da gegen einen Ritter, der allzu lästig gedrückt hat oder mit dem ein alter Span besteht.

Zu München hat der bayrische Herzog schweren Sorgen, da ihm sein Kanzler Eck schreibt, wie rings um Bayern die Flammen hochzüngeln. In Franken, in Württemberg, bis hinauf nach Hessen ist Aufstand. Im Elsaß hat der Feldhauptmann Erasmus Gerber

mit einem großen Bauernheer Stadt für Stadt besetzt und die Juden austreiben, die Geistlichkeit aber in ihren Bezügen herabsetzen lassen. Dort spricht der Bischof von Straßburg zusammen, wenn schon auf der Gasse gesungen wird:

„Der Pfaffen und der Juden Gut
das macht uns alle einen frohen Mut
Kyrie eleison.“

Solch fromme Lieder hören hohe geistliche Herren ungern. Und es ist des Aufruhrs kein Halten. Im Kraichgau, in der Ortenau, im Schwarzwald, in der Wetterau, in der fröhlichen Rheinpfalz und in der herben Oberpfalz — überall ziehen die Haufen, räumen Kisten und Kasten in den Klöstern aus, zwingen Burg für Burg zur Sach' zu schwören — und ist noch nicht viel Blut im Lande geflossen.

* * *

In der alten Kramer Innungstube zu Memmingen sitzen die Männer zusammen, die im Schwabenland die Erhebung ins Werk gesetzt. Der Prediger Christoph Schappeler liest langsam und eindringlich die „gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauernschaft und Hinterlassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, von welchen sie sich beschwert vermeinen“ vor. Er sagt: „Rotterei und Aufruhr allein schaffens nit. Die Welt muß sehen, daß wir eine rechte Ordnung haben, vorzuschlagen, danach die Welt besser gehet, denn zuvor. So sollen zuerst die Gemeinden ihre Pfarrer frei wählen, damit rechte Diener Gottes und nit Mietlinge werden. Vom Zehnten soll der Pfarrer einen ziemlichen genügsamen Unterhalt haben, was aber davon übrig bleibt, soll nach Erkenntnis der Gemeinde den Armen und Dürftigen zugewandt werden. Auch falls man wegen Landnot einen Kriegszug machen müsse. Den kleinen Zehnt vom Flachland, Weingart und des armen Mannes Garten aber auch den Blutzehnt von allem geborenen Vieh wollen

wir ganz abtun. Diesen Zehnt schätzen wir für einen unziemlichen Zehnt, den die Menschen erdichtet haben, darum wollen wir ihn nicht weiter geben. Die Leibeigenschaft soll ganz abgeschafft sein — hat doch der Abt zu Ursberg jeden Bauern solange in den Turm setzen lassen, bis er sich als leibeigen bekannt. Jagdrecht und Fischfang, Holznußung im Walde soll den Dörfern wieder zustehen wie in alter Zeit, Dienste und Abgaben sollen herabgesetzt werden, wo sie den Hof allzu hart belasten, nur der Todfall, das böse Besthauptrecht, soll „ganz und gar abgetan werden und wollen wir nimmermehr leiden und gestatten, daß man Witwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehre also schändlich nehmen soll, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist. Von dem, was sie beschützen und beschirmen sollten, haben sie uns geschunden und geschaben — und wann sie ein wenig Sug hätten gehabt, hätten sie dies garnicht genommen. Das will Gott nicht mehr leiden, sondern das soll ganz ab sein, kein Mensch soll hierfür beim Todesfall schuldig sein, etwas zu geben, weder wenig noch viel. . . .“

Es sind maßvolle Forderungen, die hier aufgestellt werden, rechtlich und verständig — man will eine Grundlage schaffen zu Vertrag und Einigung.

Hoch ragt Schloß Weinsberg über das Schwäbische Land. „Gotts Tod und Marter! Das will nun Gehorsam gegen die Obrigkeit“, tobt der Helfrich zu Helfenstein: „Ausflucht, Hin- und Herreden, aber keine Truppen und Kriegersleut! Die Herren Rats Herren zu Schwaben! Heimlich sind sie alle häuerisch! Die Herren Landgeßessenen der Ritterschaft. Der eine muß sein Kind taufen, der andere eine Base begraben, jeder will warten, wie das Spielchen ausklingt und gönnen den fürstlichen Herren und geistlichen Stiftern allen Abbruch.“

Die Tür öffnet sich. Der alte Burgschließer tritt ein: „Der Bub, Euer Gnaden, so wir auf Euer Befehl mit Ruten gestrichen, spuckt Blut. Glaub, wird nit wieder zu sich kommen.“

Helfenstein schüttelt den Kopf: „hat die Aufrührzettel über Land getragen — schmeißt ihn in den Turm. Will kein Mitleid mit den

Auführern gegen Gottes Obrigkeit und Ordnung. Kastian, zum Abend mein Pferd! Wollen in die nächsten Dörfer fallen, heilsamen Schrecken ausbreiten. . . .“

Es ist knapp 14 Tage später. Dumpf donnern die Trommeln. Es sind wohl an die zehntausend Bewaffnete, die gen Weinsberg heranziehen. An der Spitze reitet, dick und klein mit schwarzem kurzem Strubelbart, der Jäcklein Rohrbacher, Gastwirt zu Böckingen, den der bäuerische Haufen zum Feldhauptmann gemacht hat. Anders nur als die buntgefärbte Masse sehen jene Kriegersleute in schwarzen Wämsern aus, die der Florian Geher führt. Es geht gegen Weinsberg! Ist sonst niemand im Lande Württemberg, der offene Feindschaft gegen die bäuerische Sach trägt, als der Obervogt Graf Helfenstein, der landfremde Mann. Streift höhnisch im Land mit seinen Reitern und hängt die Leute, die ihm verdächtig sind ohne Gericht und Ordnung.

Unten liegt das Städtchen Weinsberg, darüber die kleine Burg. Das bäuerische Heer gräbt seine Feldstücke ein, damit sie nicht bei jedem Schuß so weit zurückspringen; sind ja genug gelernte Geschützmeister im Heer. „Wir müssen erst hinüber senden, ob sie Stadt und Schloß friedlich eingeben wollen, das ist Kriegsrecht, damit nit Frauen und Kinder unschuldig zu Schaden kommen“ meint Florian Geher zu dem Jäcklein. Der ist einverstanden, wenn er auch solche Belehrungen des kriegserfahrenen Mannes eigentlich nicht liebt; so senden sie einen Unterhändler mit weißer Fahne ans Tor.

Helfenstein steht auf der Mauer, nimmt einem seiner wenigen Landsknechte das Faustrecht aus der Hand: „Euch Pöbel will ich helfen!“, legt an und schießt geradenwegs auf den Unterhändler. Dem Mann fällt der eine Arm blutend von der Fahne, er wendet sich und läuft zurück.

Drüben bekommt Florian Geher ein kirschrotes Gesicht. „Der hochfahrende Schinder verweigert uns das Kriegsrecht!“

Und so begann der Sturm auf Weinsberg.

Die Stadt wurde rasch gestürmt. Im Turm der Kirche ballte sich

die letzte Gruppe von Helfensteins Freunden zusammen — das Schloß war schon vorher von den Bauern genommen. Hier nun im Turm der Kirche fiel der Ritter Dietrich von Weiler — Helfenstein und achtzehn seiner Begleiter aber wurden gefangen genommen. Das war, als Florian Geyer oben das Schloß sicherte und den Bestand an Feldstücken und Kugeln aufnahm. Der kleine Rohrbacher ließ sich die Gefangenen vorführen — und wie ihn der Wutschrei des Heeres umtobte: „Kriegsrecht gebrochen — in die Spieß! in die Spieß!“, da überkam dem hühkopfigen Mann der Machttausch. Links und rechts bildeten Bauern, meistens altgediente Landsknechte eine „enge Gasse“ — da brach eine Frau durch die Reihen, warf sich vor dem Rohrbacher nieder: „Der Graf ist mein Mann! Laßt ihn leben, wir könnens Euch reichlich vergelten.“

Ein älterer grauköpfiger Bauer flüsterte dem Rohrbacher zu: „Sie ist eine Tochter Kaiser Maximiliani“. Aber der Gastwirt von Böckingen hört und sieht nichts mehr — und wie von hinten der Schrei wieder anschwillt, „in die Spieß, in die Spieß!“, da stößt er mit dem Fuß nach der Frau und schreit: „Auf einem Kaiserwagen ist sie gekommen, auf einem Mistwagen bringt sie hinaus aus Weinsberg!“ Inzwischen fallen schon die ersten der Begleiter Helfensteins, die in die Gasse gestoßen werden unter den Spießen. Da springt ein Halb Narr vor, schwingt seine Weidenflöte und kreischt:

„Hab dem Grafen oft aufgespielt zum Essen — spiel ihm heut zum Tänzlein auf“ und tanzt mit seiner Flöte durch die Gasse, während die Spieße dem Helfenstein niederstrecken.

Jäcklein Rohrbacher ist schon fast ganz betrunken, als der Florian Geyer vor ihm steht und ihn anschreit: „Jäcklin, Jäcklin — was hast der Sach geschadet! Für den leutschänderischen Hund, den Grafen hätt' niemand sich bemüht, wenn mir ihn in den Kerker gesetzt. Daß Du aber nit allein ihn, sondern auch die, die nur seinem Befehl gefolgt, in die schmähliche Gasse hast jagen lassen, wird uns viel tausend neuer Feind' machen. Hab immer gedacht, wir würden Ritter-

schaft und Räte gewinnen — ist alles vorbei durch Deine sinnlose Bluttat.“

Der Gastwirt lallt nur irgend etwas, weinbenommen, von „Volks-
raube“ und „gerechter Strafe“.

Bei Böblingen liegt hinter guten Schanzen das Heer der schwäbischen Bauernschaft. Der oberste Hauptmann Matern Feuerbacher ist kein Held, ist ein dicker, bedächtiger Dorfschulze, Ratsherr aus Groß-Bottwar, der mehr um „Schlimmeres zu verhüten“ die Führung des Heeres übernommen. Dazu hat er Luthers Schrift in der Hand. Wie ein Faustschlag hat das empörte Schimpfen des Reformators über die Rotterei und Aufruhr ihn getroffen. Er hat kein Zutrauen zur eigenen Sache mehr. Drüben aber steht der oberste Feldherr des Schwäbischen Bundes Herr Jörgen Truchseß zu Waldburg, ein altgedienter Kriegsmann. Im hellen Sonnenschein verteilt der Waldburger seine Geviertthausen und das „Rennfähnlein“ seine Reiterei — seine Geschütze beginnen auf das bäuerliche Heer zu feuern. Aber warum hat man aus allen schwäbischen Städten mit dem Heer mitgenommen, was man an Geschütz finden konnte? An der ganzen Schlachtreihe des bäuerlichen Heeres donnern die Feldstücke, ihre Steinkugeln schlagen in die Geviertthausen, prasseln in die Reiterei des Truchseß. Zweimal läßt dieser zum Sturm antreten, die „Katzbalger“ mit den langen Zweihänder voran — zweimal muß er wieder zurück. Das wahrhaft höllische Feuer der bäuerlichen Feldstücke scheint unüberwindlich. Nun bekommt selbst der Matern Feuerbacher wieder Mut. Auf seinem linken Flügel läßt der Ritter von Schenk, ein Freund Florian Geßers, das Fußvolk Gewalthausen bilden und drängt den zurückgehenden Truppen des Truchseß nach. Um Mittag sieht es aus, als ob das Heer des Schwäbischen Bundes vor der Bauernschaft Schwabens erliegt. Da läßt der Truchseß von einer kleinen Abteilung das feste Städtchen Böblingen angreifen. Heimliche Briefe zwischen der Stadt und seinem Heer sind hin- und hergegangen. Und in der That — die Bürger

öffnen das Stadttor —; durch die Stadt hindurch bricht das Rennfähnlein des Truchseß, rollt das bairische Heer auf — das Ende wird eine klägliche Verfolgung, bei der Tausende erschlagen werden. In blutigem Grauen legt sich die Rache der Herren über Schwaben.

Dem Jäcklein Rohrbacher aber und den armen Narren, der mit der Pfeife vorangetanzt, band man an einen Baum, schichtete Holz um sie und röstete sie langsam zu Tode.

Zu Franken war ein Heer der Bauernschaft vor der großen Feste Marienberg über Würzburg liegen geblieben, hatte allzulange gewartet und vergeblich versucht, das feste Schloß zu stürmen.

Da rückte das Heer des Truchseß heran. Bei Königshofen zerprengte es den ersten großen Bauernhaufen — bei Giebelstadt stellte sich ihm Florian Geyers schwarze Schar entgegen. Es war der letzte Kampf, ehe die Erhebung in Oberdeutschland niederbrach. — Von diesem letzten Kampf aber schrieb Magister Lorenz Fries, der Sekretär des Bischofs, zu Würzburg, wie sich eine große Abteilung der schwarzen Schar noch am Ende der Schlacht in das Schloß Ingolstadt warf und sich „gar mannlich darin wehrten“, bis sie in den Keller gedrängt und dort wohl alle erschlagen sind.

Florian Geyer aber fand sein Ende in großer Einsamkeit. Dieser Mann, der aus reinstem Willen sich der großen Erhebung angeschlossen hatte und der einzige Mann war, der sie hätte zu einem Siege führen können, wurde, bis zuletzt kämpfend, von Verfolgern eingeholt und festend im Grammschagerwalde bei Rimpfar nördlich von Würzburg erstochen.

So hatten Fürsten und Herren im Lande gesiegt — aber es war ihnen daran nicht genug. Luthers Freund Melancthon blies noch ins Feuer: „Es wäre vonnöten, daß ein solch wild, ungezogen Volk als Teutsche sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat.“ Der Bischof von Würzburg aber ließ köpfen und hängen, zu Kitzingen ließ der dortige Markgraf von Ansbach den Gefangenen die Augen ausstechen, riesige Straffummen wurden eingetrieben, im Volke ging ein bitterer Vers:

„Nun ist das End vom Liebe
 ein große Sklaverei
 Herrgott, bring endlich Friede
 und bring die Straf vorbei.“

Hoch leuchtet die Morgensonne über den Radstatter Tauern, schaut hinab auf die vielen schönen, blühenden Täler und auf das Häuflein Bewaffneter, das im Frührot davonzieht. „Sieh'st, Gaismeier, noch einmal auf unser Land! Weißt Du noch, wie wir zur Tirol im Landtag den Erzherzog gezwungen, daß er seinen stinkenden Hofjuden, daß asarianisch Vieh, den Gabriel von Salamanca mußte davonziehen lassen?“ Der große Bauernführer sieht sich um zu dem Sprecher: „Erinner' das alles wohl, Joggel, und noch manch anderes, das wir getan, noch mehr, das wir tun wollten. Der Jud hat aus Tirol hinausgemußt, die Pfaffen haben wir ihres unrechten Gutes entsetzt, der Erzbischof von Salzburg hat seine Kerker öffnen und ganz tief vor dem bäuerischen Hut sich beugen müssen, den Feldhauptmann Dietrichstein aber, der uns alle am liebsten hätte spießen mögen, haben wir in den Turm gesetzt.“

Können nichts dafür, daß sie uns von allen Seiten erdrückt.“

„Und wohin gehen wir jetzt, Gaismeier?“

„Jgendwohin, wo ein treudeutsch tiroler, salzburger und kärnter Herz noch frei schlagen kann, wo es keine Juden, keine Pfaffen und keinen Erzherzog Ferdinand gibt. Sehet die Sonne über den Bergen, Ihr Männer, wir sind ein Frührot gewesen von dem Deutschen Reich, das da kommen soll und eine Wiederkehr vom alten Recht und all dem guten Wissen, so unsere Vordenen noch gehabt — hat halt nit sollen sein, daß wir dieses Jahr und dieses Jahrhundert schon siegten.“

Der andere zeigt, während die Schar der Bewaffneten ihnen nach über die Grate klimmt, hinab: „Sieh, das könnt' dort unten der Salzburger Dom im Nebel sein. . .“

„Wenn alle Dome, Stifter und Herrenschlösser schon im Nebel der Vergangenheit liegen — dann werden wir wiederkommen, wie der Kaiser Friedrich aus dem Berge, den auch die Schwarzen gebannt und verflucht haben. Wir können halt gar nicht sterben. — Wir kommen jedes Jahrhundert neu, bis das alte Recht und der heimliche Herrscher lebendig wird, der aus dem Volk kommt.

„Gaismeier, ihr habet gar einen getreuen Glauben!“

„Kenn' unser Volk und unsere Berge — hier oben in Gottes Wind und Wetter vor Gottes Sonne ist alles angemessene Wesen so gar klein und winzig — und bleibet immer der ewige Gott: bleibt das Volk und das Reich, soviel auch von ihm nutzen und reifen mögen. Seid's stad, Mann — des Bauern Sach' kommt wieder und wenn's in vielen hundert Jahren ist, daß wir ein Reich bauen, das des Volkes Reich sein wird. Ich glaub's der lieben Sonn dort oben und dem Wind, der vom Berge weht, dem Vogel, der im deutschen Wald singt, und der Mutter, die ihr Kindlein einwiegt. Es kommt alles, wofür wir gestritten: — nur wir sind halt zu früh gewesen. . .“

Unter den führenden Persönlichkeiten des großen Bauernkrieges ist der Tiroler Michael Geismayer die bedeutendste. Seine Landesordnung für Tirol ist wohl das staatsmännischste Dokument jener Tage; er leitete den Aufstand im Erzbistum Salzburg, es gelang ihm dann, sich durchzuschlagen; erst 1527 wurde er in Pavia ermordet. Vgl. Johann v. Leers, „Odal“, Blut- und Boden-Verlag, Goslar; Wilhelm Zimmermann, „Der deutsche Bauernkrieg“, Verlag das Berglandbuch, Graz—Wien—Berlin und G. Franz, „Der deutsche Bauernkrieg“, Verlag Oldenbourg.

Geismayers Kampf und Ende.

Erzherzog Ferdinand von Tirol sitzt lang, blaß, in seinem schwarzen Gewand, die dicke Habsburger Unterlippe mürrisch vorgeschoben, auf einem reich geschnitzten Sessel im alten Innsbrucker Ständehaus. Sein Rat Dr. Fabri steht neben ihm. Der Erzherzog knurrt: „Also, der Salamanca ist über die Grenze.“

Fabri nickt: „Es war nicht ganz einfach, ihn in Sicherheit zu bringen. Ich habe Gott gedankt, als er bei Kuffstein über die Grenze war. Als alte Marktfrau haben wir ihn verkleiden müssen — in einem Dorf haben die Leute vor der Kirche zusammengestanden und da hat der Joseph Wilburger, der Ketzer gepredigt. Er habe nun sein Mönchtum abgetan, nachdem er jahrelang die Menschen belogen und betrogen habe. Niemand solle mehr beichten, sondern jeder sich selber vor Gott anklagen. Die Pfaffen, hat er gesagt, sind ganz nutzlose Fresser, und er wolle jetzt als Bergmann ehrlich sein Brot verdienen, statt den Leuten etwas zu sagen, das er selber nicht glaube. Aber noch schlimmer sei der Salamanca, das stinkend asarianische Judenvieh, der vor Hochmut und Bosheit stinkende Jude, den solle erschlagen, wer sich einen rechten Gotteslohn verdienen wolle. . .“

Der Erzherzog schüttelt müde mit dem Kopf: „Und was ist weiter los? — In einer halben Stunde muß ich hinunter zu den Ständen von Tirol.“

Doktor Sabri raffelt herunter: „Die Ballei des Deutschen Ordens an der Etsch ist geplündert, sein Haus in Bozen beschlagnahmt, der Bischof von Brixen ist vertrieben. Der Zollschreiber Michael Geismayer, — der Herr Erzherzog wird ihn ja erleben — ist heute der eigentliche Herr in Tirol.“

Es klopft an die Tür, ein Diener steckt den Kopf herein: „Herr Erzherzog, Herr Erzherzog! Unten geschieht Gewalt!“

Serdinand rührt sich kaum, spielt nervös mit seinem Rosenkranz: „Was ist denn schon wieder?“

„Sie wollen die Geistlichen nicht in den Ständesaal lassen. Die Herren von der Ritterschaft sind allein darin und die Bauern. Als der Herr Domscholaster von Brixen als Vertreter seines Bischofs in den Saal hat gehen wollen, da hat ein baumlanger Bauer ihn wieder zur Tür hinausgeschoben und gesagt: „Wer nicht arbeiten will, soll nicht essen und auch nicht mit raten im Lande Tirol.“ Da hat der Herr Domscholaster gesagt: „Ich predige täglich das Wort Gottes und lehre es die Kinder — ist das keine Arbeit?“ Da hat der Bauer gesagt: „Das Wort Gottes lehrest du falsch, du sagst, daß du Christus predigst und du und deine Leute haben doch den Juden Gabriel von Salamanca im Lande gehalten und ihm geholfen, den ihr als einen Christumörder billig hättet zum Lande hinaustreiben sollen!“

Da hat der Herr Domscholaster noch etwas sagen wollen — aber die andern haben alle gerufen: „Pfaffen naus!“ Sie haben alle beschlossen, daß die Stände ohne die Geistlichkeit beschließen wollen.

Der Erzherzog steht auf, schüttelt den Kopf, geht hinunter.

Der alte getäfelte Saal ist angefüllt von den tiroler Rittern und den Vertretern der „Gerichte“, der Bauernschaft. Sie erheben sich achtungsvoll, als der Erzherzog den Raum betritt — es ist ja noch kein Blut geflossen, und der tiroler Bauer ist viel zu rechtlich, als daß er dem Landesherrn die äußere Achtung auch in einer solchen Stunde versagen würde.

Sie hören auch die Eröffnungsworte ruhig an — erst als der Erzherzog bittet, die Beschwerden vorzutragen, geht ein Murmeln

der Zustimmung durch den Raun, sobald ein schlanker, sehr hochgewachsener Mann, aus dessen kühnem Gesicht eine starke Adler-nase hervortritt, das Wort ergreift: „Ich bin Michael Geismayer,



beauftragt von den Gerichten ob dem Nonsberg. Zu Meran haben die Bauern von Tirol, dazu die Bauern der Bischöfe von Brigen und Trient getagt und mir ist der Auftrag geworden, Euch, Herr Erzherzog, mitzuteilen und zu eröffnen, was daselbst beschlossen.

Zum ersten: es geht nicht gegen Euch und auch nicht gegen eine

ordentliche Obrigkeit im Lande. Es geht sonderlich und nur gegen die Priesterherrschaft, der wir alle zum höchsten feind sind. So soll vor allem der Bischof von Brigen und der Bischof von Trient, soweit sie Besitz in Tirol haben, dieses Besitzes gänzlich ab sein. . .“

Ein Murren des Beifalles geht durch die Stände, nicht nur unter den Bauern, auch unter den Rittersn ist der eine oder andere, der Beifall nicht.

Geismayer fährt fort: „Vor allem soll die ganze Grafschaft Tirol mit allen ihren Bistümern, Klöstern, Schlössern und Gerichten den Erzherzog als Landesfürsten und sonst niemand zugehörig sein; alle Pfandschaften der Schlösser, Städte und Gerichte, sowie der Gerichtszwang, die Zollfreiheit, die Gülten und Zinsen, welche die Geistlichen, Bischöfe und Klöster innen und außer des Landes bis her in Tirol gehabt, sollen dem Landesfürsten zukommen, und der Fürst soll in Zukunft ohne Bewilligung der Landschaft den Kirchen weder etwas schenken noch verpfänden noch testamentarisch vermachen dürfen. . .“

Ein alter Bauer klatscht dröhnend in die Hände: „Das ist recht, das ist recht. — Schluß, mit der heiligen Erbscheiterei!“

Der Erzherzog hat die Augen geschlossen und sitzt unbeweglich auf seinem Sessel. Geismayer fährt fort: „Tirol ist ein gar armes Land und doch ein guter, warmer, bäurischer Flaus, der einen zu allen Zeiten wohl warm halten mag, wie Kaiser Maximilian selig gesagt. Nur die Flöhe und die Läuse müßten aus dem Flaus herausgebürstet werden, die das Blut saugen und keinen Nuß tun wollen. Darum ist unser weiteres Begehren, daß alle Nonnenklöster ganz abgeschafft werden sollen. Es ist ein Narretei zu glauben, daß Gott, der die Sterne lenkt, daran eine Freude hat, daß ein jungschönes Weibsbild keine Kinder bekommt. Sie sollen heiraten! Darum sollen die Nonnenklöster ganz ab sein. Die Männerklöster sind auch viel zu viel im Land — ein oder zwei sind genug, bis ein ander und klüger Geschlecht herangewachsen, so mag man sie auch abtun. Es soll überhaupt nicht soviel Feiern im Volk gehalten werden.“

Ein großer junger blonder Bauer ruft dazwischen: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“

„. . . Das viele Geld“, fährt Geismayer fort, „das bis dahin zur Mästung derer pfäffischen Bäuch angewandt, soll vielmehr für gute Schulmeister verwandt werden, damit das einfältig Volk einen rechten Begriff bekommen möge. Wo immer man noch einem Domherrn, Prälaten und wer sonst von der heiligen Faulheit lebt, bis an sein Lebensende Geld gibt, weil er doch nicht gelernt, sich durch nützliches Handwerk, Schulmeisterkunst oder Kaufmannschaft zu ernähren, da soll, wenn dasselbig armselig Affengepenst, als die Bürger zu Rothenburg von solchen geschrieben, in seine Grube gefahren, kein neuer mehr an seine Stelle angesetzt, sondern das Geld für einen guten Schulmeister, wie gesagt, verwandt werden.“

Dr. Fabri kneift die Augen zusammen vor Haß und Empörung — zischt: „Habt ihr noch mehr zu fordern?“

Geismayer fährt fort: „Man soll man alle Schmelzhütten, Bergwerk, Erz, Silber, Kupfer und was dazu gehört, so den ausländischen Kaufleuten und Gesellschaften wie Suggern, Hochserern, Paumgartern, Pumplern gehöret, zu gemeinen Landeshänden einziehen, denn sie solches billig verwürket haben, denn sie haben solche ihre Gerechtigkeiten durch verachteten Wucher erlangt, desgleichen gemeinen Mann und Arbeiter mit Betrug und böser War' seinen Lidlohn bezahlt, auch das Gewürz und ander War' durch ihren Fürkauf verteuert.“

Der Erzherzog beugt sich vor: „Und nun saget mir bloß — was soll aus all den vielen Menschen werden, die heute als Mönche, Klosterknecht, Klosterbögte, als Fürkäufer und Agenten ihr Brot haben. Wollet ihr diese alle zum Land hinaustreiben?“

Geismayer richtet sich auf: „Euer Gnaden ist wohl bewußt, daß auf dem Bauern von Tirol, dem Bergmann, Handwerksmann und Frachtfahrer zuviel sitzen, die ihm vom Brote abschneiden. Alle diese Menschen, als die nutzlosen Bettelmönch, wucherischen Fürkäufer, faulen jungen Pfaffen, sollen ihr Leben gewinnen mit ehrlicher Arbeit. Darum soll man Moose und Auen und andere unfruchtbare

Stellen fruchtbar machen und solchen gemeinen Nutz nicht länger unterlassen. Man könnte wohl die Moose von Meran bis Trient alle austrocknen und merklich Küh und Schaf darauf halten, auch viel mehr Getreid an vielen Orten ziehen . . . man sollte auch alle Jahr zu gelegener Zeit eine ganze Gemeind auf den Feldern und Allmenden roden und räumen lassen und gute Weid machen und also das Land für und für bessern um des gemeinen Nutzen willens — es ist Arbeit genug im Lande Tirol. Befürcht' nur, daß die faulen Schwengel garnit suchen, wo sie Arbeit finden können, sondern vielmehr, wo sie der Arbeit mit Rosenkranzbeten und faulem Geplapper mögen aus dem Wege laufen. Da unser Herrgott jedem sein Arbeit zuteilt hat auf Erden, den Fürsten das Regiment, dem Handwerksmann die Werkstatt, dem Bauern Hof und Feld und Alm, da hat sich der Bettelmönch nicht zur Stelle gemeldet, sondern unter einen Nonnenrock versteckt. . . !“

Ein dröhnendes Gelächter bricht aus.

Dann steht ein alter weißköpfiger Bauer auf: „Erzherzogliche Gnaden — wir sind rechtliche Leute. Was hier der Geismaner vortragen, ist nichts denn recht und billig, und ist keiner unter uns, der nicht dazu steht.“

„Und das ewige Recht der Kirche?“, ruft Dr. Fabri dazwischen.

Der Bauer sagt sehr laut und betont: „Ewige Rechte hat nur Gott — eine Kirch', die vor dem Hofjuden Gabriel von Salamanca gekrochen und das Volk an ihn für 30 Silberlinge verkauft hat, hat wohl alles Recht verwirkt im Lande Tirol.“

Im Beifall gehen seine Worte unter — schon rufen einige im Hintergrund: „Bewilligen, bewilligen!“

Der Erzherzog duckt sich — hinter seinem Gesicht jagen die Gedanken, dann steht er auf: „Es sind gar weittragende . . . sehr schwierige, kann nit anders sagen, sehr weittragende Gedanken, will auch nicht alles ablehnen — muß aber Bedenkzeit haben. So soll auf den 11. Juni hierher nach Innsbruck ein Landtag zusammentreten — da wollen wir, was heute vorgelegt, beraten. Bis dahin, Gott be-

fohlen, meine Lieben, Festen und Getreuen.“ — Der Erzherzog erhebt sich; während alle aufstehen, verläßt er den Saal.

Die Bauern umringen Geismayer; „Das hast Du gut gemacht! Der Herr Erzherzog ist gewiß ganz gewonnen von Deinen Worten.“

Ein weißköpfiger alter Ritter sagt: „Es wär wahrhaft Gottes Segen, wenn es so in Tirol möchte alles ohne Blut gehen durch schiedlichen Vertrag.“

Nur Geismayer selber hat ein unheimliches Gefühl, sagt schließlich: „Der Fabri und der Lienhard von Fels, des Erzherzogs Landeshauptmann, die wollen mir nicht gefallen — es sei Gott davor, daß sie uns nicht nur hinhalten.“

Aber die Bauern glauben ihm nicht. . .

Es ist wenige Wochen später. Still und friedlich liegen die Höfe im Briener Tal — da an einem Sommerabend klimmen Bewaffnete im Pustertal die Berge herauf, 40, ja 50 Mann auf einen Hof — sie sprechen kein Deutsch, sie gurgeln etwas in fremden, harten Lauten, sie tragen bunte Tracht und breite Krummschwerter, und wo die Familie nicht rechtzeitig geflohen ist, da machen sie den Bauern nieder, spießen Frau und Kinder, plündern den Hof aus. Eine Mordnacht geht über das Pustertal — der Bischof von Brigen hat albanesische Soldknechte heimlich ins Land geholt. Ueberraschend, hinterlistig, während alle in Tirol auf den Landtag warten, hat er den Frieden gebrochen.

Der Bischof von Trient tut es nicht anders — noch heute zeigt man den Platz in Trient, wo der Henker vier Bauern bei lebendigem Leibe das Herz herauschneiden ließ — seine spanischen Söldner hatten dieses Opfer gehört aus der neuen Welt — und wenn schon die Azteken im fernen Mexiko so ihren Göttern opferten — warum sollte es der christliche Bischof von Trient nicht auch tun lassen?

Nur einer entging dem hinterlistigen Überfall — Michael Geismayer war gewarnt und rettete sich hoch über die Berge.

In einer kleinen Schenke bei Glurns, jenseits der tiroler Grenze hockten die Männer zusammen. Eine Druckereipresse hat im Neben-

raum gearbeitet und nun liegen die fertigen Blätter vor ihnen mit dem Titel: „Michael Geismayers Landesordnung für Tirol im 1526. Jahr.“

Alles das, was das geplagte Volk hätte aufrichten können, was Recht Vernunft und Billigkeit geboten, ist noch einmal hier zusammengefaßt und „soll man das Wort Gottes treulich und wahrhaftig in Geismayers Land allenthalben predigen und alle Sophisterei und Juristerei ausrotten und dieselben Bücher verbrennen“ — zum ersten Mal wird all die Sehnsucht des großen Bauernkrieges von einem wirklichen Staatsmann zusammengefaßt. Aber als sie noch dabei sind, die Flugzettel durchzusprechen, kommt ein abgerissener Knabe und bringt einen Brief. Doreilig haben einzelne Verschworene geplaudert. Geismayers Bruder ist festgenommen, nach Innsbruck in den Kerker abgeführt. Tief sinken die Köpfe der Verschworenen herab.

Da steht der Geismayer auf: „So müssen wir denn selbst die Fahne noch einmal erheben — verraten oder nicht, wir ziehen hoch über die Berge nach Salzburg, wo der Bauer noch in Waffen steht gegen den Kardinal — Erzbischof Herrn Matthäus Lang und — nun wisset ihr ja alle, daß man nicht des Erzherzogs Wort und keinem Pfaffenwort trauen und glauben mag. Die wir hier zusammenstehen, wir lassen uns nicht wieder auf einen Landtag vertrösten. Wir trauen keinem Pfaff und keinem Jud — und so ziehen wir und wollen das Feuerlein noch einmal anblasen — mag sein, daß es über alle deutschen Land leuchtet.“

Die Salzburger Bauern liegen fest vor Radstadt. Vergebens rät Geismayer ihnen immer wieder, die feste Stadt einzuschließen und sich im freien Felde auszudehnen. „Ihr lieben Brüder, wir erwarten und verharren die Zeit vor diesen Mauern, indes der Erzherzog von Österreich, der Herzog von Bayern, der Schwäbische Bund Heerhaufe auf Heerhaufe anwerben. Wir sollten gar einen herzhafsten Ausfall tun, sollten einrücken in Tirol und in Niederösterreich, sollten die Kärntner und die Steiermärker und Krainer mitreißen — was gilt, der Bundschuh würde wandern von Tal zu Tal und die Herren unserer

nicht mächtig werden. Auf, laßt uns von diesen alten Mauern ablassen — wenige hundert Mann sind genug, um die Besatzung abzufangen, laßt uns nach Tirol rücken!“

Aber die Salzburger Bauernführer schütteln eigensinnig den Kopf: „Was gehen uns die Tiroler an? So lange der Graf Scharnberg mit seinen Landsknechten in Radstadt liegt, sind wir des Landes nicht sicher. Erst muß er gefangen, die Feste gebrochen sein. . .“

Sie erwarten Woche für Woche, aber der grauköpfige Landknechtshauptmann drinnen hält die Stadt. Sie warten zu lange.

Bei Zell am See führt Geismayer mit seinen Leuten und dem Pinsgauer Aufgebot Stoß auf Stoß gegen das anrückende Landknechtsheeres des Frundsbergers. Jörgen von Frundsberg, dem dieser Krieg nicht lieb ist, schüttelt einmal über das andere Mal den Kopf über den zähen Widerstand des Bauernheeres.

Als die Bauern abziehen, will Frundsbergs Verbündeter, der habsburgische Befehlshaber Graf Niclas Salm, verfolgen, meint: „Man könnt ihrer noch viele spießen und erschlagen.“

Aber der Frundsberg hat keine Lust: „Ist ein Jammer und Elend in deutschen Landen, daß ich nicht noch will größer machen. Hab' die Tiroler und die Salzburger alle Zeit wie meine Kinder geliebt, hab' ihrer viel Hunderte kennengelernt zu Bicocca und Pavia denk, nach dem Sieg mit friedlichem Vertrag mehr zu haben. Der Geismayer ist auch ein kluger Mann, wird das arme Volk nach der Niederlage nicht nutzlos opfern.“

Der Niclas Salm sieht den Frundsberg an: „Der Herr Erzherzog hat befohlen, daß mit unnachsehlicher Straf' vorgegangen, je mehr getötet werden, um so lieber soll es ihm sein —, sind ja nichts als Ketzer, die den Strick wohl mehrfach verdienen!“

Frundsberg sieht ihn böse und grollend an: „So lang ich hier befehl', wird keine türkische Schlächtereie gemacht. Morgen wird nachgerückt — wer dann noch Widerstand leistet, wird geworfen. Bin des Reiches Feldherr, aber keines Erzherzogs Mehrgers. — Wollet mich mit Ernstern verfehen.“

In dieser Nacht sammelt Geismayer alle diejenigen, die nichts mehr zu verlieren haben, den Kern der Bauernmacht, die Flüchtlinge aus den letzten verzweifeltsten Kämpfen. Die Lagerfeuer brennen, alte Mäntel werden auf Stöcke gehängt — von fern sieht es aus, als ob das Bauernheer noch lagere — und indes ziehen sie hoch davon über die Berge. In der Morgensonne können sie noch von fern sehen, wie das Lager Grundbergs aufbricht — Michael Geismayer sieht hinüber: „Wieder ein ehrlicher Mann für eine schlechte Sache! Jetzt kommt das Pfaffengeschmeiß wieder nach oben, und weiß niemand, wie lange das dauern wird.“ Und plötzlich reißt er das Schwert heraus und ruft: „Wir kommen wieder!“ —

Es ist mehrere Jahre später, da stehen zwei stämmige, schwarzköpfige Kerle vor dem Bischof Cles von Brigen. Der Bischof, ein kleiner, zäher Mann mit stechenden Augen sagt: „Habt keine Sorge um das Seelenheil — wenn mich mein geistlich Amt nicht hindern würd, ich hätte selbst Kirche und Obrigkeit der Last des Geismayers wohl entledigt.“

Die beiden schauen sich an, strecken wie auf ein Kommando jeder die rechte Hand vor. Der Bischof riegelt ein Fach seines Schreibtisches auf und legt jedem einen schweren, klingenden Beutel in die Hand: „Das ist meine Anerkennung, daß Ihr den Geismayer zu Pavia mit ihren Dolchen gar gut getroffen. Der Herr Erzherzog wird Euch auch nicht mit dem Lohne kargen. Wer der Kirche wohl gedient, kann zeitlichen und ewigen Lohn erwarten.“

Die beiden stehen noch.

„Was wollt Ihr noch?“

„Den Segen, hochwürdiger Herr Bischof — aber auch gleich für alle anderen Sünden, die wir begangen, die Absolution. Es ist nicht wenig. . .“

Der Bischof steht auf, segnet feierlich erst den einen, dann den anderen Mörder. Beide fallen in die Knie, küssen ihm die Hand vor Dankbarkeit — dann stolpern sie glücklich mit ihrem Gelde hinaus. . .“

In mehreren Wellen kam deutsche Einwanderung im Mittelalter nach Polen, vor allem Bürger als Städtegründer, aber auch zahlreiche Bauern und Rittergeschlechter. Einzelne zeichneten sich sehr aus, wie der große Starost von Prittow. Vgl. Dr. Kurt Lück, „Deutsche Aufbauräfte in der Entwicklung Polens“ (Verlag Günther Wolff, Plauen i. V. 1934).

Der große Starost.

Es war im Jahre 1561. — Über dem Deutschen Reich waltete kein guter Stern mehr, und das Licht auf seinem Wege war erloschen. 1556 hatte Kaiser Karl V. müde, vergrämt und angeekelt vom Streit der Konfessionen und vom engherzigen Ehrgeiz der deutschen Fürsten, von all diesen deutschen Zänkereien, die Krone niedergelegt und sich in ein spanisches Kloster zurückgezogen. Kaiser Ferdinand hatte zu Wien den Thron bestiegen, — und es war mit dem Reiche nicht besser geworden. Der Feldzug gegen die Franzosen mißglückte, und gerade jetzt lag das Heer des Reiches in Ungarn und erntete alles andere mehr als Lorbeeren. Die schlechtbezahlten deutschen Landsknechte kamen von Meuterei zur Niederlage und von der Niederlage zu Meuterei, die schwergepanzerten Ritter wurden von den leichten türkischen Reitern müdegehetzt, in Osterreich stöhnte das Volk über die schweren Lasten des Türkenkrieges, und im Reich ließ man den Kaiser wieder einmal in diesen Kämpfen sitzen. Es war so recht grau und aussichtslos in Deutschland geworden. An den kleinen Höfen intrigierten bei den Lutheranern die Geistlichen der verschiedenen Richtungen und bei den Katholiken die verschiedenen Orden gegeneinander und unterdessen gingen die deutsche Macht und der deutsche Einfluß in der Welt immer mehr herunter. In Schweden hebt der König die alten Rechte der deutschen Hansa-Kaufleute auf, der Staat des Deutschen Ritterordens in den baltischen Provinzen

fällt langsam auseinander, die Hoheit des Reiches über die Schweizer Kantone hört auch auf und die Deutschen selber haben so recht eigentlich jeden Glauben verloren, daß aus ihrem großen Reich noch einmal etwas werden wird. Die meisten denken auch nicht daran. Es ist eine Zeit der Intrige, der Kriecherei, des vielen Essens und vielen



Saufens, — und es liegt wie Stickluft über dem damaligen Deutschland.

Das war an einem tiefverschneiten Winternachmittag auf der alten geschühbewährten Burg zu Trembowla im damaligen Polen,

als Reiterſchar auf Reiterſchar über die Brücke kam, draußen im Schloßhof abſattelte, und ein pelzgeſchmückter, gepanzerter, vornehmer Herr nach dem andern heraufging in die große Halle, wo das rieſige Kaminfeuer brannte, die Flammen ſich in den Teppichen und blanken Waffen an den Wänden widerſpiegelten. Der große Adel Polens nahm Abſchied von dem „Großen Starosten“.

Da ſaß, mit einer ſchweren Pelzdecke zugedeckt, lang, hager, mit tieferabhängendem weißen Bart der Starost Bernhard von Prittwiß, Kronkaſtellan zu Trembowla, Edler und Freier Herr zu Ulanów und Szarawka, fror, obwohl das Kaminfeuer prasselte, und nahm Abſchied, wie es einem alten Kriegsmann geziemt.

Keiner von den zwanzig Herren, die in der prachtvoll bunten, kriegeriſchen Tracht um ihn ſtanden, ſprach davon, daß das letzte Stündlein herangekommen ſei, — ſie wußten, daß der Todkranke dieſe Nacht wohl nicht überleben würde, und ſo waren ſie gekommen, um dem alten Kriegsführer die letzten Stunden zu vertreiben. Und wovon ließ ſich beſſer erzählen als von Tatarenſchlacht und Städtebelagerung, von Krieg und Kriegsgeſchrei; — ſo ging der Alte vielleicht am beſten hinüber ins Himmelreich, das er ſich mit ſeinem Schwert als ein Kriegsmann gegen Tataren und Türken redlich und getreulich erſtritten.

Und nun erzählten ſie:

Da war der dicke Wojewode Kalinowski: „Weiße der Herr Bruder noch, das war erſt heute vor 23 Jahren? Die Türken lagen mit 16 000 Mann vor der Feſtung Bar. Unſere liebe königliche Republik hatte wieder einmal kein Geld, ſondern nur Soldaten. Und die waren auch nicht mehr viel. Und wir ſaßen irgendwo in einem gottverlaſſenen Lehndorf und paßten auf, daß uns die braven Kriegsteute nicht davonliefen, weil wir nichts mehr bezahlten. Weiße der Herr Bruder noch?“ Prittwiß nickt.

„Ja, und dann war es ſoweit, daß wir nun entweder angreifen mußten, oder aber am nächſten Tage wäre nicht mehr viel von dem Heere dagewesen. Da hat der Herr Bruder ſein eigen Geld drangegeben, und in der Nacht Boten ausgeſchickt gen Lemberg und Sanok,

hat Söldner angeworben und hat ein paar hundert Bauernjungen auf Pferde gesetzt und ihnen Lanzen gegeben. Die sahen aus wie die Schweine, — und dann sind wir in der Gegend immer herumgezogen um das Türkenheer, haben hier einen Aga mit seinen Reitern weggeschleppt und dort ein paar Wagen abgefangen, — und dann hat der Herr Bruder gesagt, — na — was hast Du damals gesagt?”

„Jetzt haben wir sie soweit, — hab ich gesagt“ flüstert der Alte, und bricht gleich wieder ab, als der würgende Husten einsetzt.

„Jetzt haben wir sie soweit, hat der Herr Bruder gesagt, jawohl, — wir haben an dem Morgen mal keine Frühmesse gehalten, sondern sind den Türken über den Hals gekommen, als Nacht und Tag sich trennten. Weiß der Herr Bruder noch, wie wir die Zelte umgeritten haben, wie die türkischen Reiter nicht mehr auf die Pferde kamen und dann der schwarzbärtige Aga bei den Geschützen, der sich nicht ergeben wollte, und wie unsere Leute angegriffen haben? Das ist doch der alte Pan Prittwiß gewesen!“

Ein hochaufgeschossener Herr daneben fällt ihm ins Wort: „Aber dann sollte der Herr Bruder auch noch mal an das Meisterstück damals denken. Das war viele Jahre vorher, — ich weiß nicht mehr, wann. Jedes Frühjahr, das Gott werden ließ, hat der Bauer eingesät und jeden Herbst kamen die Tataren nach Podolien, trieben das Vieh weg, packten die Ernte auf und so ist das manche Jahre hindurch gegangen. Hat kein Hof und kein Bauer mehr florieren können. Mancher Edelmann hat all sein Geld in dem verfluchten Land verloren, das beinahe zur Wüste geworden. Wenn die gepanzerten Reiter ausrückten, dann waren die Tataren schon lange über alle Berge, dann war es wieder zu spät, — es war immer zu spät! Weiß der Herr Bruder noch, wie wir uns damals verschworen haben, wie wir auf dem Reichstag leichte Reiter haben wollten und keiner hat ein Einsehen gehabt und es ist wieder alles begraben worden in Verhandlungen? Da haben wir uns gesagt, — wer ist freier als ein Edelmann in Polen? Stellt ihm der König kein

Heer, so stellt er sich selber ein Heer! Da haben wir die leichtesten Reiter selbst aufgestellt, — da sind wir 6 Wochen, ehe die Tataren zu Besuch kamen, selber losgeritten. Weiß der Herr Bruder noch, wie die Steppe im Herbst damals ausgesehen hat? Wie wir die Pferde im Dnjepr getränkt haben? Wie wir plötzlich mitten zwischen den Tataren waren, als sie gerade aufbrechen wollten und sie auseinanderstießen, daß die kahlen Köpfe, mit der Stirnlocke, mit der Allah seine Gläubigen ins Paradies zieht, herumflogen?“

Prittwiß hatte sich aufgerichtet, seine Augen leuchteten, er flüstert: „Weißt Du noch das Lied, das unsere Leute damals gesungen haben?“

Der lange Graubart sieht ihn an: „Ich glaub', wir kriegen es noch zusammen!“

Zwei oder drei im Hintergrunde stimmen an:

„Wer ein lustig Leben führen will
der muß unter die Ulanen gehn!
Der Wachtmeister läßt den Sarg ihm schlagen
der Rittmeister streicht ihn aus der Liste.“

Der „große Starost“ möchte einfallen, — aber die alte Brust will nicht mehr. Nach zwei, drei Versen verklingt das Lied. Der Alte lehnt sich zurück. Er schließt die Augen. Einer von den Herren beugt sich vor, aber er kann nichts verstehen: „Das Bewußtsein verläßt ihn, — er spricht deutsch, kann keiner deutsch von uns?“ Die Herren zucken die Achseln, — ein paar Worte, gewiß, — aber zu wenig, um die letzte Meinung des Sterbenden zu hören und sie zu verstehen.

Kalinowski winkt einen Diener: „Geh, hol den Geschützmeister Bartel, der ist Deutscher!“

Der Geschützmeister kommt herauf, — ein großer vollbärtiger Mann. Die Herren machen ihm Platz und starren ins Feuer. Der Geschützmeister nimmt den Kopf des alten Mannes fast wie eine

Mutter ihr verlaufenes Kind an die Brust. Er horcht, was der Sterbende flüstert:

„Wenn ich gesund werde, möchte ich Schloffen wiedersehen. Hab' all die Jahre daran gedacht, daß daheim das Reich in großer Noth durch Türken und Franzosen ist. Sag, Bartel, hab' ich Unrecht getan, daß ich mein Leben lang in fremden Diensten gefochten, daß ich siebenzig Siege unter den Fahnen der Republik Polen und keinen einzigen für das Deutsche Reich erfochten habe?“

Der Geschützmeister sieht, wie der Sterbende sich quält und möchte ihm den Weg leicht machen: „Der Edle Herr hat auch viel Gutes und Dank hier erfahren.“

„Dafür bin auch ich dankbar von Herzen, — hab' auch hier alles erfahren, was ein Mensch erfahren mag überall in der Welt: Anerkennung und Dank, Neid, Freundschaft und Feindschaft, — aber hätte' ich das nicht auch alles, was ich tat, tun sollen fürs Reich? Es ist das Reich in großer Noth.“

Der Bartel möchte noch etwas sagen, da zuckt der alte Körper zusammen und legt sich zurück. Leicht legt ihn Bartel hin und tritt in die Reihe; das Kaminsfeuer wirft flackernden Schein auf das Gesicht, in dem die Augen starr stehen. Die Herren schweigen. Kalinowski nimmt einen schweren, edelsteinbesetzten Säbel von der Wand, und legt ihn hin, dem Toten auf die Brust: „Schlaf wohl, alter Sieger über Tataren und Türken, Moskowiter, Ungarn und Malachen!“

Als sie hinuntergehen sagt der alte lange Kriegsmann zu ihm: „Und in seiner letzten Stunde hat er doch deutsch gesprochen und wäre der Geschützmeister nicht gewesen, so wäre er ganz allein gewesen.“

„Jeder nach seiner Art, — vor dem Tod können wir alle nicht lügen, und ich glaub', wenn ich auch sein Deutsch nicht verstehen konnte, in seiner letzten Stunde ist er in Deutschland gewesen und hat bedauert, daß er nicht für sein Volk gesiegt hat. Und wenn es nur ein paar Siege gewesen wären. Aber wir wollen seiner in Dankbarkeit gedenken, — und schließlich haben wir ja auch selber etwas zu diesen Siegen beigetragen, — nichtwahr?“

Unten auf dem Schloßhof fällt der Schnee und beim Aufstigen zum Abtritt in die Quartiere unten im Städtchen pfeift der eine oder der andere noch das Lied: „Wer ein lustig Leben führen will. . .“

Der Tote oben liegt still zwischen den beiden Fähnrichen, die die Totenwacht halten.

Wieviel Deutsche sind wohl so im Laufe der Jahrhunderte in fremdem Dienst gestorben, im fremden Volke aufgegangen, — die einen in Ruhm und Ehren, und noch mehr vergessen! Nicht jeder behielt ein solch schönes Gedächtnis, wie der „große Starost“, — die meisten wurden einfach ausgenutzt und weggeworfen. Die Geschichte der Armeen aller großen Staaten Europas wimmelt von deutschen Namen, — deutsche Regimenter verteidigen Englands Herrschaft in Amerika, eroberten England Gibraltar, und deutsche Fremdenlegionäre bluteten für Frankreich, deutschnamige Generäle führten russische Heere, — verschwenderisch haben wir jahrhundertlang die abenteuernde Kraft unseres Volkes in fremdem Dienst und für fremde Interessen verströmt, gedankt und ungedankt, — aber immer ohne Nutzen für unser Volk. Jetzt wollen wir einmal alle unsere Kräfte nur für uns und unser Reich einsetzen!

Unter den zahlreichen Erhebungen der deutschen Handwerker gegen das Judentum war die bedeutendste der Aufstand der Frankfurter Zünfte von 1612 bis 1615. (Vgl.: Kriedt, „Geschichte von Frankfurt a. Main“ und Dr. J. v. Leers, „Der Lebensweg des deutschen Handwerks“, Verlag Karl Zeleny, München 1938.)

Der Dinz.

Über Alt-Frankfurt hingen dicke Schneewolken herab, hochgiebelig und spitz ragen die Häuser der engen Gassen in das Gewölk, still und friedevoll liegt die mittelalterliche Stadt in vorweihnachtlicher Arbeitsamkeit. Beim Meister Jakob Geis, dem Schneider, sitzen der Geselle Konrad und der Lehrjunge, der Bartel, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Schneidertisch — da reißt der Meister die Tür auf: „Himmel Herrgott, habt ihr nicht gesehen? die rote Samtweste mit den Goldknöpfen für den Ratsherrn Hektor zum Jungen ist weg! sie hat doch eben noch vorn gehangen? Hat keiner sie gesehen?“

Der Geselle schüttelt den Kopf: „Ich nicht, Meister. —“ Der Bartel sticht eifrig an seinem Hosensfutter weiter und macht nur eine Abwehrbewegung, springt dann aber vom Tisch herunter, froh, die Arbeit unterbrechen zu können: „Ich helfe suchen, Meister!“

Sie gehen durch die Werkstatt, der Bartel sucht unter jedem Spind, unter jeder Bank — der Meister durchwühlt seine Tuchvorräte, denn vielleicht könnte doch beim Aufräumen die Weste dazwischen gekommen sein. Sie suchen und suchen — die Weste ist weg. Der Meister faßt sich an den Kopf: „Gerechter Gott! der Schaden, der Schaden! Und ich hatte sie doch schon so lange versprochen, was sage ich dem Ratsherrn jetzt bloß?“

Am Nachmittag hat der Meister das Suchen aufgegeben; als die Dunkelheit immer tiefer herabsinkt, benutzt der Bartel die Ge-

legenheit und fragt: „Soll ich nicht noch den Mantel für den Wormser Kaufmann in der Herberge ‚Zur Gerste‘ abgeben?“

Der Meister nickt traurig, immer noch mit dem Gedanken beschäftigt, wie er den Schaden der verlorenen Weste ersetzen kann. Draußen fällt der Schnee, eintönig und weiß.

Der Bartel wickelt den Mantel in ein Tuch, zieht sich seine Kapuze über die Ohren, pfeift und läuft hinaus. Da, an der Judengasse sieht er sich vorsichtig um, schlüpft dann eilig in das schmale Gäßchen hinein, klopft an ein engbrüstiges, hohes Haus. Die Tür öffnet sich, der Bartel macht das Zeichen der geballten Faust und flüstert: „Sore!“

Die Tür öffnet sich ganz, ein schwerer Kopf, umrahmt von buschigem, dichten, schwarzem Bart mit zwei funkelnden Augen wird sichtbar. Das ist der Mauschel zum Notstall, der hier seinem Handel als Schutzhude der Stadt Frankfurt treibt: „Hast du Sore?“, gurgelt er dem Jungen entgegen.

Der Bartel stolpert durch den engen kleinen Gang in die Stube und sieht sich erst einmal scheu um: „Nicht bei mir, aber der Meister hat noch vier von den goldenen Knöpfen von der Weste eingeschlossen. Aber ich kann das Schloß nicht öffnen.“

Der alte Jude zieht eine Schublade aus der Wand auf, die ganz unauffällig in die Mauer eingelassen ist und sagt kechlig: „Hier sind Taltel“ zeigt kleine Brecheisen, „hier ist Kleinpurim“ und er hebt einen Bund Nachschlüssel hoch, „hier ist Schabbach, Klammonis, nur Klammonis für köcherner Kunden; was zahlst du, wenn ich dir geb ein Taltel, daß du die Knöpfe holen kannst?“

„Aber ich will doch euch die Knöpfe verkaufen?“

„Hast de erst de Knöpfe, wirst de se verkaufen an wen willst. Muß ich handeln bekauach (vorsichtig), nimmste meine Taltel, mußte mir erst geben Geld.“

Der Bartel hebt ein Kupfergeldstück hoch, legt es auf den Tisch. Der Jude nickt und legt ihm einen Dietrich hin: „Mor geliehen!“

dann beugt er seinen Kopf vor, und jetzt sieht man erst im Schein der Ölfunzel, wie Gier, Habsucht und List dieses Gesicht geprägt haben.



Auf dem Tisch steht Brot und ein Topf Honig. Man sieht, daß der Jude gegessen hat, der Bartel greift nach dem Brot, aber der alte Jude hält sofort die Hände davor: „Nein, nein, du kannst nicht essen mit mir zusammen. Wie kann der Chaser (Schwein) essen mit dem Königskind? Jeder Israelit ist ein Königskind — und nu geh!“

Er schiebt den Jungen zur Thür hinaus, der den Dietrich in seiner Jacke wohl versteckt hat.

Es ist wenige Tage später. Bei dem Ratsherrn Hektor zum Jungen in der kleinen, engen Rentnereikammer der Stadt sitzen drei weitere Ratsherren. Vor ihnen aber stehen die Parnessim der jüdischen Gemeinde, der Cohn zum Grünen Schild, Jizchok zum Wetterhäuschen, Salomon Knoblauch, Mausche zum Kofstall und der Rabbiner Lewi.

Lewi hat einen großen Haufen bares Geld vor sich liegen und sagt: „Dankbar, fußfällig dankbar sind wir den ehrjamen, ehrbaren Herren des Rates, daß sie uns auch diesmal wieder aus den Steuergeldern der Stadt 18 000 Gulden zur Verfügung gestellt haben. Wir möchten aber nicht nur in Worten, — denn was ist das Wort eines armen Juden wert, und man kann viel dibbern, so hilft es doch nichts, — sondern im baren Geld uns dankbar bezeugen. Da die Stadt nun uns das Geld immer ohne Zinsen zur Verfügung stellt“ — über die bärtigen Gesichter der Juden geht ein verständnisvolles Lächeln — „so dürfen wir hier 2000 Gulden dem Herrn Ratsherrn Hektor zahlen, 4000 Gulden für die beiden Ratsherren Saust von Aschaffenburg —“ und jedes Mal schiebt der Jude einen Geldhaufen den Herren zu, „für den Herrn Stadtsyndikus Dr. Schacher 4000 Gulden. Es ist graufes Geld, e graufames Geld, es ist äne Summe wie ä Berch — aber was tut man nicht für die Gite und Gnade!“

Die Juden verbeugen sich, während die Ratsherren eilig nach dem Gelde greifen.

Aber die Juden gehen nicht fort, stehen noch immer. Stadtsyndikus Dr. Schacher fragt ein wenig rauh: „Habt ihr noch was?, wollt ihr noch was?“ Der Mausche zum Kofstall wiegt sich in den Hüften: „Nu, wie heißt, mer mechte wohl wollen — der Schimon Jzig ben Jekusiel sitzt seit gestern abend im Ratsgefängnis. Sie haben ihn angezeigt, daß er soll haben gestohlene Ware am hellen Tag aufgekauft. Und er hat doch immer sei Geld gegeben — der

Herr Stadtsyndikus, die Herren Ratsherren wissen auch, nun sitzt er in der Kette, mit de Barfel (Eisen) an de Händ und an de Sieß — mer mechte ihn wieder freilassen — mechte mer nicht. . . ?“

Die Ratsherren sehen sich untereinander an, Hektor zum Jungen schüttelt den Kopf: „Man muß doch vor allem Inquisitionem anstellen, ob er der Tat auch schuldig sei.“ Die Juden ducken sich, der Mausche zum Notstall zieht ein schmutziges Brieflein aus seinem Kasten, reicht es dem Stadtsyndikus: „Es ist ä Gnadenſchrift von der jüdischen Gemeinde für den Schimon Itzig ben Jekusiel!“

Der Stadtsyndikus nimmt den dicken Brief, lacht über sein faltiges altes Gesicht, hebt den Brief an sein Ohr und schüttelt ihn etwas; ganz leise klingt und klappert es darin. Dann nimmt er wieder Amtsmiene an und sagt: „Es wird alles rechtlich geprüft werden, wenn er unschuldig ist, wird er freigelassen werden.“

Die Juden verbeugen sich, gehen mit Bücklingen rückwärts, murmeln hebräische Worte, die keiner der Herren versteht und die sie für Dankesbezeugungen halten, auch als der Rabbiner Lewi seine Hand erhebt wie zum Segen, dabei murmelt: „Lasse Jakob Heil widerfahren, aber mache Edom zum Erbe der Igel und zur Wasserlache! Es überfalle dieselben ein Geschrei, daß sie alle umkommen, ziere o Herr Deinen Namen, lasse Deine Herrlichkeit wohnen unter uns und vertilge den Namen der Gojim.“ — Die gierigen Ratsherren lassen kenntnislos den Sprudel der hebräischen Worte über sich ergehen, fühlen in ihren Taschen, die prall sind von Silber, das unrecht gewonnene Eigentum.

* * *

Hoch getäfelt sind die beiden Räume der Ganerbschaft Alt-Limburg, in der Frankfurts Patrizier ihre winterliche Koste halten. Prunkvolle alte Silberbecher stehen auf dem Tisch, Backwerk, Nüsse und Trauben häufen sich in der Mitte, in herrlichen Pelzschäuben mit Spitzenkragen und Spitzenärmeln, Goldschmuck am Gewand speisen

hier jene Männer, die als Ratsherren der Stadt sich stolz die „Regenten von Frankfurt“ nennen. Draußen weht der Schnee, leuchten die Sterne — drinnen funkelt der dunkelrote Wein, die Köpfe sind heiß, die Luft ist schwer in dem engen Prunkraum — durch das eine kleine Scheibfenster, das hoch oben geöffnet ist, mit seinen buntgemalten bleigefassten Scheiben dröhnt das Lied der Trinker hinaus auf die Straße:

„Wir haben wenig Sorgen
wohl umb das Römische Reich
es sterb' heut oder morgen
das gilt uns alles gleich!
Ein Kurzweil wollen wir spielen
zu Frankfurt in der Stadt. — —

Und da singt der Heilrich Faust zu Aschaffenburg dazwischen:

„Die sovielen brave Jüden
und so dumme Zünftler hat!“

Das schlägt ein — die Becher klingen zusammen und der neue Kehrreim wird immer rundum gesungen.

Kaum einer sieht, daß der Ratsherr Ulrich von Neuhaus nicht mitsingt, leise aufsteht und hinausgeht, noch einmal durch die Tür schaut, wie der Stadt Syndikus Dr. Schacher, wie Dr. Rajor, die beiden Brüder Faust und die ganze Kompagnie ihr höhnisch trunkenes Lied weitergröhlen.

— — —
Wenige Gassen entfernt in alter niederiger Schenke, in der Herberge der Schmiede ist der Raum gesteckt voll Männer. Es ist selten, daß eine Zunft die andere einlädt — aber an diesem Abend sind die Schreiner und Tischler, die Posamentierer und die Schneider hinübergekommen in die große alte Herberge der Schmiedezunft.

Sie haben still dabei gegessen, wie der Obermeister der Schmiede den Abend grüßte: „Mit Gunt, Ihr ehrsam Meister und Gesellen! Gott grüße das Reich! Gott grüße das Gelag, Gott grüße

das ehrsame Handwerk überall, wo es ehrlich ist! Es ist eine gar eilige und ernste Sach, daß wir euch hier zusammengebeten. Des Kaiser Matthias Majestät kommt gen Frankfurt, um nach altem Brauch als des Reiches Kaisers die Krone zu empfangen. Da nun so der Kaiser, des Rechtes höchste Quelle, in dieser ehrsamem Stadt weilt — so ist es nur recht, billig und in Ordnung, daß auch wir mancherlei Beschwär, Sorge und Klage, die wir haben, und ihr wisset alle, woran wir leiden, vor des Kaisers Thron ehrfürchtig niederlegen. Wer will dazu das Wort nehmen?“

Ein schwerer grauköpfiger Mann steht auf: „Mit Gunst, ehrsame Meister und Gesellen, ich traue mir das Wort zu nehmen in dieser Sach!“

„Sprecht Meister Konrad Schopp, mit Bescheidenheit. Es ist Euch vergönnt.“

Der große grauköpfige Mann beginnt: „Es ist kein Recht in Frankfurt und ist kein Recht zu bekommen! Wir können arbeiten und werken, soviel wir wollen — wir kommen aus den Steuern und Schulden nicht heraus. Die Zinsen machen uns tot, der Rat hilft uns nicht, ich weiß nicht mehr, was wir machen sollen!“ Dann kommt er nicht weiter, setzt sich mit einer hilflosen Gebärde hin.

Von hinten kommt ein Murreln: „Der Ding soll sprechen!“ In der hinteren Reihe steht ein schlanker hochgewachsener Mann auf, der Lebküchler und Bäckermeister Dinzenz Settmilch, den sie alle in der Stadt unter dem Namen „der Ding“ kennen.

Er sagt leise; „Mit Gunst, werte Meister und Gesellen, ich hätte wohl etwas zu sagen und möchte des Wortes begehren.“

Der alte Schmiedemeister klopft mit dem Hammer auf. „Sprecht, ehrsamem Meister, mit Bescheidenheit.“

Der Ding geht nach vorne, stellt sich an die Wand, so daß er den ganzen Saal übersehen kann: „Das Unrecht in Frankfurt hat vielerlei Form, aber einen Grund. Das liebe Recht ist worden krank, dem Armen kurz und dem Reichen lang. Ihr wißt, daß zwar auf der dritten Bank im Rate Handwerker sitzen — aber noch niemals

ist dort einer hingekommen, der den Herren die Wahrheit zu sagen gewagt hat. Die Kopfnickerchen und Ja-Herren dort werden ja auch nicht von den ehrsamten Zünften bestimmt, sondern vom Rat hineinberufen. Im übrigen besteht der Rat von Frankfurt aus den Herren der Ganerbschaft Alt-Limbürg und der edlen Gesellschaft Frauenstein — wer nicht zu diesen beiden Geschlechtervereinen gehört, kommt gar nicht in den Rat. Wir anderen werden überhaupt nicht gefragt. Das ist gegen Recht und Privileg der Stadt. Aber wissen wir, was das Recht der Stadt ist? Früher wurde das Recht der Stadt öffentlich vorgelesen auf dem Leonhards-Kirchhof — das ist seit Menschen Gedenken in Abgang gekommen.“

In der Versammlung wird Beifall getrampelt.

„Wenn das Volk sein Recht erreichen will, dann muß es wissen, was Recht in der Stadt ist! Das gilt auch von den Juden. Die Juden sind der größte Fluch für Frankfurts Handwerk. . .“

Auf einmal bricht ein brausender Beifall aus, so daß der Ding gar nicht weiter sprechen kann, bis sich die Zurufe gelegt haben. Dann fährt er fort: „Warum sind sie das? Mit unserm Geld, das wir an Steuern zahlen müssen, das uns von unserer Arbeit abgeschabt und abgepreßt wird, gibt der Rat Darlehen an die Juden. Aber die Stadt bekommt nicht einen Heller Zinsen dafür. Die Zinsen bekommen die Ratsherren persönlich. Und nun wißt ihr ja, warum auch gegen den bösesten Judenwucher kein Recht zu bekommen ist. Und es bleibt nicht dabei. Vor vielen hundert Jahren haben die Juden durch einen Bischof von Speyer, dem sie dafür viel Geld gaben vom Kaiser das Recht erkaufte, daß sie Fehlerware kaufen können. Ist eine gestohlene Ware erst beim Juden, so kann niemand sie wiederbekommen, er gäbe denn dem Juden das Geld dafür, das dieser als Darlehenssumme angibt. Wozu hat das geführt? Die Stehlsucht ist eine Pestilenz in unserer guten Stadt geworden.“

„Recht hat er, richtig! Die Juden verführen Mägde und Lehrlinge zum Stehlen! Sie werden reich an Diebesgut!“

Der Ding fährt fort: „Mit der gestohlenen Ware handeln die

Juden, mit den verfallenen Pfändern handeln sie. Sie handeln mit Sellen, und Tuch, das aus der Werkstatt gestohlen wird, Pfuscher und Unehrlüche sitzen hinter dem Judenviertel und machen aus den Sellen Schuhe, aus dem Tuch Kleider — mit Diebsware, mit Pfandware, mit Pfuscharge unterbieten sie dem ehrsamem gelernten Meister den Preis. Sie sind ein fressender Krebs an der Stadt — und die Ratsherren bekommen von ihnen Geld dafür. Wenn wir uns aber darüber beklagen, dann heißt es, so sei der Juden Recht. Das geht nicht länger — der Rat ist der Freund der Diebe und der Wucherer, die verachteten schmutzigen Juden lassen den Rat nach ihrer Pfeife tanzen — sie verüben jeden Betrug. . .“

Aus der Versammlung dröhnt es dazwischen: „Die schreiben die Schuldscheine schon hebräisch, um uns besser zu betrügen!“

„Sie fordern vom Erben bereits bezahlte Schulden des Vaters ein!“

„Sie leihen Unmündigen!“

Der Ding fährt fort: „Es gibt keinen Betrug, den sie nicht verüben, das wissen wir alle. Aber es gibt auch keinen Richter, der sie verurteilt! Der Simon Jekusiel ist heute morgen vom Rat Syndikus Dr. Schacher persönlich freigelassen worden!“

Nun bricht es in der Versammlung aus: „Der Schurke, der fragt ja schon die Kinder auf der Straße, ob sie in der Werkstatt beim Vater nichts gefunden hätten! Den Meister Brandt hat er in den Selbstmord gewuchert, der krummbeinige Teufel!“

Der Ding spricht weiter: „Das ist doch nur der eine — die andern sind doch alle nicht anders. Das ganze Judenviertel hocht auf Frankfurt wie ein Blutjauger. 2200 Köpfe leben in unserer Stadt nur davon, die ehrliche Arbeit auszuwuchern.“

„Der Schneidermeister Geis springt auf: „Meinem Lehrlingen hat der Mause zum Kotstall einen Dietrich geliehen! Gegen Geld geliehen! Damit sollte der Junge bei mir einbrechen. Er hat ihn zum Dieb gemacht. . .“

Der alte Schmiedeobermeister klopft auf den Tisch.

Ding erhebt die Stimme: „Ein Fall unter Hunderten — Diebe

und Wucherer, Hühler und Blutsauger — das ist das Bild unserer ehrbaren Stadt geworden, das hat der Rat gehegt und gepflegt, aber über der Stadt Gelder ist keine Rechnung getan seit Jahren. Und das Brot ist teuer genug, warum? In jeder kleinen Stadt wird Kornmarkt gehalten, in Frankfurt aber nicht, nämlich, damit die lieben Juden, des Rates Freunde und Nährväter, das Korn von draußen hereinbringen und nach ihren Gefallen zu teurem Preis verkaufen können! Was muß darum ein ehrsamcs Handwerk tun?"

„Zu den Waffen!“ ruft eine grobe Stimme dazwischen.

Blißschnell wendet sich der Ding dorthin: „Bruder, sollen wir mit unserer guten Sache uns aus dem Recht setzen? Nicht zu den Waffen, sondern zum Recht muß unser Ruf lauten! Drei Dinge müssen wir fordern vom Rat: einmal sollen der Stadt Privilegien und Rechte öffentlich vorgelesen werden, damit sich jedermann danach richten kann!“

„Auch die Juden-Stätigkeit!“

„Jawohl, auch die Judenstätigkeit und was sonst an Recht über die Juden geschrieben steht, damit der Willkür und dem Unrecht ein Ende gemacht wird. Dann muß Frankfurt einen Kornmarkt haben, und dann muß Rechenschaft abgelegt werden über das Geld der Stadt — das wäre das erste. Aber das ist nicht genug. Ich weiß noch eines, das erst in Frankfurt uns allen Leben und Nahrung wiedergeben wird.“

Da dröhnt es wie mit einer Stimme aus der Versammlung: „Die Juden abschaffen!“ „Die Juden hinaus aus Frankfurt!“

Ding hebt die Hände hoch: „Das, Ihr Meister, soll ein Wort sein. Ehrsame Meister und Gefellen, wir wollen nicht rasten und ruhen, bis die Wucherer aus unserer ehrbaren Stadt hinaus sind, wir wollen eine Bittschrift machen an Kaiser Matthias, daß er unsere gerechten Wünsche gewähre — die soll ihm übergeben werden, wenn er nach Frankfurt kommt.“

* * *

Es ist Monate später. . . In Wien sitzt Kaiser Matthias, dick, schwerfällig, mit kleinen listigen Augen, ihm gegenüber der Bischof Khlesl von Wien, sein langjähriger Berater.

„Ist's nun genug der leidigen Fragen, mit denen ihr mich zu plagen beliebt?“ seufzt der Kaiser.

„Noch nicht ganz — hier ist noch immer von den Frankfurter Zünften eine Deputation und wünscht Euer kaiserliches Angesicht zu sehen.“

Matthias schüttelt den Kopf: „Ich habe die Berichte gelesen, die die beiden Reichskommissare in Frankfurt, der Erzbischof von Trier und der Herr Landgraf von Hessen gemacht haben. Es ist so, daß Bürgerschaft und Zünfte sich zusammengeschworen haben, haben sogar mich, als ich in Frankfurt zur Krönung war, mit einer Bittschrift nicht wenig belästigt, haben auch Aufwändler und unruhige Leut an ihrer Spitz', verlangen Unbilliges.“

Der Bischof kraht sich hinter dem Ohr: „Ihr wisset, ich bin eines Wiener Bäckers Sohn, weiß in Zunftdingen wohl Bescheid.“

Der Kaiser nickt: „Sie haben den Rat durch Tumult gezwungen, ihnen die Einsicht in die Archive zu geben. Sie haben ihre Leute in den Rat gebracht, ein Bürgervertrag ist geschlossen, den die Ratsgeschlechter unter Druck und Zwang angenommen, schon das alles ist unbillig. Dann aber wollen sie die Juden aus der Stadt vertreiben. Das ist ihr Hauptanliegen und deswegen sind sie hier.“

Der Khlesl schüttelt den Kopf. „Das geht doch nicht an — wo sollen Könige und Fürsten, Ratsherren und Obrigkeiten das Geld herbekommen, wenn nicht von den Juden? Wo soll der Jude das Geld herbekommen, wenn nicht durch Wucher?“

„Das meine ich auch!“ pflichtet Matthias bei. „Und bedenkt, Herr Bischof, wenn der rohe Herr Omnes, wenn das Gepöfel schon die lebenden Juden so behandelt — eines Tages möchte wohl die alte teutonische Wildheit wieder ausbrechen und sie auch vor den toten Juden in Eurer Kirche keine Ehrfurcht mehr haben.“

Der Khlesl nickt eifrig: „Ich vergeß nicht, daß sie zu Frankfurt

lutherisch und reformiert sind, ein ganzer Kezer ist ein halber Heide — wenn sie nun gar aufwickeln gegen die Juden, möchten sie leichtlich, wie des Kaiser Majestät sagt, auch den Respekt gar vor dem heiligen Petrus, der doch ein Jude gewesen, und vor der heiligen Schrift verlieren. Gibt man dem Teufel in den Seelen dieses gar rohen deutschen Volkes den kleinen Finger — behüt Gott, er nimmt die ganze Hand und den Arm dazu!

„Außerdem hat mir der Ratsherr Saust von Aschaffenburg geschrieben“ sagt Matthias leiser, „daß er mir mit einem billigen Darlehen des Rates von Frankfurt gern freundwilligst zu Gebote stehen werde, wenn ich ihm helfe, das Feuer auszutilgen.“ —

Einige Tage später ist der Platz vor dem Römer schwarz voll Menschen. Der kaiserliche Herold in seiner altertümlichen Tracht kann sich kaum Platz schaffen.

„Schmeißt den Lumpenhund raus! Das ist kein Römisches Reich, das ist ein Jüdisches Reich!“ „Das Mandat hat der Rat gekauft für Geld!“, beinahe hätten die Menschen den Herold niedergeschlagen. Er kann sein Mandat nicht verlesen, er kann es nicht einmal anschlagen, aber jedermann weiß, daß das Mandat in der Stadt ist, ein Befehl des Kaisers Matthias. Und daß es jedermann verpflichtet, den alten Rat wieder anzuerkennen, alle Verbündnisse aufzulösen, den Volksführern keine Folge zu leisten, die Juden aber in Frieden zu erhalten, auch von jeder Gewalttätigkeit gegen sie abzustehen.

Das Mandat liegt wie eine bleierne Decke auf der Stadt. Darunter aber kocht es.

Seit diesem Abend können sich die Juden wieder einmal nicht außerhalb ihrer Gäßchen sehen lassen.

Abends erst macht sich der Schlaumännchen Margiger — er heißt so unter den Juden, weil er auch als „Margiger“, als Bodeneinsteiger und Wäschdieb, in seinen jungen Jahren sich betätigte, leise auf den Weg aus der Gasse. Er will an den Main herunter, wo in einer engen Schifferkneipe ein „Geschäftsfreund“ auf ihn wartet.

Leise pirscht er sich an den Häusern entlang. — Dort, wo die Tonne im Rad zum Haus hinaus hängt, ist die Herberge der Böttcher. Nur noch wenige Schritte, dann ist er an ihr vorüber. Da — Moses hilf!, — öffnet sich die Tür — und sechs stämmige Burschen, Böttchergesellen, die Hände tief in den breiten Hosen, den Hut verwegend auf dem Kopf, kommen heraus. Es bedarf keines Wortes unter ihnen — sie sehen den Juden, machen kurz vor ihm kehrt und bücken sich bis zur Erde, dem Juden den Hintern weisend.

Aber einer von den Burschen geht über diesen Gruß, mit dem sie ihre ganze Verachtung gegen den Hebler und Wucherer zum Ausdruck geben, hinaus, geht rückwärts auf den Juden zu und gibt ihm mit der Kehrseite einen Stoß, daß er gegen die Mauer fliegt.

Pruschendes Gelächter springt auf, jetzt haben die derben Bengel ein Spiel gefunden, das ihnen Freude macht. Sie lassen den Juden nicht mehr aus ihrem Kreis. Einer, dann der andere stößt ihn mit dem Hintern die Straße weiter. Das Schlaumännchen schreit, fleht, bittet, aber kein menschliches Gesicht wendet sich ihm zu. Eng halten ihn die sechs umgeben und spielen mit ihren ledernen Hosen Fangball mit ihm — bis er schließlich sich zu Boden wirft und aalglatt zwischen zweien der Gesellen hindurchkriechen will. Da packt ihn einer der Burschen an den Kragen: „halt, erst mal sehen, was du bei dir hast! Drehe deine Taschen um!“ Angstlich zieht der Jude allerlei Kleinzeug aus seiner Tasche — da fällt hinter ihm ein Gegenstand leise klirrend zu Boden. Einer der Gesellen bückt sich: Ein ganzer Bund Nachschlüssel blinkt im Mondlicht. Jetzt nehmen sie ihn am Kragen und schieben mit ihm zur Stadtwache, führen den Juden dort vor, legen das Bund Nachschlüssel dort nieder.

Sie wissen nicht, daß am nächsten Tag der Jude schon wieder auf freiem Fuß ist. Der Stadt Syndikus Dr. Rasor hat ihn freigelassen — denn er hat ja „nichts getan“, er hat bloß Nachschlüssel bei sich geführt. Und deswegen findet der Herr Stadt Syndikus ihn „juristisch nicht schuldig“.

Als dies die Böttchergesellen hören, stecken sie die Köpfe zu-

sammen: „Juristisch nicht schuldig“ — es gibt eben in der Stadt Jus und es gibt Recht. — Und ehe nicht das Recht über das Jus gesiegt hat, wirds nicht besser. . . .“

In dem Augenblick klopft es an die Tür: „Ist hier der Altgeselle Hermann Overmann, der Altgeselle der Böttcher?“

Ein Stadtsoldat steckt den Kopf zur Tür hinein.

„Mit Gunst, der bin ich“, sagt einer der Burschen, ein großer, blondschöpfiger, kräftiger, junger Mann.

„Dann sollt Ihr heute auf den Nachmittag samt allen anderen Altgesellen auf das Rathaus zu den Herren Subdelegierten der kaiserlichen Kommissare und dem Herrn Stadtsyndikus Dr. Rasor kommen.“

Der Geselle nickt, wendet sich seiner Arbeit wieder zu.

Die enge Ratsstube ist erfüllt von den kräftigen Gestalten der Gefellen, die einen Geruch von Holz und Leder, von Arbeit und Werkstatt mitgebracht haben. Umgeben von den Subdelegierten sitzt hinter einem Tisch der Herr Stadtsyndikus Dr. Rasor: „Ich verbiete dieses ungewaschene Daherredden! Ich habe Euch gefragt, ob ihr geloben wollt, mit den Volksverführern und Aufwicklern nichts mehr zu tun haben, auch wenn sie Eure Meister sind.“

Ein großer Zimmerer-Geselle, ein sehr langer, blonder Bursche, führt das Wort: „Wir werden an unsern Meistern nicht zu Verrätern werden — wir haben es den Herren schon einmal gesagt. Diese Sach muß ausgekämpft werden.“

„Also ihr wollt nicht parieren?“

„Nein und dreimal nein! — wir sind keine Verräter, wir sind keine Judenknechte!“

Der Zimmergeselle haut auf den Tisch, daß das Papier hoch fliegt: „Wenn der Rat für Geld vor den Juden kriecht, wir tun es nicht!“

Der Stadtsyndikus steht auf: „Wer nicht pariert, wer sich dem Mandat des Kaiser Matthias nicht unterwirft, dessen Name wird

als unehrlich an den Galgen geschlagen. Er ist unehrlich und wird von keinem Handwerk aufgenommen."

Der große Junge wird kreideweiß. Wenn der Name an den Galgen geschlagen ist, wenn einer für unehrlich erklärt ist — das allerdings wäre das Ende. Damit also will man sie zwingen. Und schon kocht die Wut auf. Mit einem Sprung ist der riesige Bursche auf den Tisch und tritt mit den Füßen nach dem Stadtsyndikus, haut links und rechts die Papiere vom Tisch — Dr. Rajor und die Subdelegierten springen auf und laufen davon. Ein Stuhl fliegt ihnen krachend nach. Die 30 Gesellen aber poltern die Treppe hinunter auf den Markt, brüllen: „Die Schurken, die Judendiener, die wollen uns alle unehrlich machen!“ Und da steht plötzlich der Dinz auf dem Markt und weist nur mit der Hand — aber jeder versteht diese Bewegung: dort, wohin er weist, liegt die Judengasse. Und auf einmal wälzt sich ein Haufe, Handwerksgefallen, Lehrlinge, Bürger, Fuhrleute gegen die Judengasse. Ein paar Stadtsoldaten werden überannt — da sprüht aus der Judengasse ein Schuß entgegen, ein junger Mensch überschlägt sich und bleibt liegen — auf die Barrikade prallt der Angriff des Volkes. Die Barrikade ist hoch — die Stadtsoldaten und die Juden dahinter schießen und stechen nach besten Kräften heraus.

Da greift der junge Zimmergesell zu dem Beil, das er an lederner Schlaufe als Arbeitsgerät zur Seite trägt, ruft: „Das ist das erste Judenhaus“ — und krachend fährt das Beil in das alte enge Sachwerkhaus, das den Eingang zur Judengasse auf der einen Seite verengt. Der morsche Lehmbau gibt rasch nach, durch die Lücke bringen die Gesellen, dringt das Volk in die Gasse ein — und nun tobt erst einmal die Wut der seit unvordenklicher Zeit Ausgewucherten sich aus. Mögen die Juden um sich stehen — zwei von ihnen bleiben am Platz und die andern hasten zum Ende der Gasse, wo der Judenfriedhof liegt.

„Reißt die Hühlernester ein!“ „Stecht die Wucherbuden an!“ Bedenkenlos vor Zorn und Grimm strömt die Menge hinter den Juden

her, bricht eines der Häuser nach dem anderen auf, wirft in toller Wut Möbel und Bettzeug, Juden und Kleider, die fremdartigen Bücher auf die Straße. Da tönt die Stimme des Dinz, laut und durchbringend: „Haltet an! Stecht kein Feuer an, das die andern Häuser gefährden könnte. Bleibt stehen!“

Und dann geht er mit wenigen Männern auf den Judenfriedhof, wo sich die Juden und die reichlich verprügelten Stadtsoldaten zusammengeballt haben — er kommt wie ein Sieger und macht nicht viele Worte: „Mit dem, was ihr habt, dürft ihr Juden die Stadt jetzt verlassen. Auch das ist schon Gnade, denn ihr habt nichts, was nicht erwuchert oder gestohlen wäre. Wir verzichten darauf, über jeden einzelnen von euch Gericht zu halten — nur hinaus müßt ihr und nicht wiederkehren!“

Der Rabbiner Lewi drängt sich heran, will etwas sagen. Der Dinz schreit ihn an: „Sage kein Wort, sonst kenne ich mich nicht mehr, du Gaunerfürst, du Lügenmeister! Ohne ein Wort zu sagen, marsch, hinaus aus der Stadt! Wer auch nur den Mund auf tut, bekommt Prügel.“

So ziehen sie aus der Stadt, hinab zum Main durch das Fischerfeldpförtchen. Hier und da möchte der eine oder andere der Frankfurter Bürger noch einem der Wucherer einen Stoß versetzen, aber die Gesellen haben sich bei den Händen gefaßt und sperren den Platz ab, wo die Juden auf die Mainschiffe gehen. Erst als die Schiffe ihre Anker gelichtet haben, tönt den Abziehenden Hohnwort und Spott nach.

An diesem Abend ist in allen Junftherbergen heller Jubel. Die Vorsichtigen und Angstlichen, kommen gar nicht mehr zu Wort — immer wieder muß der Zimmergeselle nachmachen, wie er dem Syndikus auf dem Tisch gesprungen ist, und ihm mit seinem schweren Holzschuh die Akten vom Tisch gestoßen hat. Jeder redet, einer trinkt dem andern zu — es ist, als ob diese Menschen aus einem jahrhundertlangen Gefängnis, von einem furchtbaren Druck erlöst wären.

Aber eines Tages hängen wieder kaiserliche Mandate in der Stadt: Gegen den Dinz, gegen die beiden Meister Schopp und Gerngroß ist die Reichsacht verhängt. Niemand darf sie hauen, hegen, bergen, mit ihnen Umgang haben — ihr Vermögen, ihr Haupt ist dem Reich verfallen.

Nun ziehen sich die einen und anderen von der Volksbewegung zurück. Die Zahl derer wird größer und größer, die sich in das Buch der „Parierer“ eintragen lassen. Und schon kommt niemand aus Frankfurt heraus, der nicht einen „Partitionschein“ vom Rat hat, schon ziehen die benachbarten Reichsfürsten Truppen zusammen.

Aber noch gehen die drei Ächter offen in der Stadt herum, nur der alte Gerngroß ist zusammengebrochen, hat eine verzweifelte Bittschrift an den Kaiser gerichtet, er sei nur „armer, alter und einfältiger Handwerksmann und Laie, der nicht gewußt habe, was er tue, und dadurch sich mit seinen sechs Kindern ins Verderben gestürzt, er habe aus menschlicher Schwachheit und unzeitigem Eifer gesündigt“ und schließlich hat er sich freiwillig ins Gefängnis begeben.

Und eines Tages läuft ein barfüßiger Junge in die enge Scharren-gasse und schreit: „Sie haben den Dinz festgenommen!“ Die Werkstätten öffnen sich, die Türen der Häuser gehen auf: „Was? Was ist los?“

„Der Ratsherr Martin Baur hat mit Soldaten den Dinz und seine Freunde überfallen. Einer ist totgestochen durch die Soldaten — und der Dinz sitzt im Bockenheimer Turm.“

Auf einmal leeren sich die Werkstätten; wie zur Zeit, wenn die Landsknechte geworben werden, tönt es durch die Straßen „hero, hero, hero, hero, her! —“ und schon kommen sie die Straßen herunter, Zimmerleute mit der Art an der Seite, Wagner, die die nächsten Wagenrunge in die Hand genommen haben, stämmige Burschen, mit Knüppeln oder auch nur mit der blanken Faust zum Streit gerüstet.

Um den Bockenheimer Turm auf dem offenen Platz kommt die Menge zum Stehen. Die Stadtsoldaten vor dem Turm machen ihre Musketen fertig, strecken die Spieße vor.

Und da erscheint oben am Fenster des Turmes ein Kopf mit blutiger Leinbinde „Ehrsame Gefellen und Brüder, laßt mich hier nicht stecken, wo ich um der Juden willen im Kerker sitze!“ Der Ruf genügt. Ein kurzes Drängen und Stoßen — der eine Soldat schießt ohne zu treffen, da haut ihm ein Zimmergeselle das Winkel Eisen ins Gesicht. „Macht auf!“ Der Schließer will sich davon machen, da packen ihn ein paar Burschen und stoßen ihn gegen die Tür: „Wir werden dich als Rammbock für die Tür gebrauchen, wenn Du nicht aufmachst, du elender Büttel!“ Der Schließer versucht sich ihren Säusten zu entwinden — schließlich haben sie ihm den Schlüssel abgenommen, schließen das gewaltige Tor auf.

„Heil, da ist er! Der Mann der Frankfurt von den Juden befreit hat!“ Sie nehmen den Dinz auf die Schultern und der ganze Haufe zieht, laut singend am Rathaus vorüber, Dröhnend klingt es nach oben herauf:

„Und Kaisers Acht
und Rates Macht
das haben wir für nichts geacht
die Juden sind aus Frankfurt naus
der Dinz, der rettet manches Haus...“

Vom Rathausfenster sehen die beiden Stadtsyndici Dr. Rasor und Dr. Schacher den Zug mit Wut vorüberziehen.

Aber schon in der Nacht hat der Rat seine Partei aufgeboten, der Römerberg ist besetzt, Ratsöldner von außerhalb herbeigezogen.

Mit mehreren hundert Soldaten und Anhängern des Rates wird am nächsten Tag das Haus des Dinz umzingelt. Stundenlang stehen sie davor ohne anzugreifen, denn das Gerücht, hat sich verbreitet, er wolle sein Haus und die ganze Stadt in die Luft sprengen lassen.

Aber schließlich wird das Haus eingedrückt, der Dinz und seine Anhänger gefangen genommen. . .

* * *

Kaiser Matthias saß wieder zu Wien, legte das große Schriftstück nieder, sah den Ratsherrn Faust an und meinte: „Nun also, viel lieber Herr, habt Ihr Euren Willen?“

Der listige Mann nickt Beifall: „Wie es rechtmäßig ist: dem Dinz und den beiden anderen Haupttächern, den Meister Schopp und Gerngroß sind zwei Finger von der rechten Hand abgeschlagen, dann vom Henker der Kopf heruntergenommen, der Körper des Dinz geviertelt und an allen Enden der Stadt aufgehängt worden, sein Haus geschleift; die Köpfe der drei Haupttächer, dazu des Meisters Ebel am Brückenturm aufgesteckt. Drei weitere Aufwickler und Unruhistifer, nämlich der Schneidermeister Geis, der Seiler Stefan Gold und der Wollhändler Cantor sind gleichfalls hingerichtet worden. . .“

Matthias nickt. . .

„Des weiteren sind neun Aufrührer mit Ruten zur Stadt hinausgeschlagen worden, 23 andere aus Frankfurt verbannt, alle Zünfte aufgelöst, ihnen ihre Läden abgenommen, auch 130 000 Gulden Strafgeld von einzelnen beigetrieben oder noch ausständig, die erst beigetrieben werden sollen.“

„Und die Juden“, fragte Matthias und streckte die dicke Unterlippe vor, „sind sie wieder zurück nach Frankfurt?“

Der Ratsherr lachte vergnügt: „Jawohl, Reichstruppen des Herrn Erzbischofs von Mainz haben die Juden auf Wagen wieder in die Stadt zurückgebracht. Ein Wagen ist vorangefahren, auf dem waren ein jüdischer Greis und ein jüdisches Kind, dazu ein Blechschild mit einem Adler „Heiligen Römischen Reiches Schutz.“ Die Juden haben wacker mitgeschlagen, als die Aufrührer mit Ruten zur Stadt hinausgestrichen. . .“

Der Kaiser steht auf: „Und was hat die Geistlichkeit getan?“

„Sie haben einen Dankgottesdienst gehalten, daß die Obrigkeit wieder die Oberhand gewonnen. . .“

„Und was sagt das Volk?“

Der Rathherr lehnt sich zurück: „Ich möchte es der kaiserlichen Majestät kaum sagen, wie verderblich noch immer der Geist des Aufruhrs umgeht!“

Matthias macht Halt, bleibt kurz vor dem Rathherrn stehen: „In Indien lebt ein Tier, heißt Elefant, das ist berühmt wegen seines dicken Felles und wird von den Fürsten des Landes mit Gold geschmückt. So eines bin ich auch. Ich schmücke mich gern mit Gold und ich habe ein sehr dickes Fell.“

„Dann will ich es dem Herrn Kaiser sagen: in Frankfurt erzählen sie auf der Gasse, daß die aufgesteckten Köpfe am Brückenturm bei Nacht im Wind mit einander reden.“

„Und was sagen denn die seligen Pechdrähte und Gepövelsherren dort droben?“

„Das Volk erzählt, der Kopf des Dinz habe dort oben gesprochen: „Von heute binnen Jahr und Tag wird das Reich in einem großen Kriege stehen, weil schon seit hundert Jahren und mehr der Kaiser nicht mehr Kaiser des Volkes sein will. In diesem großen Krieg wird das Reich ganz verbrennen und verwüstet werden. Und aber viele hundert Jahre später werden die Juden aus Frankfurt doch ausgetrieben werden.“

Matthias wiegt den Kopf hin und her: „Mein Bruder Rudolf, der Goldmacher und Sterngucker zu Prag, hat ähnliches gesagt. Er war ein Narr, aber ein sehr kluger Narr. Einmal haben die böhmischen Herren ihm zu Prag ihre Knaben und Mädchen vorgeführt. Da hat er gebeten, daß die Kinder ein Lied singen möchten, die haben in ihrer böhmischen Sprache ein Lied gesungen, hat auf deutsch geheißt: „Es flogen, ja flogen zwei Adler über uns. . .“ und hat geendet, daß sie die Adler mit Hussitenpfeilen hinabschießen wollten, hatten gedacht, mein Bruder Rudolf wird ihre Sprache nicht verstehen und wollten so seiner spotten. Er aber hat nur immer den

Kopf geschüttelt und hat gesagt: „Zehn Jahre nach meinem Tode, vielleicht schon früher. . .“

„Mache der Herr Kaiser sich keine Sorgen — noch sind wir da und noch leben wir, und die Gelder von den Frankfurter Juden werden auch wieder kommen. Alle hundert Jahr faßt der Pöbel ein Aufruhr an, geht immer gegen das Haus Habsburg, Juden und Pfaffen — nun ist's erst einmal wieder still worden.“

In dem Augenblick öffnet sich die Tür, der uralte Kammerdiener kommt krummbeinig herein: „Kaiserliche Majestät, die böhmischen Herren vorn in der Halle wollen nicht mehr warten. Sie schimpfen auch gar zu unflätig auf den Kheisl, auf den Herrn Erzherzog Ferdinand, und der Ritter von Strakonitz hat mir ins Gesicht gesagt: „Nun holt doch den alten grauen Esel, aller Jesuiten Maultrommel im Reich, der Juden Sparbüchß, Böhmens Erzverwirtschafter. Er soll ran und unterschreiben, oder wir holen ihn uns selbst.“

Matthias macht eine hilflose Bewegung und wendet sich zur Tür, sieht sich dann noch einmal um: „Also ihr gebt mir doch die Hälfte von den Strafgeldern, Herr Ratsherr?“ „Ein Drittel und keinen Heller mehr!“ „Nun sagen wir zwei Fünftel, mein lieber Saust?“ „Ein Drittel, Herr Kaiser, das ist des Büttels Recht, ein Drittel von der Habe des Gerichteten.“

„Wie könnt ihr so sprechen?“ Matthias möchte wieder kehrt machen und die Verhandlung noch einmal aufnehmen.

Der alte Kammerdiener drängt: „Die böhmischen Herren lärmen schon. Wenn sie die Schätzung bezahlen sollen, muß der Herr Kaiser jetzt kommen, sonst gehen sie einfach weg.“

Matthias schrägelt eilig zur Tür hinaus.

Die lange Fahrt.

Im Frühjahr waren sie abgefahren, sechzig Pferde und Saumtiere, acht Wagen, vierzig Bewaffnete — die Glocken hatten geläutet und auf den Straßen hatten die kleinen Bäcklein der Schneeschmelze noch geflutet, hoch im Böhmerwald aber hatten die Frühlingsstürme in den riesigen Tannen und Föhren geharßt und gebraußt, als die Fuhrleute zum alten Säumertor der Altstadt zu Passau hinausgezogen waren. Vor dem Tor hatten sie die Saumtiere nacheinander aufgestellt, der Kassian Zuckschwert hatte den Becher genommen und ihn als erster angetrunken, dann war der Becher von Mann zu Mann über die Schulter zurückgegeben, bis ihn der Bartel, der Sämerbube ausgetrunken hatte — dann hatte der Bube den vollen Becher wieder heraufgegeben, bis an die Spitze des Zuges, der Kassian hatte den Rest getrunken, die Nagelprobe gemacht und dann nach Fuhrmannsbrauch und Gewohnheit die Mühe abgenommen, ein stilles Paternoster gebetet und, wie jedes Jahr die Frächter vor ihnen auch, mit lauter Stimme gesprochen: „In Gottes Namen fahren wir!“ Dann hatten die Pferde angezogen, der Saum hatte sich in Bewegung gesetzt und vorbei am Hutturm und am Dreisseßel hoch über Böhmischköhren und Prachatitz waren die Saumfahrer zum goldenen Prag gezogen. Sie hatten eingeladen und ausgeladen, sie waren durch die heißen Tage gezogen, und durch manch verregnete Nacht, wenn der mährische Landregen vom Himmel flutete.

Der Bartel hatte in den ersten Wochen seinen Körper kaum gefühlt, wenn er todmüde ins Stroh sank und hätte beinahe seiner Seele Seligkeit drum gegeben, nur einmal weiter schlafen zu dürfen, wenn des morgens vor Hahnkracht, da noch die Sterne am lichtgrauen Himmelszelt standen, die Fuhrleute wieder anspannten und

die Saumtiere beluden — bis ihm das alles selbstverständlich geworden war — das Schnauben der Pferde und ihre Unruhe vor dem Gewitter, das Fluchen des Kassian, die fremden Städte, in denen doch immer wieder in den großen Häusern Deutsche saßen und auf deutsch grüßten — und aus dem Buben wurde immer mehr der Fuhrmann, der einst genau einen so langen Schnurrbart im Gesicht, einen so wüsten Kaufdegen an der Seite haben würde wie der Görgel, der Jörg, der Kaufpeter, der Kluibenschädel und wie die ehrbaren Fuhrleute hießen, die auf des Reiches Straße hinauszo-gen.

Und manchmal, wenn der Morgen so recht frisch leuchtete, dann stimmten sie wohl eines der uralten Fuhrmannslieder an, das auf des Reiches Straßen lebendig ist, solange es ehrliche Saumfahrer und Fuhrleute gibt; und dann sang der Bartel mit:

„Wenn da am Morgen die Sunn aufgeht
 üba die Straß'n im Wald,
 was is dös für a Freud,
 wie da des Schnalz'n schön hallt,

Wie da die Vögel schön singa thun,
 wie da die Blüam'l schön blüh'n,
 wie da die Hirsch und Reh
 über die Straß'n her ziehn.

Fuhrmannsbua bin ich scho sechsßhalb Joahr,
 Fuhrmannsbua bleib i no lang,
 könnt scho sei, daß i stürb,
 Eh i was anders anfang.“

Sie kommen nach Teschen und spannen aus auf dem „Sachsenberg“, wo die alten deutschen Wirtshäuser stehen, — und dort sagt der Kassian im Vorbeigehen zum Bartel: „Du, wir ziehen jetzt nach Krakau, und von Krakau nach der altberühmt teutsch Löwenstadt. . .“

„Und von dort aus, Kastian?“

Der riesige bärtige Fuhrmann schlägt dem Jungen seine Pranke auf die Schulter: „Immer weiter ziehn wir, immer weiter, soweit die deutsche Zunge klingt und unser Herrgott Straßen hat werden lassen.“

Der Junge sieht ihn an: „Als ich ein Kind war, dachte ich, wo der Himmel die Erde berührte, sei die Welt zu Ende. Dann dachte ich, hinter dem Böhmerwald sei schon die Fremde. Jetzt ziehen wir nach Krakau und Du sagst, daß dort immer noch deutsch gesprochen wird.“

Der Fuhrmann zieht den Mund breit: „Und wenn Du nach Polnisch-Löwenberg kommst, so ist das immer noch eine altdeutsch Löwenstadt — und geht dahinter noch eine ganze Welt weiter bis in die wilde Walachei . . .“

Sie fahren und fahren. Bartel sieht den Wawel von Krakau und die hohen alten Türme von Sandec, von Lancut, er steht auf dem Ring von Lemberg — und der Fuhrmannsbube jener Tage um 1400 sieht mit offenen Augen, wie hier überall große, alte, deutsche Sachwerkhäuser stehen, wie deutsche Meister in ihren Werkstätten sitzen, mit Wort und Handschlag auf dem Markt deutsch gesprochen wird. Und dann fahren sie in die Berge. Riesengroß, hoch und gewaltig ragen die Berge gen Himmel. Kein Schulunterricht sagte damals einem Burschen, daß dies die Karpathen seien — er selber mußte es „erfahren“, wie weit die Welt, wie hoch die Berge, wie düster die Tannen sind. Hier war kaum Weg und Steg — tagelang arbeiteten sich die Fuhrleute dort hoch, wo schmale Radspuren vom alten Verkehr sprachen. Hier blieb ein Pferd liegen und dort mußte eine Saumfracht umgeladen werden — und die Berge wurden immer höher, finsterner und unzugänglicher. Sern sahen sie hier und da die Feuer walachischer Hirten, sonst waren die riesigen Berge so menschenleer; wenn sie Feuer anmachten, dann brummten die Bären und wollten nahe an das Feuer kommen, dann rückten die Männer zusammen und hielten die großen Raufdegen über den

Knien. Es gab keine Hütte, kein Dorf und keine Unterkunft — sie schliefen nachts einer neben dem andern am niedrig brennenden Feuer und ließen die Wache umgehen, bis der fröstelnde Morgen heraufzog. Sie mühten sich durch die Sandwege und schleiften Saumtier auf Saumtier vorüber an steilen Abgründen, sie jagten den Hirsch, wenn ihnen Fleisch fehlte und aßen die Pilze des Waldes dazu; der Bartel war so breit und braun und kräftig geworden — und wenn man ihn gefragt hätte, ob er lieber Kaiser oder Papst oder lieber ein Fuhrmann auf des Reiches Straßen hätte sein wollen — er hätte den Fuhrmann vorgezogen.

Einmal glaubten sie, daß sie sich verirrt hatten — aber als der Görgel nur so eine Andeutung machte, schnarrte ihn Kassian grimmig an; der Frachtführer kann es nicht vertragen, wenn ihm ein anderer in die Reise hineinredet.

Und dann kam es ihnen doch vor, als ob es langsam bergab ging, als ob die Bergketten niedriger wurden, die Täler nach Westen abfielen — und eines Tages lag unten im Tal mit roten Dächern mit einer festen alten Kirche hinter hohen Mauern ein Städtchen, so heimisch, so friedlich, so deutsch, daß sie alle auf einmal still hielten, die Mühen abnahmen und nach altem Fuhrmannsbrauch ein Gebet sprachen mit einem Dank für die göttliche Hilfe und Beistand, auch für den Schutzpatron aller ehrbaren Fuhrleute — und zogen zu Tal.

Je näher sie dem Städtchen kamen, um so heimischer, anheimelnder und vertrauter erschien es ihnen. Der Jörg, der die Reise zum erstenmal machte, meinte ganz treuherzig: „Nun sind wir wieder in Deutschland.“

Der Kassian aber deutete hinab ins Tal, schwang seine Mütze und rief den Zug entlang: „Das hier ist das vielberühmt, groß, alt, deutsch Land Siebenbürgen, da jeder ehrliche Fuhrmann willkommen — oho, laß die Kofse traben, wir kommen wieder in teutsches Land.“

Als sie des Abends ausgespannt, die Pferde gefüttert und die Wagen wohl gesichert hatten, da saß die ehrbare Fuhrmannsbruderschaft im „Roten Ochsen“ in der niedrigen Gaststube auf den langen Bän-

ken und trank den roten Nösnere Wein, der die Kehlen wie Feuer herunterläuft. Bürger und Handwerker aus der Stadt aber saßen an den Tischen, und der weißköpfige Stadtgraf hatte in der Mitte der Fuhrleute Platz genommen. „Vor mehr denn 400 Jahren“, so erzählte er, „sind unsere Vorfahren in dies Land hinabgezogen, das damals eine Wildnis war, wo Kumanen, Petschenegen, Tataren um einander sich die Beute abgestohlen haben; wo jetzt in den Talsohlen das Korn steht, stand damals sumpfiger Wald, wo jetzt unsere Wehrtkirchen und Städte stehen, war damals Wildnis und Öde — mein Vater hat mir oft erzählt, wie ihn der Urahn berichtet, als wir hierhergekommen in das gesegnete Land.“

Der Kassian beugt sich vor: „Dann sind wohl auch ehrbare Fuhrleute zwischen Euch gewesen, die des Weges und Steges kundig waren.“ Der Sachs nickt mit dem Kopf: „Das mag wohl sein — als König Konrad der Dritte seinen Kreuzzug gemacht und quer durch Ungarn gezogen, da mag der eine oder andere der deutschen Krieger wohl dieses Land Siebenbürgen gesehen haben, wie es mit seinem schönen Boden, seinem Gold und seinem Holz und seinen Rebhängen so ganz armselig ausgesehen hat. Dann mag auch wohl manch Fuhrmann, der in die ungarischen Städte gekommen, Kunde heraufgebracht haben, daß hier Land und Raum ist — und da haben unsere Vorfahren sich aufgemacht, als der ungarische König sie gebeten, und haben hier des Landes Schutz übernommen.“

„Und seitdem sitzt Ihr hier im Land?“

„Seitdem sitzen wir hier und werden hier noch sitzen, bis das Wasser den Berg hinaufläuft, bis die See trocken ist und bis die Welt vergeht.“

Bartel hört mit offenem Mund zu, fragt schließlich: „Wie weit geht Euer Sachsenland?“

Der Sachsengraf nickt dem Jungen zu: „Möchtest es wohl ausfahren mit dem Wagen? Ja, das ist des Fuhrmanns Freud, die Weite der Welt zu sehen — aber es kommt ja nicht darauf an,

wie groß unser Sachsenland ist, sondern daß jeder ehrbare Deutsche darin sich zuhaus fühlen mag.“

Der Kassian hebt den Becher: „Auf aller ehrlichen Deutschen Ehr!“

Der Weißkopf erwidert: „Und den ehrbaren Fuhrleuten, die uns aus der alten Heimat Gruß und Ware bringen, ein doppelt herzlich Willkommen!“

Die abendlichen Sterne stehen über der kleinen Stadt, der Mond leuchtet über den Hügeln. Vom Stadtgraben kommt das Quaken der Frösche, irgendwo flüstern zwei Menschen noch miteinander — der Bartel tritt noch einmal vor die Herberge, ehe er sich zum Schlafen in den langen Mantel wickelt, schaut die kleine Gasse hinauf und hinab und ein Gefühl unendlicher Geborgenheit überkommt ihn. Dies hier ist alles deutsch — und wer sich ehrbar führt, und seine ehrbare Arbeit tut, für wen die Bruderschaft eintritt, der ist hier überall zuhause, wo immer vor einer deutschen Herberge der grüne Busch oder der grüne Kranz herabhängt und wo immer der Fuhrmann auf deutschen und fremden Straßen fährt. Bartel sieht über das weite abendliche Land — es ist fast genau so wie daheim in Passau, die Arbeit von deutschen Geschlechtern steckt darin, die alten Bäume vor der Herberge flüstern deutsch, es ist Heimat, hier wie dort — vom Turm am Tor schaut trübsig die Stadtfahne in die nächtliche Luft, als wollte sie sagen: „Ehrbar und wehrhaft — Sachs, halt Wacht.“

Da legt sich der Bartel in das Stroh, wo die anderen Fuhrleute schon schnarphen, schläft im Frieden der Heimat, bis der Morgen der Arbeit wieder kommt, an dem es heißt, wie der alte Fuhrmannspruch sagt:

Der Wind der weht,
 der Hahn der kräht,
 die Glock' schlägt drei,
 der Fuhrmann hebt sich von der Streu.“

Der Dreißigjährige Krieg (1618—1648) begann als Kampf zwischen dem gegenreformatorischen Kaiser Ferdinand II. (1619—1637) und den böhmischen Ständen, wurde durch die Einmischung Dänemarks 1625 und Schwedens 1630, endlich Frankreichs 1635 zu einem allgemein europäischen Kriege auf deutschem Boden, bei dem das deutsche Volk die schwersten Verluste erlitt. Selten waren in diesem sinnlosen gegenseitigen Morden so charaktervolle Persönlichkeiten wie der dargestellte Kommandant auf dem Hohentwiel Major Konrad Wiederholt.

Der Kommandant auf dem Hohentwiel.

Das ist kein Rückzug mehr, das ist eine wirre, zusammengeklumpte, ineinander verfilzte Masse von Menschen, die jeden Augenblick über das offene Feld davonlaufen könnten, was hier am Abend von Nördlingen als das „evangelische Heer“ davonzieht, wirr durcheinander schwedische Reiter, Stückleute aus den Stadtaufgebotten der Reichsstädte, Württembergische Landesaufgebote in ihren weißen Jacken und großen Hüten — und nur, wenn die windschnellen Pferde der Kroaten heranfeigen und die riesigen Leute mit den tiefherabhängenden blonden Schnurbärten und den kurzen krummen Säbeln anreiten, dann ballt es sich noch einmal zusammen, schießt aus dem Haufen heraus, streckt die Piken und Hellebarden den Reitern entgegen — und hastet weiter, wenn diese wieder ein Häuflein abgedrängt haben, das sie aufhält. In der Ferne donnern noch immer die kaiserlichen Selbststücke.

Es ist ein böser Tag, dieser Tag von Nördlingen. Nach ihm wird keine Truppe mehr da sein, die das schöne, reiche Württemberg vor den kaiserlichen Kriegsvölkern, vor den spanischen Arkebusieren, hussarischen Reitern, böhmischen Kriegsknechten, polnischen Ulanen, kroatischen Bandera-Reitern bewahrt, vor allem dem bunten Volk, das hinter den kaiserlichen Fahnen heranstrudelt und hinter dem Roms Mönche folgen werden.

Herzog Eberhard III. ist jedenfalls nicht der Meinung, sein Ländchen vor der „kaiserlichen und christkatholischen Armada“ zu bewahren.

Noch im Wagen zu Stuttgart vor dem Schloß haltend und die letzten Briefe lesend — die sind nicht angenehm und bringen eintönig die Nachrichten von gefallenem und verlorenen festen Plätzen und daß der Markowitsch mit seinen Kroaten schon auf Stuttgart zieht — reicht der Herzog dem großen, schweren Mann mit dem dunklen Knebelbart, der vor ihm steht, ein Schreiben: „Ihr, Major Wiederholt, wollet alles versuchen, den Hohentwiel zu halten.“

Der Kriegsmann verzieht keine Miene, der Herzog reicht ihm die Hand, und schon rollen die sechs Pferde ab, fort in die Verbannung nach Straßburg. Wiederholt macht sein Pferd, das am Baum festgemacht ist, los, sieht sich noch einmal um und reitet davon, nach Süden, wo der Hohentwiel hoch über dem Hegau als letzte Verteidigungsstellung der Württembergischen Landeshoheit das nördliche Bodenseeufer beherrscht.

* * *

Es ist ja eigentlich gar keine Festung, sondern nur „eines Ritters festes Haus“, dieser Hohentwiel, den der gediente Kriegsmann Major Conrad Wiederholt gegen die heranbrausenden kaiserlichen Kriegsvölker verteidigen soll. Der junge Herzog hatte andere Sorgen, z. B. landesväterliche Fürsorge für die hübschen Schwabemädchen seines Ländchens gehabt, die ihn wesentlich stärker beschäftigten als die Verteidigungsfähigkeit dieser Landesfeste. 124 Musketiere traten im Burghof an, als der uralte weißbärtige Obervoigt von Tuttingen, Herr von Roßau, den neueintreffenden Major begrüßte. Dieser ließ seine Augen über die merkwürdige Truppe gleiten — eine Kleppergarde, eine Krüppelkompanie, eine Schaustellung von Großvätern und friedlichen Spießbürgern! Himmel-Herrgott-Sakrament, damit sollte man Krieg führen! 50 Weiber und viele Kinder außerdem auf der kleinen Burg, die im Ernstfalle nur essen, aber nichts tun und einem die Ohren vollschreien würden.

Und der Major begann aufzuräumen. Die Besatzung wird herangekriegt, um überhaupt erst einmal die Vorwerke instandzusetzen, die Mauern wieder in Ordnung zu bringen — es wird gearbeitet, daß den Leuten zum ersten Male seit Jahren wieder klar wird, was ehrliche Soldatenarbeit heißt. Dazwischen geistert der uralte Obervogt von Tuttlingen herum und barmt: „Aber sell könne mir doch nit mache! aber sell gehet doch nit!“ Bei ihm ist jahrelang nichts gegangen — und so sieht die Festung auch aus.

Verpflegung ist auch nicht genügend da — und draußen steht die herrliche Ernte auf dem Felde. Aber da ist der Herr Keller, der seit Jahren die Verwaltung dieser merkwürdigen Festung führt.

Der Major ruft ihn heran: „Ich stell Euch morgen sechzig Mann und die Ernte wird mit Wagen hereingebracht, in der Burg ausgedroschen.“

Der „Keller“ weigert sich: „Bis jetzt ist die Ernte immer draußen auf dem Feld ausgedroschen worden — und warum soll man es plötzlich anders machen?“ „Sell gehet doch nit.“

Der Major bietet alle Überredungskunst auf — aber dann kommt der greise Obervogt und ist auch dagegen, daß man etwa die Ernte draußen ausdrischt; „Sell ischt des Landes nit der Brauch!“

Am nächsten Tag will der Major noch einmal den Kampf um die Bergung der Ernte aufnehmen, sobald der Burggraben jedenfalls geräumt ist — da flackert Flammenschein im Osten auf — und ehe der Keller und der Obervogt, die sich verzweifeln gegen die Bergung der Ernte wehren, mit ihren langatmigen Bedenken zu Ende sind, halten dort unten Reiter in buntverschürzten Jacken, schnallen die Büchsen und Gabeln von den Sätteln und senden die ersten Kugeln zur Burg herauf.

Am Waldbrand sieht man, wie andere Reiter sich an das Korn machen, es geschwind zu mähen beginnen.

Jetzt reißt dem Major die Geduld — soll man die kaiserlichen Kroaten auch noch den höchstnotwendigen Proviant wegschleppen lassen? Er läßt den knickebeinigen alten Trompeter blasen — es

ist gerade keine Heldenſchar, die hier ausfällt — aber ſie rücken, ihre Piken vorgestreckt, doch gar treulich ins Feld, nehmen den Reitern gegenüber Stellung und feuern aus den alten Handrohren. Die Reiter ſitzen ſofort auf — und wie die Windsbraut fegen ſie heran, ein rieſiger Kerl ſpringt geradezu in das Häuflein hinein, hoch ſeine ſchwere Lanze ſchwingend. Der Major tritt ihm entgegen — und mit ein paar kurzen Fechterhieben wirft er den Gegner vom Pferd. Aber von allen Seiten ſtechen die Reiter jezt in das Häuflein hinein. Langſam weicht die kleine Beſatzung wieder in die Burg zurück — 25 Mann ſind tot, 39 vom Feind gefangen.

Und damit ſoll man Krieg führen. . . .

Jedenfalls gelingt es, die Tore des Hohentwiel zu ſchließen — und unten ziehen die kroatiſchen Reiter weiter.

Dem Major hat der Kampf, ſo ſchlecht er ausgelaufen iſt, doch Zuverſicht gegeben. Es waren mindestens einige Leute in der Beſatzung, die zu brauchen ſind.

Was muß nun geſchehen? Tag für Tag ſieht man fern unten in der Ebene kleinere und größere Trupps der kaiſerlichen Armada ziehen, die jezt das Württembergiſche Land überſchwemmt, nach Herzensluſt auspöcht und Sackmann macht.

Aufhalten kann man die Durchmarſchierenden nicht, aber man kann mindestens hindern, daß ſie ſich im Lande dauernd feſtſetzen. Man kann das Dorfſeld des Hohentwiel ſichern. Dazu kommen immer wieder flüchtige Landleute auf der Burg an, darunter manch ſtämmiger Bauernburſche, der ein viel beſſerer Soldat zu werden verſpricht als ein Teil der abgeklapperten alten Leute, die hier oben Beſatzung geſpielt haben. So ſind es ungefähr einige vierzig Mann, die doch brauchbar ſind. Mit ihnen zieht der Major los. Am hellen Tag greift er die kleine Burg Höhenkrähen an, in der ſchon ein paar Marſchkranke der kaiſerlichen Truppen liegen. Die Burg wird genommen, die wenigen Feinde entwaffnet und dann das Neſt in Brand geſteckt. Nicht ganz ſo einfach gelingt es, die alte Burg Mädgeberg wegzunehmen — die böhmischen Stückknechte, die ſich hier ein-

genistet haben, und die sich erst einmal dem Namen der Burg zu Ehren, die Mägde des am Fuß der Burg liegenden Dörfchens heraufgeholt haben, wehren sich jedenfalls, bis man sie aus dem Paradies ausquartiert. Auch diese Burg wird niedergebrannt. Nun bleibt als dritte die schöne Burg Staufeu, Wiege eines ruhmreichen Kaisergeschlechtes. Widerholt überrumpelt sie wie die beiden anderen und hätte sie gern vor der Zerstörung bewahrt. Vielleicht gelingt es, sie zu sichern, indem man eine Besatzung hineinlegt. Natürlich sind es nicht gerade die Besten von Hohentwiel, die hier hineinkommen. Das rächt sich. Schon am nächsten Morgen sind 14 dieser Helden auf und davon. So muß auch diese schöne alte Burg geschleift werden — Widerholt ist ein erfahrener Mann auf dem Gebiet der „Feuerwerkerei und Arkelen“, des Spreng- und Ingenieurwesens jener Zeit — so werden riesige Lücken in die schweren, alten Mauern der einstigen Kaiserburg gesprengt. Nun kann jedenfalls der Feind sich hier nicht mehr festsetzen.

Der alte Obervogt von Tuttlingen verschwindet, durch Alter völlig unfähig, solche „gar eiligen, bedrängten Zeiten“ noch auszuhalten, von der Burg. Vom Herzog aus Straßburg kommt eine Ernennungs-urkunde für Widerholt, die ihn endgültig zum Burgkommandanten macht. Jetzt kann auch der lästige, immer quertreibende „Keller“ abgeschoben werden.

Im Württemberger Land geht es drunter und drüber, in Stuttgart sitzt eine Verwaltung, die von der kaiserlichen Armada eingesetzt ist, für diese Nahrungsmittel und Geld einzutreiben hat. In die alten Stifter und Klöster ziehen überall wieder katholische Mönche ein. Der Druck auf dem Lande ist hart, der Bauer stöhnt und flucht, weil er die Kriegskontributionen nicht aufbringen kann. Die Kaiserlichen nehmen die Kuh und das Kalb dazu — und der Hohentwiel will auch leben — ein paarmal hat man dem Major die Forderung gestellt, die Waffen zu strecken, die Festung zu übergeben. Er hatte die Briefe einfach zerrissen zurückgereicht. Gefährlicher als der Feind aber scheint der Hunger zu sein, denn die Ämter Balingen,

Rosenfeld, Schönberg und Tuttlingen, die sonst die Feste versorgen, sind in Feindeshand. Da sucht sich der Major die tüchtigsten Leute der Besatzung heraus — und hinein geht es in die Dörfer, um Nahrungsmittel einzutreiben. Der Bauer stöhnt und flucht, da er jetzt von beiden Seiten besteuert wird — aber immer wieder fragt der Major: „Wollt ihr die fremden Pfaffen im Land behalten?“ Und das schlägt durch. Wo das Volk kann, unterstützt es seine Dragoner — und eines Tages steht sogar der dicke Bruder Kämmerer von Kloster Weingarten auf dem Hohentwiel vor dem Major und sagt: „Das Kloster ist gern bereit, jährlich 4800 Gulden zu zahlen, wie Ihr fordert, aber wir müssen dafür einen Schutzbrief bekommen, daß keine Twieler Dragoner das Kloster oder des Klosters Dörfer heimsuchen —“

Der Major sieht den Mönch lachend an: „Und damit wollt ihr also meine kezerischen Truppen bezahlen, nur damit ich euch nicht weiter plündern lasse.“

„Gott wird uns die kleine Sünde vergeben, wenn wir dafür der Kirche Eigentum ungefährdet erhalten.“

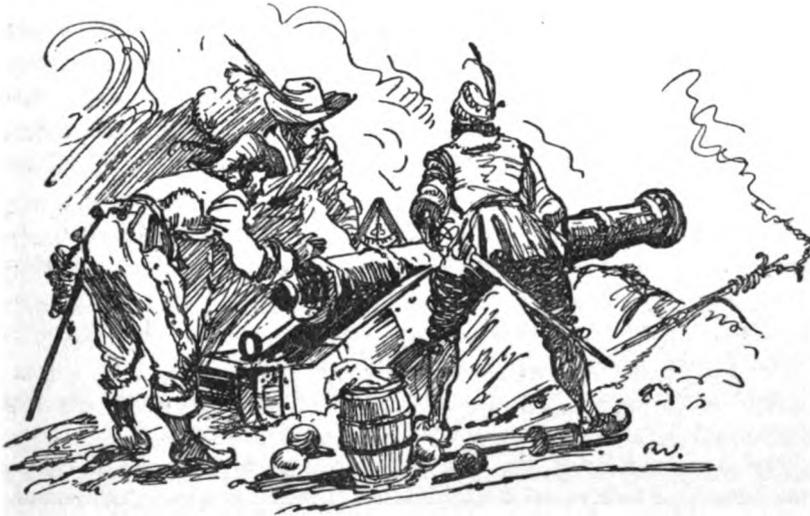
„Seht, Bruder, Ihr seid ein verständiger Mann, und wenn Ihr jetzt noch 20 Gulden hinzulegt, dann soll es abgesprochen sein!“

Der knebelbärtige Major setzt sich schwer nieder und unterzeichnet den Schutzbrief für das Kloster, setzt spöttisch hinzu: „Ich möchte einmal wissen, warum Eure christlich-katholische Armada mich hier so schalten und walten läßt.“

* * *

Er soll nicht allzulange warten. Schon hat er seine Macht bis Gmünd ausgedehnt — wie einem Landesherren senden die Dörfer und Städtchen dem Kommandanten auf dem Hohentwiel Soldzuschüsse und Tribut. Wieder ist der Major ausgeritten, um das Herrschaftsgebiet weiter auszudehnen, und nähert sich auf dem Rückmarsch dem Hohentwiel. „Da schlag doch Gott den Teufel tot! — Was ist

denn da los?“ Er hebt sich im Sattel und deutet auf die Burg, die hoch oben im Abenddämmern liegt: „da wird ja geschossen!“ Seine 40 Dragoner rasseln hinter ihm her, als er beschleunigt auf die Burg zutrabt — drei Mann bleiben bei den Pferden, als die anderen auf der Nordseite vorsichtig hintereinander den Berg hinaufsteigen. Die ganze Vorburg steckt voll feindlicher Soldaten, nur



im festen Haus sitzt noch die eigene Besatzung. Das ist eine böse Überraschung — Wiederholt voran übersteigen die Dragoner die Vormauer, mit lautem Geschrei wird die gegnerische Truppe angegriffen, teils entwaffnet, teils zum Tor hinausgeschlagen. Aber erst der nächste Morgen zeigt, was wirklich los ist. — Ein durchaus ernst zu nehmendes Belagerungskorps, das der Erzherzog Ferdinand in Bewegung gesetzt hat, hat an der Südseite der Burg Befestigungen aufgeschlagen. Der Hohentwiel wird beschossen. Es ist die erste ernsthafte Belagerung. Aber der Major gibt nicht nach — zweimal läuft der Feind Sturm — zweimal fängt der Major den Sturmangriff auf dem

schmalen Zugang zur Burg durch Gegenstoß ab. Und er hat Zeit genug gehabt, ausreichendes Geschütz auf die Burg zu bringen. Verwundert sehen seine Leute, wie er stundenlang mit mathematischen Berechnungen dasitz, die Geschütze richtet und trifft. Das ist nicht mehr die Art, wie sie nur allzu häufig der Artillerist jener Zeit benutzte, als man die Kanonen ordentlich voll Pulver schüttete, eine Blei- oder Steinkugel darauf setzte, sie ungefähr in die Richtung brachte, wo der Feind stehen mußte, die Zündschnur ansteckte und eilig davonlief, mit zugehaltenen Ohren abwartete, bis die große Donnerbüchse krachend losging und das Geschöß dann irgendwo dort landete, wo der Feind stehen konnte, gelegentlich, aber selten einmal traf.

Widerholt handelt anders. Seitlich an den Geschützen wird ein Winkelmesser angebracht, die Flugbahn wird berechnet — und nun wird auch getroffen. Auf jeden Zufallstreffer, der von unten heraufkommt, entfallen mehrere wohlberechnete Treffer, die von der Burg aus bei den Belagerern einschlagen. Nach Wochen ziehen die Kaiserlichen ab.

Der Major beginnt nun wieder, seinen Herrschaftsbereich auszu dehnen — den ganzen Winter von 1639 auf 40 ist es still um den Hohentwiel. Widerholt führt die Verwaltung in der Gegend, und schon glaubt man, daß eigentlich alles in Ordnung sei, der große Krieg seine Flammenflügel über anderen Landschaften zusammenschlagen läßt.

Da, mit dem Frühjahr kommt hastig, in Eilmärschen, einen guten Geschützpark und 14 000 Menschen, darunter noch 7000 Soldaten mit sich schleppend, klein, schwarzäugig, gelbhäutig, gallig der spanische General Don Antonio Enriquez dahergebrauft. Er ist ein Herr ohne Milde und Schonung. Die Twieler Dragoner werden von ihm rasch verdrängt, die Dörfer mit barbarischer Rücksichtslosigkeit ausgeplündert, der Hohentwiel eingeschlossen, vor ihm ein riesiger Galgen errichtet mit der Aufschrift „Muerte a los traidores“ (Tod den Verrätern). Er fordert die Festung nicht einmal zur Übergabe auf, gräbt sein Geschütz ringsherum ein und feuert. Der Major sieht, daß es

jetzt düsterer Ernst wird. Er kann sehen, wie der kleine Spanier mit seinem Federhut und dem viel zu langen Raufbegen an der Seite unter seinen Artilleristen auf und abgeht, tobend, drohend, schwadronierend. Aber diese spanischen Artilleristen schießen gut — Steinkugeln, Bleikugeln, Feuerkugeln, ja, Kugeln aus Blech, die innen mit lauter glühend gemachten Bleikugeln gefüllt sind und sich über der Burg öffnen, prasseln herauf. Tagelang kommt das Geschütz der Burg gegen den artilleristischen Wutanfall des heißblütigen Spaniers, der sein Pulver wagenweise verfeuert, nicht auf. Es brennt die alte Mühle auf der Burg ab, immer wieder müssen Brände gelöscht werden, schon wird in der Besatzung die Frage erörtert, ob man nicht bei Nacht sich aus der Festung durchschlagen solle. Nur der Major ist völlig unerschüttert, schmuggelt sogar noch einen Bericht an den Herzog der fern in Straßburg sitzt, hindurch, in dem er sagt, es seien bis jetzt durch das Feuer „nur zwei Menschen hochnötige Örter zerstört worden.“

Schließlich reißt dem spanischen General der Geduldsfaden — schon weil seine Leute nichts zu essen haben und vom Rosenkranzbeten allein nicht satt werden. Also läßt er stürmen — mit allen seinen Truppen und von allen Seiten. Aber die unerschütterte kleine Festung feuert ruhig in die Haufen der Sturmkolonne. — Diese kommt gar nicht bis dicht an die Burg heran, als sie schon von einem Ausfall gepackt und übereinander geworfen zurückgetrieben werden. Hungernd, mutlos, im Gefühl, schlecht geführt zu sein, laufen dem Spanier die Soldaten auseinander, lassen sich vielfach sogar bei dem schwedischen General Erlach, der in der Gegend erscheint, anwerben. Der kleine, heißblütige General verschwindet so plötzlich, wie er gekommen war. Nur auf dem Galgen ändert sich die Aufschrift, weist nach der anderen Seite und lautete: „Blinder Enffer schadet nur!“

Im nächsten Jahre ein neuer Feind. Diesmal ist es der kaiserliche Feldzeugmeister von Sparr, ein ernster, kriegserfahrener Mann, der schon manche Feste gebrochen hat. Er schließt die Burg ein und be-

ginnt sie nun zielbewußt unter Artilleriefener zu nehmen. Wieder brennt allerlei ab — wieder bleibt der Kern der Burg intakt. Eine Aufforderung zur Übergabe lehnt der Major ab. Der Feldzeugmeister versucht sogar einen Stollen in den Berg zu treiben, um das ganze Nest in die Luft zu sprengen — aber er gräbt sich in dem Steinkegel bald fest, zieht mit hungrigen Truppen ab, läßt sogar Geschütz und Vorrat liegen.

Jahrelang geht es so hin und her. Manchmal ist der Major beinahe am Ende aller Hilfsmittel. Die Pest ist in der Gegend, hält auf der Burg schreckliche Ernte — nur er und seine Frau bleiben verschont, und der rauhe Kriegsmann und Kommandant pflegt die Kranken.

Manchmal, wenn unten alles lichtlos in der Nacht liegt, wo einst lebendige Dörfer standen und oben man das Stöhnen der Sterbenden und Kranken durch die Nacht hört, steht der Kommandant und sieht hinauf in den Sternenhimmel. Grau ist der Kopf, grau der Knebelbart, faltig und eingefallen das Gesicht — in der Tasche sind die Briefe, diese furchtbaren Briefe von dem Herzog, in denen er einmal über das andere dem Major Konrad Widerholt befehlt, die Feste an die kaiserlichen Truppen auszuliefern. Sind die Briefe ernst, sind sie es nicht? Der Major hatte mit dem Herzog verabredet, daß er nur auf dreimaliges eigenhändiges Schreiben des Herzogs die Burg übergeben werde. Er legt die Briefe nebeneinander: jeder lautet anders, der eine ist eigenhändig, der andere dem Schreiber diktiert — also ist es doch nur eine Finte Eberhards, um äußerlich die Verhandlungsbedingungen mit der kaiserlichen Partei zu erfüllen.

Und der Major übergibt nicht. Als der Herzog sich mit den Franzosen verbündet, läßt Widerholt wohl einen französischen General als kurzen Besuch auf die Burg — aber keine französischen Soldaten. Er ist beinahe wie ein selbständiger Landesherr.

Langsam flackert der Krieg zu Ende. Über zerstampften Feldern, verbrannten Dörfern, pestentwölkerten Landschaften klingen dünn und mißtönig die Glöckchen, die den Frieden von Münster und Osnabrück

einläuten, in dem die Eigensucht der deutschen Fürsten und der Wahn des Religionskrieges die deutsche Einheit mit Hilfe des Auslandes begraben hatte.

Und nun wird es auch Friede im schwäbischen Lande. Ein weißköpfiger Mann reitet still hinab von der Feste, die er noch einmal völlig in Verteidigungszustand gesetzt hat, übernimmt das Gütchen, das ihm der Herzog als Lehen für seine treuen Dienste gegeben hat — ein Kriegerleben steht still im Abenddämmer.

Es gab viele große Kriegerleute in jenen Tagen. Was den Major Konrad Widerholt, den Verteidiger des Hohentwiel, unter ihnen hervorhebt, ist seine Persönlichkeit. Auf sich allein angewiesen, umgeben von Feinden und in einem Netzwerk diplomatischer Verhandlungen, die er von seiner Festung aus gar nicht übersehen konnte, ist er treu geblieben. Der Verteidiger des Hohentwiel ist ein Vorbild eines echten deutschen Kriegsmannes, der sein rauhes Handwerk nie dazu benutzte, andere über Gebühr zu drücken und zu pressen, immer ritterlich war, kein höheres Opfer verlangte, als er selber zu bringen bereit war. Ein deutscher Mann im besten Sinne des Wortes war er in wüster Zeit der Auflösung und Verwirrung mehr noch durch seinen Charakter als durch alle seine hohen Fähigkeiten Mittelpunkt des Lebenskreises, den er beherrschte, als einfacher Burgkommandant schließlich Gleichberechtigter von Königen und Fürsten, ein Mann, der nie etwas tat, als was ihm sein eigenes Gewissen und seine Treue vorschrieb.

Aus kleinen Anfängen aufsteigend hatte das türkische Reich erst Kleinasien in seiner Hand vereinigt; 1389 die Serben unterworfen, 1396 bei Nikopolis ein großes deutsch-französisch-ungarisches Heer geschlagen, 1493 Konstantinopel erobert, 1521 Belgrad gewonnen, 1526 durch die Schlacht von Mohacs Ungarn gewonnen. 1529 belagerten die Türken zum ersten Male Wien; diese Belagerung ist hier geschildert.

Die Waffenschmiede von Wien.

Auf der Straße rattern lange Wagenreihen vorwärts. Hochbepackt sind die einzelnen Wagen mit Hausrat jeder Art. Auf einigen türmen sich buntbemalte Truhen und Bauernschränke; andere bergen Betten, Krüge und Schüsseln, Getreidesäcke und Hirse in Säcken und Wannern. Dazwischen liegen Kleidungsstücke, große Bunde Stroh und Heu. Von einem Leiterwagen herab quetschen Schweine; Viehherden werden zu beiden Seiten der Straße vorwärtsgetrieben; verängstigte Schafe rennen hin und her, hindern die Fahrt. Rings um die Wagen aber hastet ein Strom flüchtender Männer, Frauen und Kinder. Sie treiben die Zugtiere an und stützen die Wagen, wenn eins der Räder in einem Schlagloch versinkt. Was hat die Bauern aufgeschreckt aus ihren friedlichen Dörfern? Sie suchen Schutz in der befestigten Stadt, in Wien — Schutz vor den wilden Reiterchwärmen, die jede Minute hinter den fernen Hügeln auftauchen können.

Endlich, endlich winkt das Ziel. Dort vorn liegt Wien. Die lange Wagenreihe ballt sich vor dem Kärntner Tor zusammen. Ungeduldig warten alle, daß die Zugbrücke herabgelassen wird. Da ertönt ein Schrei über die Menge: „Sie kommen, sie kommen!“ Alles schiebt und drängt nach vorn. Der Turmwärtel auf dem Stephansturm bläst einmal über das andere; die Zugbrücke senkt sich, und nun kommt neue Bewegung in die Haufen der Flüchtlinge. Sie schieben sich vorwärts, zwingen sich in unübersehbaren Schwärmen über

die Brücke in die Stadt hinein, füllen die engen Gassen mit ihren Klagen und erregten Erzählungen über den grausamen Feind, der sich mit gewaltiger Heeresmacht der Stadt nähert. Die Türken sind es, die ins Land einbrachen; sie wollen Wien erobern.

Am Kärntner Tor hält im schwarzen Panzer der Befehlshaber der Stadt, Graf Niklas Salm, und mit ihm ist der Feldobrist Kaxianer. Einzelne Reiter, das Gesicht tief auf den Pferdehals gebeugt, Gepanzerte ohne Schild und Lanze, versuchen, sich durch den endlosen Strom der Flüchtlinge einen Weg zu bahnen, preschen über die Zugbrücke. Versprengte sind es, die letzten armseligen Trümmer des niederösterreichischen Aufgebots, das sich vergeblich den Türken entgegenstellte. Graf Salm versucht sie zu sammeln, ihre kopflose Flucht aufzuhalten. Die meisten sind so verstört, daß sie keine zusammenhängenden Sätze mehr hervorbringen. Sie stottern, reden wirre Dinge: „Enzersdorf . . . alles zu Ende . . . die Türken folgen uns auf dem Fuß . . .!“ Einige der Flüchtlinge haben es gehört. Gellende Angstschreie erheben sich. Noch wälzt sich auf der Straße der endlose Strom der Flüchtlinge dem Tor zu. Plötzlich stiebt in der Ferne der Zug auseinander. Frauen, Männer, versprengtes Vieh jagen querfeldein, und tausendstimmig erschallt der Ruf: „Sie kommen, sie kommen!“

„Landsknecht vor!“ befiehlt Graf Niklas Salm und versucht mit den 40 Spießträgern der Torbesatzung sich durch den schreienden Haufen der Flüchtlinge Bahn zu brechen. Er will die Vorhut des Feindes zurückscheuchen. Ein großer Wagen mit Kornsäcken und Hausrat kippt mitten auf der Brücke um. Schränke, Brotlaibe, Kessel poltern in den Stadtgraben. Die Torbesatzung sieht keine Möglichkeit, durch den schreienden Haufen hindurchzukommen. In der Ferne erscheinen Reiter Schwärme, brausen heran; schon fliegen die ersten Pfeile gegen das Tor. Graf Niklas Salm ruft, schreit, brüllt zuletzt: „Die Brücke hoch! Die Brücke hoch!“

Die Ketten rasseln; fürchtbar ist das Bild, das sich dem Befehlshaber darbietet. Die geballten Haufen der Flüchtlinge, die vor dem

Tore noch auf Einlaß warteten, sind einige Sekunden wie erstarrt. Dann gellt ein tausendstimmiger Angstschrei empor. Wie Irresinnige rennen die Menschen hin und her; Frauen liegen auf den Knien und erheben die Hände, Kinder hängen sich an die Mütter und weinen in ratloser Furcht; dann aber suchen Besonnenere ihr Leben zu retten. Rechts und links von der Brücke rennen sie am Graben entlang, springen todesmutig hinein und versuchen, die schützende Mauer zu erklettern.

Schon ist die Brücke hochgezogen; einer der Brückenknechte faßt sich ins Gesicht, will den Pfeil zurückreißen, der ihn ins Auge traf; dann dreht er sich um sich selber und bricht zusammen. Am Wachturm rasselt die Schleudermaschine und wirft den türkischen Reitern große Steinbrocken entgegen; die Landsknechte legen ihre schweren Armbrüste an. Da schwenken vor den Toren die bunten Reiter mit ihren runden Holzschilden, Hornbogen und wehenden Mänteln seitwärts ab und sind wie ein Spuk verschwunden. — Nun wissen die Türken, daß Wien nicht mit einem Handstreich zu nehmen ist. Es muß belagert werden, ausgehungert, zermürbt. Das Türkenheer schließt einen eisernen Ring um die Stadt. Schon am zweiten Tage stehen die Bäcker vor dem Stadtkommandanten: „Es gibt kein Brot mehr, Herr! Das Mehl muß in wenigen Tagen verbraucht sein!“ Eine noch schlimmere Botschaft kommt: „Wir haben nicht genug Waffen!“ Die Zünfte besitzen zwar Spieße und Streitkolben, auch haben die Landsknechte ihre sechs Schuh langen Spieße, ihre mit beiden Händen geschwungenen Biedenhänder und ihre Schwerter; dazu kommen noch die wenigen bewaffneten Reiter. Draußen vor dem Tore aber liegt ein gewaltiges Heer.

Seit zwei Tagen leuchtet vom Semmering das gewaltige Kriegszelt, von dem aus Soliman der Prächtige den Angriff der Türken gegen die Stadt leitet. Der Sultan weiß genau, wie schwach die Stadt ist. Eines Tages muß sie ihm zum Opfer fallen. Er weiß auch, daß der Kaiser aus der Stadt geflohen ist und sich irgendwo verborgen hält.

In Wien sieht man den kommenden Ereignissen mit Bangen entgegen; doch der große Angriff kommt nicht. Nur hier und dort taucht ein Reiter Schwarm auf, ein Pfeilhagel überschüttet die Wälle, dann ist wieder stundenlang, oft auch tagelang, Ruhe.

Was die Türken eigentlich machen, ist schwer zu erkennen. Sie graben und wühlen in der Erde. In der Nacht des achten Belagerungstages stürmt plötzlich der Kazianer an das Bett des Grafen Salm, der, zu Tode erschöpft, sich schlafen gelegt hat: „Es geht los, es geht los!“ Von draußen ist ein dumpfes Rollen zu hören. Der Graf fährt in seine Rüstung, poltert herunter, reitet zu der Bastei, von wo der Lärm herüberdringt. Mitten in der Nacht feuern die Geschütze der Türken. Sie haben schlanke Bombarden, die ihre glühend gemachten Kugeln über die Wälle in die Stadt schleudern, und tiefe, niedrige, runde Mörser, deren rückwärtigen Teil sie in der Erde ein-graben. Die Mörser werden halb mit Pulver und halb mit Steinen und Bleikugeln gefüllt. Im Schein der Fackeln sieht man von der Mauer aus die „Topfschi“, die Artilleristen des Sultans, arbeiten. Die wenigen Geschütze der Stadt erwidern von den Wällen das Feuer, treffen kaum im Dunkeln, während dort drüben, wie nach der Uhr eingeteilt, sich das Feuer ablöst. In drei Reihen hintereinander stehen die türkischen Belagerungsgeschütze, durch Wall und Buschwerk gut verdeckt. Eine Reihe feuert nach der anderen, und wenn die letzte Reihe abgeschossen hat, ist die erste bereits wieder schußfertig. Hei, wie das Holz von den Brustwehren und Wachtürmen splittert, wie die Kugeln rotglühend über die Mauern fliegen. Schon schlagen aus einigen Häusern züngelnde Flammen. „Es brennt! Es brennt!“ Und nun rennen Tausende von Flüchtlingen planlos durch die Gassen. Jetzt weiß man auch, warum die Türken tagelang in der Erde wühlten. Sie haben ihre Geschütze, hinter Erdwällen verborgen, in Stellung gebracht. Nun verlegen sie das Feuer auf einen einzelnen Wachturm. Krach, haut ein Treffer ins Dach. Der nächste reißt eine Wand auf. Minuten dauert es nur, dann bricht unter ohrenbetäubendem Lärm der Wachturm zusammen. Eine breite

Bresche klafft in der Festungsmauer. Schutt und Staub wirbeln auf, und aus dem wüsten Lärm, der sich nun erhebt, dringt der gellende Ruf der türkischen Angreifer: „Allah!“ Kahlgeschorene Köpfe werden über den Mauern sichtbar; bärenmäßige Männer schwingen sich über die Reste der zusammenstürzenden Mauer.

Die deutschen Landsknechte bilden nach guter, alter Gewohnheit sofort ein Viereck, füllen die Bresche mit ihren Leibern und vorgestreckten Speißen. Aber dieser Gegner weicht nicht zurück.

Mit einem Meistersprung setzt ein riesiger, schwarzbärtiger Türke über die Speiße hinweg in den Landknechtshaufen, wo Mann neben Mann steht, schlägt wie ein Rasender mit der Bleikeule um sich, ein dritter, vierter, zehnter folgen — und dann stürmen die bunten „Akindschi“ mit ihren kurzen Speeren und krummen Säbeln. Die lebende Mauerfüllung ist in wenigen Minuten zerrissen, zersezt, auseinander gesprengt. Der lange Speiß ist der Bleikeule unterlegen und das Landsknechtsschwert dem Handschar, dem krummen Säbel.

Beim Schein der Fackeln und der brennenden Häuser wirft sich der Kachianer, der graubärtige Feldobrist, mit einem Haufen Schwertträger dem Angriff entgegen; die Armbrustschützen packen die türkische Sturmkolonne von der Seite — aber man muß fast jeden einzelnen dieser löwenmutigen Männer totschiagen, ehe es gelingt, sie wieder aus der Mauerlücke zu drängen und mit Karren und Sandsäcken das Loch zu verstopfen.

Kaum eine Stunde ist vergangen, da geht am anderen Ende der Stadt der Herentanz von neuem los: Geschützfeuer, Minengang, Sturmangriff. . .

Am Morgen sind die meisten Außenwerke entweder verloren oder zerstört. Eine Janitscharenabteilung ist sogar bis in die Innenstadt durchgebrochen und erst am Abend des nächsten Tages aufgerieben. Selbst die Letzten nehmen kein Pardon, fechten wie die Wildkackzen, bis sie niedergemacht sind.

Noch einige Tage weiter und der Sturm muß glücken; die Stadt, die Pforte Deutschlands, wird in die Hände des Sultans fallen. Und

was ist von den Landsknechten übriggeblieben und von den städtischen Zünften? Die Grobschmiede sind fast alle erschlagen, die Schneider hat der Teufel geholt, d. h. der Sandschakben von Kutaja mit seinen wilden kleinasiatischen Haustruppen. Das Pulver wird knapp, die Schwerter sind zerschmettert — und in der Stadt hocken die Flüchtlinge auf allen Plätzen, auf allen Straßen, füllen die Kirchen und rufen zu den Heiligen.

Graf Niklas Salm sieht keinen Ausweg mehr. Der Kaiser ist fern und das Reich ist uneinig. Rastlos aber bereiten die Türken die Eroberung der Stadt vor. Schon sind sie dabei, den Stadtgraben auszufüllen. Erst vertreiben ihre Bogenschützen die Verteidiger von den Wällen und Mauern, dann müssen die Gefangenen und die mitgeschleppten ungarischen Bauern die Sandsäcke im Lauffschritt an den Graben bringen und hineinschütten.

Am zweiten Tag nach dem abgeschlagenen Sturm steht Graf Salm an der Südbastion, sieht, wie ein Teil des Stadtgrabens schon zugeschüttet ist. Keine Reserven mehr, kaum noch Pulver und ein Häuflein Landsknechte. Wenn es hoch kommt, wird es noch Tage dauern. Wenn der Türke sofort angreift, ist aber schon nach wenigen Stunden Wien in den Händen der Feinde. Ratlos starrt der Befehlshaber über die Wälle hinweg in das weite Land. Da tritt die junge Frau des Grobschmieds Paumgartner auf ihn zu. Ihr Mann liegt verwundet zu Hause, und was sie in seinem Namen ausrichtet, das klingt dem Grafen wie eine Rettungsbotschaft. „Der Meister läßt Euch sagen, Ihr möchtet doch ein paar Leutl, die sich aufs Schmieden verstehen, zu ihm senden. Er kann nicht mehr kämpfen, liegt schwer danteder; aber ich verstehe mich wohl aufs Schmieden. Gebt mir nur ein paar Leutl, und ich werde mit ihnen Tag und Nacht Pieken schmieden und Morgensterne und was dergleichen mehr gebraucht wird.“

Der Kommandant starrt die Frau des Grobschmieds an. Ein Gedanke schießt ihm durch den Kopf. Er läßt die Frau stehen, rennt

in die Stadt, ruft Stadtbüttel und Waibl zusammen, und dann klingen Befehle.

Am Abend gehen sie von Haus zu Haus, von Scheune zu Scheune, durch alle Gassen, der Waibl, der Stadtbüttel, einige Landsknechte. Unter den Flüchtlingen sind viele kampffähige Männer. Sie werden zusammengeholt; viele Tausend sind es.

Dann aber beginnt in der Stadt ein emsiges Wirken und Schaffen. Aus allen Schmieden klingt und hämmert es, in den Höfen splittert Holz, krachen Bretter und Balken. Da ist keine Hufschmiede, in der nicht Pieken geschmiedet werden, und da ist kein Bauer und Bürger, der nicht Spießstangen aus Holz schneidet und zurechthackt. Die Flüchtlingswagen, die bisher nutzlos herumstanden, werden auseinandergerissen. Aus den Leitern gibt es prächtige, lange Spießstangen, die Wagenrungen reißt man ab, die Felgen aus den Rädern; Ketten werden darangenagelt, mit einer Bleikugel am Ende; das ist die alte Waffe der Bergbauern, der Morgenstern. Es ist in der Stadt kein Herd, auf dem nicht Kugeln gegossen werden. Die Pfeilschmizer und Armbrustmacher, die mit den anderen Handwerkerzünften auf den Wällen Wache hielten, werden von der Mauer zurückgezogen und müssen Stunde um Stunde in ihrer Werkstatt arbeiten. Frauen und halbwüchsige Kinder packen mit zu. Es ist, als habe plötzlich ein unerhörter Verteidigungswille die ganze Stadt erfasst. Die Bauern schlagen ihre Sensen gerade; ein neuer Geist kommt über das verängstigte Volk, während von draußen aus dem Türkenlager die Bombarden dröhnen.

Nicht Soldaten, nicht Landsknechte sind es, die in den engen Gassen der Stadt und auf den wenigen freien Plätzen zusammentreten, die auf den Wällen stehen, an den Toren und auf den Türmen, sondern Volk, entschlossen, bis zum letzten zu kämpfen.

Von Schmiede zu Schmiede, von Werkstatt zu Werkstatt eilt der Stadtkommandant; Wien dengelt und hämmert, schweißet und klopft, und hinter den an Amboß und Feuer Arbeitenden häufen sich die

Pieken, die Morgensterne und die schweren, mit Eisennägeln besetzten Streitkolben.

Dann kommt die erste große Feuerprobe. Es ist die Nacht vom 9. zum 10. Oktober 1529. Nachtwind peitscht den Regen gegen die Mauern. Stumm lauscht die Wache von den Wällen ins Dunkel; da fliegt mit donnerndem Krachen ein Teil des Kärtner Tores in die Luft. Die Türken hatten eine Mine vorgetrieben bis unters Tor. Die Ladung war so stark, daß ein Teil der türkischen Minenmannschaft mit in die Luft flog. Doch das schreckte die Angreifer nicht ab. Der Sandschakpaşa von Bosnien sprengt hoch zu Ross heran, um ihn die Janitscharen, des Sultans Leibgarde, riesige Gestalten mit dem wehenden Kolpak auf den Mützen. Wie eine Sturmflut ist der Angriff. Langbärtige, auserwählte Krieger springen den Janitscharen voran. „Deli“ werden sie genannt, die Tollkühnen. Sie schwingen ihre riesigen, krummen Schwerter, und nun wogt unaufhaltsam die Angriffswelle heran, prallt durch die Bresche auf die Verteidiger. Aber das ist nicht mehr das erschöpfte Häuflein armer Landsknechte. In dichten Vierecken stehen die Männer zusammen, und die neuen Pieken arbeiten gut, die Sensen fegen nieder auf die beturbanten Köpfe. Einen Augenblick steht der Sturm der Janitscharen. Unerwartet kommt ihnen die harte Verteidigung. Dann aber setzen sie zum neuen Angriff an und versuchen, Mann gegen Mann durchzubringen.

Vergeblich! Löwenmut hat die Bauern, die Bürger erfaßt. Wie eine lebende Mauer halten sie dem wilden Ansturm stand. Zwei Stunden ringen die kämpfenden Brust gegen Brust. Da endlich weichen die Türken zurück. Keine Gefangene, keinen Rosschweif hinterlassen sie den Siegern. Selbst die Toten nehmen sie mit. — Auch das Geschütz von der Mauer hat sich nicht von den Türken unterkriegen lassen. In langer Kette standen Frauen und halbwüchsige Jungen und reichten Stein- und Bleikugeln herauf. Die älteren Frauen und Männer haben in den Werkstätten Pulver bereitet; nun feuern die Geschütze, und schon sieht man, wie hier und da eine der türkischen

Batterien zusammengeschossen ist, wie die Mannschaften ausgewechselt werden, und als der Abend sinkt, hat der Feind auch nicht einen Fußbreit Boden gewonnen.



Wieder steht der Stadtkommandant auf dem Turm und schaut hinüber ins feindliche Lager. Bewegung und Unruhe ist dort, als ob der Feind etwas Neues vorbereite.

Drüben aber hält der Sultan, der große, unbefiegte Soliman, hoch zu Roß unter seinen Kriegern:

„Tausend Beutel Dukaten dem Korps der Janitscharen, wenn es die Stadt erstürmt! Hundert Beutel und drei Roßschweife, ein Lehen in Asien dem tapferen Aga, der als erster die Fahne auf der eroberten Stadt aufpflanzt! Ewige Seligkeit den toten Kämpfern des Glaubens! Gedenket des Wortes des Propheten: Das Paradies liegt im Schatten der Schwerter! Der Prophet, gepriesen sei sein Name, wird mit eigenen Händen die toten Sieger in das Paradies hineinziehen. Gedenkt eures kriegerischen Ruhmes, der Heldentaten der Vorfahren . . .“

Am nächsten Morgen nach Frührot stürmt der Türke noch einmal. Es sind nicht die Janitscharen allein — das ganze Heer rennt gegen die Breschen, ballt sich, drängt sich vor den Maueröffnungen, ringt und streitet mit dem ganzen Stolz und der todesmutigen Hingabe der alten osmanischen Krieger.

Aber die Stadt steht. Die Sonne steigt höher und höher, die Breschen in der Mauer verbreitern sich — aber es ist kein Durchkommen mehr. Die deutsche Kraft in der Stadt ist nicht zu brechen. Vergebens werfen sich die befehlshabenden Paschas selber in das dichteste Getümmel, vergebens schleppen die Türken über die Leichenhaufen hinweg ihre Bombarden nach vorne und feuern — immer aufs neue prallt der Gegenstoß aus der Stadt ihren Kolonnen entgegen. Am Nachmittag setzt leichtes Schneetreiben ein; nun erlahmt langsam der Angriff. Aus den Breschen strömen hier und da die Verteidiger vor, werfen neuangreifende Sturmkolonnen zurück. Die neuen Waffen blitzen und leuchten von den Mauern, die neuen Waffen haben Mut und Kraft gegeben. Der Sturm ist mißglückt. Vergebens sicht, von Dieken umstellt, ein graubärtiger Janitscharenaga in der Bresche am Kärtner Thor, als schon alles weicht, mit seinen Leuten bis zum bit-

teren Ende — die Verteidiger sind nicht zu schlagen. Mit der sinkenden Sonne ist die Schlacht zu Ende. Die Toten liegen einander gegenüber — und fast ein jeder trägt die tödliche Wunde vorn. Aber die Stadt ist gehalten.

Noch in der Nacht beobachtet der Turmwärtel, wie sie drüben die Geschütze abreißen und auf Donaukähne laden. Der Großherr der Türken hebt die Belagerung auf; in Schnee und Regen sieht man am nächsten Morgen, noch immer in voller Ordnung, noch immer durch bewegliche Reitercharen gut gedeckt, das Türkenheer abziehen. — Zu der Frau des Grobschmiedes Paumgartner aber sagt der Stadtkommandant: „Ist ihnen halt doch zu heiß gewesen, das Feuer an der deutschen Esse. Ja, das Waffenschmiedehandwerk ist wohl eine freiritterliche Kunst, kann Stadt und Land erretten . . .“

Nach dem Niederbruch des deutschen Reiches im Dreißigjährigen Krieg griff Frankreich auf die deutschen Westgebiete zu, versuchte 1667 bis 1668, dann im Kriege gegen Holland 1672—1678, in der gewaltsamen Wegnahme von Straßburg 1681, im Raubkrieg, 1688—1697 die rheinischen Lande in seinen Besitz zu bringen. Besonders grausam war die Verheerung der Pfalz und die Verbrennung von zahlreichen Städten, darunter von Heidelberg, Mannheim, Speyer und Worms im März 1689; selbst das damals staatspolitisch zu Frankreich gehörende Landau wurde verbrannt.

Die Schutzlosen.

Es stieg an diesem Junitag 1689 kein Rauch aus den Schornsteinen der winkligen, heimeligen Fachwerkhäuser der alten kleinen Reichsstadt Landau. Wozu auch noch Herdfeuer machen, wenn schon in wenigen Stunden vielleicht das Feuer alles verzehrt hat? — Umsonst lachten aus den Balkenverstreben die geschnitzten Figuren, umsonst breitete sich schützend uraltes Sinnbildwerk an den Hausfronten — es lag auf der Stadt eine bleierne Stimmung der Hilflosigkeit. Nur die blau-röckigen französischen Soldaten mit den Dreispitzen und den geschulerten Musketen gingen am Rathaus auf und nieder, füllten mit ihrem Lärm die alte Wallanlagen, standen am Markt in Gruppen zusammen, rauchten aus kurzen Tonpfeifen, schwätzten untereinander.

Der Bürgermeister sah noch einmal in den Spiegel an der Wand seines Zimmers, ob die gewaltige Perücke auch richtig saß, glättete einige Falten seines Kragens, der aus schönen alten Spitzen tief die Schultern herabfiel, wandte sich dann seufzend um zu den beiden alten Ratsherren und sagte: „Vielliebe Herren — also tun wir dieser ehrlichen Stadt letzten Gang und verlassen uns auf die Hilfe dessen, der allein noch helfen kann.“

Wie die drei alten Männer die Straße herauf zum Markt gingen, sah ihnen hinter den Fenstern, wo die Menschen packten und ihre Sachen zusammensuchten, manch Gesicht nach.

Die drei Alten gingen langsam, wie man geht, wenn man in ein doch unabänderliches Schicksal hineinschreitet. Sie gingen noch einmal die alte Rathhaustreppe hoch, der Bürgermeister betastete liebevoll den geschlitzten Löwenkampf, der das Treppengeländer abschloß — sie traten in den Saal des Rathhauses — und da prallten sie auf den französischen Kommandanten.

Der Kommandant richtete sich auf, zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Noch einmal die Herren? Ich wüßte nichts, was noch geregelt werden müßte?“

Der Oberbürgermeister verneigte sich — und ein ganz kleines Wölkchen Puder stieg aus seiner Perücke auf. Die Schatten verneigten sich die beiden alten Rats Herrn hinter ihm auch. Dann nahm der Bürgermeister einen Anlauf und begann in seinem holperigen Französisch:

„Da unsere vielliebe Stadt Landau in jenem Dreißigjährigen Kriege vielmals verwüstet, mit Lieferungen, Einquartierungen, Brandschätzungen heimgesucht, ist sie anno 1631 zum erstenmal geplündert, darauf aufs neue 1634 von den Schweden grausamlich heimgesucht, hat viele Jahre die kaiserlichen Kriegsvölker in ihren Mauern beherbergt, auch bis zum Friedensschluß viel Ungemach gelitten, bis sie endlich gänzlich erschöpft und verarmt worden. Im Instrumentum pacis Osnabrugensis und zu Münster ist dann die Schirmvogtei unserer lieben Stadt an den allerchristlichsten König von Frankreich übertragen.“

Der Kommandant schnippt mit dem Finger: „Aber das weiß ich ja alles!“

Der Bürgermeister fährt fort: „Anno 1673 haben des Herrn Marschalls Turenne Truppen lange hier gelegen, auch Mauern und Palisaden der Stadt zerbrochen und unser armes Landau auch zu einer offenen Stadt gemacht. Was aber jetzt an uns geschehen soll, möchte wohl, mit der Schrift zu sprechen, uns das Blut in den Adern erstarren lassen. Obwohl nämlich im Frieden zu Nimwegen Landau zu einer französischen Stadt erklärt worden, auch dem französischen

König, Seiner Majestät dem allerchristlichsten König Ludwig XIV. hat Eid und Hülde tun müssen, ist nunmehr mit dem Beschluß, ganz Landau zu verbrennen und solchergestalt auf seinen Trümmern eine Hauptfestung wider das Reich aufzurichten, der guten Stadt Totenglöcklein wahrhaft angeschlagen, ihr auch zu Schaden und Verhängnis ein schrecklich End bereitet.“

Der Bürgermeister holte Luft: „Und sind wir nun hierher gekommen, um Barmherzigkeit zu erbitten. Bedenke der Herr Kommandant das Los der alten Leute, die noch an der Schwelle des Grabes aus ihrem heimathlichen Hause vertrieben, die Verluste derer, die mit ihrem Haus ihr Vermögen gänzlich einbüßen. . .“

Der Kommandant schüttelte den Kopf: „Machen Sie Ende — wenn ich als Mensch zu befehlen hätte, dann könnte es wohl sein — ich bin aber Soldat und habe meinen Befehl von Marschall Mélac. Landau wird verbrannt! Es wird verbrannt, weil hier eine Festung gebaut werden soll, die ungestört von der Bevölkerung den Kaiserlichen und Reichstruppen Widerpart halten kann!“

Der Bürgermeister wendet leise ein: „Aber die Bürgerschaft hat dem König von Frankreich ge eidet —, gilt dem Herrn Kommandanten das nichts?“

Der Franzose wirft die Lippen vor: „Und hätte die Bürgerschaft hundertmal ge eidet — es sind doch Deutsche! Und meines Königs Truppe kann nicht im Rücken eine deutsche Stadtbevölkerung haben, wenn Landau von den Reichstruppen und Kaiserlichen berannt wird.“

Der eine alte Rathsherr richtet sich hoch, legt dem Bürgermeister die Hand auf die Schulter: „Komm, — es hilft doch nichts. . .“

Der französische Kommandant wendet sich um und sieht den alten Rathsherrn scharf an: „Ihr seid auch hier? das nenne ich Mut — Euer Sohn, von dem ihr nicht wissen wollt, wo er ist, der bei Nacht und Nebel aus Landau davon ist, ist bei den Kaiserlichen! Jawohl — und da soll ich Eurem Eide glauben! Er ist bei des General Colloredo Reitern in Oggersheim — und der Vater kommt her und will mich bitten, Landau zu verschonen!“

Der alte Ratsherr sieht ihn ganz ruhig an: „Herr Kommandant — heut verstehe ich, daß es besser gewesen wäre, wenn wir hier alle in der Pfalz, seitdem Euer allerchristlichster Monarch seine Hände nach diesem Land ausgestreckt, bei den Kaiserlichen gewesen wären, wie jetzt mein Sohn. Wir ständen dann heut nicht vor Euch, Herr Kommandant.“

Die drei Alten stolpern die Treppe herab.

Der Kommandant winkt: „Anfangen!“

Draußen schrillen die Hörner — und aus den Gassen erhebt sich Geschrei. Die Menschen suchen noch etwas von ihrer Habe zu retten, aber die Brandkommandos lassen keine Zeit mehr. Dicker, schwerer Rauch qualmt auf.

Im Hofe seines Hauses steht der alte Bürgermeister, wirft noch selber eine Kiste auf den Planwagen. Das Flammenmeer kommt immer näher und näher und in der oberen Gasse haben die Franzosen geschossen, als Bürger löschen wollten.

In ein Tuch eingewickelt nimmt der Bürgermeister einen alten schweren Kaufdegen, den sein Vater getragen.

Er streichelt unter dem Tuch die alte Waffe, und in diesem Augenblick fühlt sich der Siebzigjährige sicher und geborgen, läßt die Hand über das kalte Eisen gleiten und flüstert: „Du letzter Schuß der Schußlosen — dem ersten Reichssoldaten, Kroaten, Dragoner oder Kürassier will ich dich schenken, damit du für des Reiches Schirm geführt wirst. Daß nie mehr deutsche Städte so brennen müssen wie Landau!“

Der Alte setzt sich neben den Fuhrmann auf den Bock — und wo draußen die Menschen hinausfluten mit ihren Karren und Wagen, fährt der Bürgermeister nach.

Die Sonne strahlt vom Himmel, der Sommer leuchtet, die Heckenrosen blühen am Weg — und schwarz und qualmig liegt die brennende Stadt hinter ihnen.

Wo stehen des Colloredo Reiter? Sie stehen fern bei Oggershelm. Warum kommen die Reiter des Colloredo nicht, um Landau zu

schützen und zu retten? Weil sie zu wenige sind, weil 140 Herrschaften, Grafschaften und Freie Städte in der Pfalz sind, die alle vom Reiche Schirm und Schutz wollen, aber um jeden Kriegsmann gehandelt haben, den sie zum Reichsheer stellen sollten. Darum können des Colloredo Reiter nicht kommen. Und darum brennt das alte Landau. . .

Die Bürger, die abziehen, wissen alle in dieser Stunde: „Hätten alle zusammengestanden zum Reich, hätten sie alle gemeinsam, alle jene Städte, Herrschaften und Grafschaften der Pfalz unter einem Befehl in des Reiches Heer gefochten — Landau hätte nicht zu brennen brauchen. . .“ Aber so brennt Landau und die französischen Muskettiere schießen nieder, wer löschen will. Denn hier soll eine ‚Hauptfeste‘ entstehen — eine Hauptfeste gegen das Reich.

Aus den Erinnerungen eines Öffentlichen Anklägers.

Es ist ein lauer, stiller Sommerabend am Rhein, der mit seinen breiten Fluten am behäbigen alten Köln vorbeirauscht. Die alten Herren, die dort unten am Rhein unter einem Lindenbaum sitzen, in der Tracht des Biedermeier mit blauen Wertherfräcken und kurzen Stulpstiefeln oder merkwürdig breiten Sammethosen, alles scharf geschnittene alte Köpfe, trinken in Frieden ihren Wein. Seit vielen Jahren ist hier der Stammtisch vom Oberlandesgericht, wo die alten Richter zusammensitzen und von alten und neuen Zeiten sprechen. Das Gespräch dreht sich, wie nicht anders zu erwarten, in diesem Kreise, um die letzten großen Verbrechen, die abgeurteilt worden sind. Es ist die Zeit um 1820, ein stille Zeit im deutschen Lande.

Einer von den Herren, der schweigend dem Gespräch der anderen zugehört hat, wird plötzlich über den Tisch angerufen: „Sagen Sie, Herr Oberstaatsanwalt, Sie haben doch den alten Keil noch gekannt?“

„Ich habe ihn sehr gut gekannt, denn ich habe ja unter ihm gearbeitet — es gab nie einen besseren Kriminalisten in rheinischen Landen als ihn.“

„Erzählen Sie doch einmal von ihm!“

„Ach, ja, erzählen Sie von Keil.“

„Also, wenn es die Herren nicht langweilt, dann will ich es gerne tun. Es war ja damals eine böse Zeit in deutschen Landen. Die Franzosen hatten das linke Rheinufer besetzt, das alte heilige Römische Reich Deutscher Nation lag in seinen allerletzten Zügen, eine alte Zeit hatte sich zum Sterben gelegt und eine neue war noch nicht geboren worden. Damals war Keil hier in Köln „Öffentlicher Ankläger“, er ist es auch geblieben, als die Franzosen sich hier in die Macht setzten. Es war also, was wir jetzt Staatsanwalt nennen

würden und zwar der Oberste Staatsanwalt, hatte aber auch die Verfügung über die Polizei — nämlich, was man damals so Polizei nannte. — In jedem deutschen kleinen Lande war die Polizei anders, nirgends war sie gut, außer bei den Preußen. Die französische Polizei war an sich gar nicht schlecht. Aber dafür hatten die Franzosen die Geschworenen-Gerichte hierhergebracht. Der Verbrecher wurde nicht von Richtern abgeurteilt, sondern Bürger aus der Gemeinde wurden ausgelost, die entscheiden mußten, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig war. Der Richter hatte nachher nur, wenn der Angeklagte von den Geschworenen schuldig gesprochen war, die Strafe festzusetzen. Diese Geschworenenengerichte waren ein reines Unglück — aus übertriebener Menschlichkeit oder gar wenn sie bestochen waren, was oft genug vorkam, sprachen sie die Verbrecher frei. Sie können sich die Verzeihung eines so treuen Beamten wie Keil es war, vorstellen, wenn die größten Gauner freigesprochen wurden, die man endlich mit sehr viel Mühe eingefangen hatte.

Aber ich wollte von Keil selber erzählen.

Noch ehe die Franzosen hier einrückten, begann das Unwesen der großen Räuberbanden. Mit geschwärzten Gesichtern, zu Pferde oder mit Kutschen sich rasch von einer Landschaft in die andere bewegend, zogen die Räuber durch das Land. Es waren teils verkommene, rohe Subjekte, die sich aus dem Auswurf der Bevölkerung zusammengefunden hatten, — zum allergrößten Teile aber waren es Juden.

Ich will Ihnen einen Fall erzählen.

Es war eines Abends im April 1797. Ich war damals als Gehilfe dem öffentlichen Ankläger Keil zugeteilt. Wir hatten bis spät in den Abend den Juden Jakob Kernmilch im Alten Gefängnis am Klingelpütz vernommen, der dort nach dem scheußlichen Überfall auf das Haus des Pächters Blanke in Hüchelshoven saß. Eine ganze Schar von Räubern nämlich, geleitet von dem mehrfachen Mörder Damian Hessel, darunter die beiden ebenfalls wegen Mordes steckbrieflich verfolgten jüdischen Berufseinbrecher Markus Falk, genannt „Falksmottchen“, und Chie Joma „Generalchen“, ein jü-

dieser Schlächter, der in gestohlener Soldatenuniform herumkief, alle zusammen etwa an die vierzig Mann, waren gegen Mitternacht des 29. August 1796 am Haus des Pächters Blanke in Hüchelshoven erschienen. Mit einem dicken Rammbaum hatten sie die Tür aufgerannt, aber der Pächter Blanke hatte noch die Geistesgegenwart, seine Pistole auf sie abzudrücken. Da wollte es das Unglück, daß das Pulver von der Zündpfanne verschüttet war, die Pistole versagte. Blanke flüchtete die Stiege hinauf zu seinem Schlafzimmer, wo er vorsichtigerweise zwei weitere Pistolen aufbewahrte. Mit diesen schoß er unter die Räuber, die Räuber schossen herauf, stürmten über die Stiege auf den tapferen Mann los — da kam unvermutet ein junger Knecht des Pächters und schoß kaltblütig zwischen die Räuber. Das sprengte sie auseinander — trotz ihrer Übermacht entflohen sie erschreckt. Dabei war der Räuber Joseph Kernmild angeschossen und konnte wenige Tage darauf in einem Kochemer Baies verhaftet werden.“

„Was ist das, ein Kochemer Baies?“

„Das ist ein Haus, wo Gauner Unterschlupf finden. In Wirklichkeit war ja damals jedes Judenhaus kochem, d. h. die Juden standen überall mit den Räubern im Bund. Keil hat mir mehrere Fälle erzählt, wo wohlhabende und angesehene Juden bei Nacht die Hehlerware aufkauften. In Mainz haben wir einmal einen Rabbiner verhaftet, dessen Sohn „Scherfenspieler“ war, d. h. gestohlene Ware aufkaufte; fast immer wurden die Einbrüche vorher durch jüdische Händler ausbaldowert, d. h. verkundschäftet.“

Aber ich wollte von jenem Abend erzählen. Wir hatten also den Verbrecher eingehend vernommen — ich hätte ja am liebsten den alten Gauner eine ordentliche Tracht Prügel aufzählen lassen, um ihn zum Geständnis zu bringen. Aber Keil hielt von diesen Methoden nichts, sondern verließ sich auf sein Geschick und seine Vernehmungskunst. Stundenlang hat er, der die Gaunersprache völlig beherrschte, in den dumpfigen Kerkern bei den Gaunern geseffen, um sie mi: Drohungen und Versprechungen auszuhorchen, bis sie „Emmes

gemacht“, d. h. „ein Geständnis abgelegt hatten.“ Er wollte auf diese Weise vor allem auch die Hintermänner herausbekommen, vielleicht sehen, den armen Beraubten etwas von ihrem verlorenen Eigentum wiederzuschaffen.

Als wir an jenem Abend nun aus dem Gefängnis am Klingelpütz heraustraten, da stand eine Frau vor uns, die so entseztlich verstört ausah, wie ich kaum je einen Menschen wieder gesehen habe. Aus ihrem Schluchzen und ihrem Jammer bekamen wir dann folgendes heraus: es war die Frau des Gastwirthes Franzen aus Eschweiler. Beides waren ordentliche und fleißige Menschen, die im Ruf standen, sich ein nettes Sümmchen gespart zu haben. Die Frau lag krank zu Bett, der Mann hatte sich auch schlafen gelegt, als auf einmal die Thür mit donnerndem Krach in tausend Stücke brach, zwölf geschwärmte Kerle im Zimmer standen, und als der Wirt sich in seinem Bett erhob, schmetterte ihm einer der Schurken den Gewehrkolben vor die Stirn. Der unglückliche Mann stürzte, raffte sich aber auf, gelangte noch durch die Küchentüre bis an den Kamin, hatte das Gewehr mitnehmen können und legte es auf die Räuber an. —

„Will das Schwein sich noch wehren?“, schrie einer der Räuber, der ganze Schwarm warf sich auf ihn, riß ihn nieder, mißhandelte ihn in fürchterlicher Weise und diese Tiger würden ihn wohl ermordet haben, wenn sie nicht zugleich durch einen französischen Reiter, der hier im Quartier lag, gestört worden wären. Die arme Frau hatten sie auch von ihrem Krankenbett gerissen, mit Füßen getreten und mißhandelt, das Haus rein ausgeplündert und alles auf einen mitgebrachten Wagen geschleppt; als die Räuber sich mit dem französischen Reiter zu schaffen machten, und ihn vertrieben, gelang es dem unglücklichen Wirt sich loszureißen, er flüchtete auf den Boden und von dort auf das Dach. Die Räuber fesselten die Frau und den Franzosen, suchten vergebens nach dem Wirt und zogen dann ab. Erst als sie fort waren, kamen die Dorfbewohner heraus. Sie fanden den unglücklichen Mann halb erfroren auf einem Dach sitzen. Er hatte vor Schreck die Sprache verloren; in einer Nacht

waren diese unglücklichen Menschen um alles gebracht und zu Bettlern geworden. — Da aber hätten sie Keil sehen sollen! Er hat die Frau mindestens vier Stunden lang vernommen, aber auch alles über die Räuber aus ihr herausgefragt. Und dann nahm er die Verfolgung auf. Er fuhr selbst nach Eschweiler, er ließ alle köchener Baies, alle ihn bekannten Verstecke absuchen. Er hatte bald heraus, worum es sich handelte; wieder waren es der berüchtigte Damian Hessel, dann der Jude Schmaie Nathan, die Juden Bacharach, Selig Rafael und der „scheele Zickjack“, ein „Ungeheuer erster Ordnung“, wie ihn Keil nannte, die mit einigen ihrer Gehilfen den rohen Überfall begangen hatten. Die Gelegenheit dazu war ihnen vom Juden Susmann, einem Pferdehändler, der oft genug in das Wirtshaus kam, ausbaldowert worden.

Und nun begann Keil seine Fäden um die Räuber zu spinnen. Das war außerordentlich schwer, weil es sich um alte, erfahrene Gauner handelte, die stets unter falschem Namen auftauchten.

Ein paarmal hofften wir schon, die Räuber eingekreist zu haben — aber wie von der Erde verschluckt waren sie wieder verschwunden. Da gelang Keil ein Hauptschlag. So zahlreich waren die Juden unter den Räubern, daß am Schabbes eigentlich kaum jemals Überfälle und Einbrüche stattfanden, denn dieselben Verbrecher, die mit der größten Roheit und Gewissenlosigkeit einsame Höfe überfielen, Menschen ermordeten, diese Scheusäler, die sich nicht geschämt hatten, bei dem Überfall auf den Hof Düdeling die armen Kinder zu fesseln und ihnen die Füße ins Feuer zu halten, damit sie verraten sollten, wo die Eltern ihr Geld hätten — sahen vom Freitag Abend bis Sonnabend Mitternacht still in irgendeinem Judenhaus, weil ihr Gott ihnen befohlen hatte, daß sie den Schabbes heiligen sollten. Das ging so weit, daß dieselben jüdischen Hehler, die sonst mit der größten Habgier alle Sachen aufkauften, von denen sie genau wußten, daß sie gestohlen waren, am Schabbes die Diebe und Räuber vertrösteten und ihnen nichts abkauften — denn sie dürfen als strenggläubige Juden am Schabbes kein Geld anrühren.

Das machte sich Keil zunutze. Ein Gefangener, den wir im Klingelpuß sitzen hatten, an sich einer von den kleinen Dieben, hatte bei seiner Vernehmung auf den Juden Kahn in Hemmeden als einen der größten Schärfspieler, d. h. Fehler, der Gegend ausgesagt. Weiß der Teufel, wie er dazu kam — Keil ließ satteln und ritt mit mir und vier Gendarmen nach Hemmeden. Er kam gerade zur rechten Zeit an — nämlich als der Schabbes schon hereingebrochen, die Sonne untergegangen war. Wir ritten die kleine enge Straße herauf, wo das Haus des Juden Kahn lag. Wir fanden vor dem Hause ein verdächtiges Subjekt stehen — das offenbar gerade hatte anklopfen wollen. Keil war mit Windeseile vom Pferd gesprungen und stand in seiner ganzen Länge vor dem Menschen, packte ihn kurzerhand am Kragen und fragte: „Was willst Du hier?“ In der unverfälschten Gaunersprache stotterte der Überraschte heraus: „Ich will sehen, ob noch Neires im Baies schefft“ (Licht im Hause ist).

Keil sagte ganz trocken: „Das wollt ich auch gerade“, schob den Verdächtigen — er stellte sich nachher als ein Bündeljunge heraus, der aber vier silberne Löffel, über deren Herkunft er sich nicht ausweisen konnte, im Mantel stecken hatte — einem Gendarm zu.

Vorsichtig ließ Keil das Haus umstellen, ein Gendarm und ich blieben bei ihm — und dann trat er mit aller Kraft gegen die Tür.

Der Jude machte vorsichtig das Fenster neben der Tür auf — da faßte ihn ein Gendarm auch schon am Kragen und sprang in das Haus. Durch das Fenster kamen wir so hinein — und fanden die Schabbestafel gedeckt, Kahn mit dem Schabbeskäppchen auf dem Kopf, gerade im Begriff, das Essen zu eröffnen — da tönte von der Hintertür ein lautes Geschrei. Mit langen Sähen sprang ich hinzu — und da hatten wir den Fang. Der „scheele Jickjack“, der seinen Schabbes bei dem Fehler verbringen wollte! Er versuchte noch, ein Messer herauszuziehen — aber Keil faßte ihn im Genick und drehte ihm den Kragen so fest zu, daß er fast blau anlief: „Da haben wir den Mörder, den abgefeymten Spizbuben“, sagte Keil.

Das Erscheinen des Propheten Elias, den die Juden ja bei ihren

Selten immer noch erwarten, hätte auf die Familie Kahn nicht überraschender wirken können, wie das persönliche Auftauchen des Öffentlichen Anklägers aus Köln, dessen Name bei den Gaunern schon lange fast sagenhaft war. Nun hatten wir jedenfalls den „scheelen Jickjack“ und konnten versuchen, aus ihm den Aufenthaltsort der anderen Verbrecher herauszubekommen. Kahn log sich frei — er behauptete, seinen finsternen Gast gar nicht gekannt zu haben, nachweisen ließ sich ihm wenig, und die Geschworenen sprachen ihn frei, worauf er mit frommen Augenaufschlag als „angesehener jüdischer Mitbürger“ sich wieder nach Hemmeden verfügte. Den „scheelen Jickjack“ aber sperrten wir tief unten in den alten Turm zu Engers — das schien uns noch sicherer zu sein als die Kölner Gefängnisse. Leider haben wir uns bitter getäuscht — die Stadtwache, die den Turm unter Aufsicht halten sollte, versäumte ihre Pflicht und eines Nachts hatten Seher und Herz-Hammerich, zwei alte Gauner, den Turm erbrochen und den „scheelen Jickjack“ mit einem Fischneß aus der Tiefe des Turmes herausgehoben. Nun war dieses Ungeheuer ersten Ranges wieder frei. Keil war tief empört über die Pflichtvergessenheit der Stadtwache. Da brachte uns ein neuer unerhörter Überfall der Banden auf einmal einen großen Erfolg. Ein Hausierer hatte den Räubern, die inzwischen das Städtchen Neuwied zu ihrem Mittelpunkt gemacht hatten, verraten, daß im Dorfe Daden bei dem Notar Akts ein reicher Geldmann erhebliches Vermögen hinterlegt hatte, viel mehr Geld als man sonst in einem rheinischen Dörfchen vermutet. Das viele Geld lockte die Räuber. So tat sich eine ganze Horde zusammen — die Gauner waren so reich, daß einige von ihnen sogar Extrapost bezahlen konnten, um bloß rechtzeitig den „Lekechen zu außern“, d. h. den Einbruch zu verüben, wie sie in ihrer jüdischen Gaunersprache sagten. Damian Hessel, Salomon Levi aus Merzen, genannt „Schlaumännchen“, Salomon Schonert, genannt „Pelschierstecher“, weil er falsche Stempel anfertigte, Mausche Abraham, Weners, ein Nichtjude, Seligmann, Salomon Rafael, Selig Benjamin Kahn, Mausche Freihäuschen — eine ganze Horde aus-

gekochter alter Gauner sammelte sich in der Nacht in einem Walde nicht fern von Daden. Kaum waren sie einige hundert Schritte vorgeückt — da stießen sie auf einige Kohlenbrenner. Ohne viel Federlesens fiel die Bande über die ehrlichen Leute her, schlug sie nieder und knebelte sie. Dann drangen sie kaizenartig in das Dorf ein. Die einen verstopften das Schlüsselloch der Kirche, damit nicht Sturm geläutet werden konnte, die andern knebelten den Nachtwächter, dann warf sich die Bande auf ein großes Haus. Hier aber hatte die Räuber das Glück verlassen. Sie hatten sich in der ziemlich ansehnlichen Ortschaft geirrt — und statt des Hauses des Herrn Akts ein großes leerstehendes Haus, das unbewohnt war, aufzubrechen begonnen.

Als sie ihren Irrtum merkten, waren schon einzelne Dorfbewohner erwacht. Und doch hätte die Sache schlecht ausgehen können, denn nun griffen die Räuber das gegenüberliegende Haus an, das einem herrschaftlichen Rentmeister gehört. Dieser unerschrockene Mann, ein alter Forstbeamter, schoß aus dem Hause mit grobem Schrot, seine Tochter lud hinter ihm die Gewehre. Als die Räuber endlich in das Haus eindringen und den alten Forstmann in das obere Stockwerk vertreiben, mit der Ausplünderung der Zimmer zu ebener Erde begannen konnten, da war das ganze Dorf bereits in Aufruhr. Mit Gewehren, Mistgabeln und Dreschflegeln gingen die Bauern unerschrocken den Räubern zu Leibe. Schließlich mußten diese eilig aus dem Dorf sich zurückziehen, aber die Bauern nahmen die Verfolgung auf. Es war dichter Nebel, so dicht, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte — durch das Anschlagen der Hunde und das laute Schießen in Daden, waren auch die anderen Dörfer in der Nachbarschaft aufmerksam geworden. Von allen Seiten kamen jetzt die Bauern und stöberten nach der Räuberbande. Angstwooll flohen die Räuber und hofften, sich noch vor Anbruch des Tages den Bauern entziehen zu können. Aber wehe — als die Hahnkracht kam und der graue Morgen aufzog, waren sie auf ihrer Flucht im Kreise herumgelaufen und waren wieder ganz dicht vor Daden. Die Gegend war aufge-

stört wie ein Bienenkorb — ein großer Teil der Bauern war beritten, überall blühten ihre Sensen in der Morgensonne, von allen Seiten zogen sie heran, um die Räuber einzukreisen. Auch Militär war zu Hilfe gekommen — und nun nützte es den Räubern nichts mehr, daß sich in einem Walde zur Wehr stellten. Um 8 Uhr früh war die ganze Horde verhaftet.

Da hätten Sie Keil sehen sollen! Mit Extrapost kam er von Köln — die Bauern hatten die festgenommenen Räuber derartig windelweich geprügelt, daß die Räuber selber in Hölle Angst vor einer Wiederholung dieser Kur glücklich waren, nun in der Hand des Öffentlichen Anklägers zu sein. So gelangen Keil damals eine ganze Anzahl ausgezeichnete Vernehmungen. Wir konnten noch eine Menge anderer mitschuldiger Hehler, Wirte von Kochemer Baies und anderes Gefindel verhaften. Leider ist ein Teil der Gauner ausgebrochen, andere wurden an die preussische Verwaltung nach Wesel, wohin sie zuständig waren, ausgeliefert. Preußen hatte damals einen Vertrag mit dem russischen Zaren, wonach Schwerverbrecher an Rußland ausgeliefert, und von dort nach Sibirien transportiert wurden. So verschwand eine Anzahl der Schlimmsten, der Jude Salomon Bacharach, der „Pelschierstecher“ u. a. auf Nimmerwiedersehen nach Sibirien.

Keil hat bis an sein Lebensende den Kampf gegen die Räuberbanden geführt, denn bald fanden sich wieder neue Gaunerbanden zusammen und die Überfälle nahmen zu. Er hat aber auch noch die Genugtuung erlebt, wie Damian Hessel, Schmaie Nathan und der furchtbare Feher ihr Leben unter dem Fallbeil lassen mußten.“

Der Oberstaatsanwalt lehnt sich zurück und schaut über den Rhein: „Ja, das war der Öffentliche Ankläger Keil. Sein Leben lang hat dieser treue Mann gegen das Verbrechen gekämpft — ich habe von ihm jedenfalls eines gelernt: ich nehme von jedem Menschen erst einmal an, daß er anständig ist, bis er mir das Gegenteil davon zeigt — von einem Juden nehme ich an, daß er ein Gauner ist. Und bis jetzt hat mich noch keiner vom Gegenteil überzeugt.“

Um England niederzuzwingen, verfügte Kaiser Napoleon die Kontinental-
sperrung, die im Dezember 1810 nach Besetzung von Hannover, Oldenburg und der
Hansestädte durch französische Truppen verschärft wurde. Wirtschaftlich bedeutete
dies die Absperrung von aller Einfuhr kolonialer Waren; so begann man sich
damals darauf, die schon vorher bekannte Herstellung von Zucker aus Zucker-
rüben weiter zu entwickeln. An den Küsten entstand ein reger Schmuggel der
Bevölkerung, der sie in immer schärferen Gegensatz zu den französischen Zoll-
behörden brachte. Nur das mit Napoleon verbündete Dänemark versuchte seiner-
seits durch nordfriesische Kaper die englische Blockade zu durchbrechen.

Der Blockadebrecher.

Kaiser Napoleon geht mit kurzen Schritten auf und nieder, die
Hände über der Brust verschränkt, die Unterlippe ärgerlich vor-
geschoben. Sein Bruder Ludwig hat die Augen niedergeschlagen und
den Kopf gesenkt — endlich wagt er, das Schweigen zu durchbrechen:
„Als Du mich nach der Eroberung Hollands zum König von Holland
gemacht hast, hast Du mir doch auch die Fürsorge für dieses Land
anvertraut. Wenn ich König sein soll, dann muß ich auch für mein
Land sorgen können. . .“

„Das ist auch eine Deiner verrückten Grillen! Ich bin doch nicht
dazu da, jedem Land einen Wohltäter zu setzen“, faucht Napoleon.

Der Bruder fährt fort: „Du weißt, das Holland ein Handelsland
ist, ohne den Handel mit Übersee kehrt Armut und Elend in seinen
Städten ein. Seitdem Du keine englische Ware herein läßt, seitdem
die englische Flotte alle Küsten Europas blockiert, stehen die Seeleute
arbeitslos am Hafen, die Kaufleute werden zahlungsunfähig, die
Speicher veröden, Holland stirbt — ich kann das als König nicht
mehr mit ansehen. . .“

„Narr!“ zischte der Kaiser.

„Napoleon, denk doch an unsere Kinderzeit, denke doch daran, was
auch ich alles für Dich getan habe — gewiß, Du hast mir Holland

v. Ceers, Für das Reich.

19

als Königreich gegeben, aber ich kann es doch nicht einfach in Elend verkommen lassen. Schließ Frieden mit England, damit der Handel sich wieder hebt, damit die Blockade aufhört. . .“

„Niemals, nun erst recht nicht — kein Seiden Tuch, keinen Sack Zucker soll das englische Volk in Europa verkaufen dürfen. Jede englische Ware wird verbrannt — wie wollen einmal sehen, ob das die Engländer nicht auf die Knie zwingt. . .“

„Dann muß ich als König von Holland abdanken — diesen Wahnsinn mache ich nicht mit.“

Napoleon dreht sich im Auf- und Abgehen schroff um: „Bist Du noch hier? Hast Du noch nicht abgedankt? Dann mal los, los, los! Her mit der Königskrone, Du weichherziger Jammerlappen, Du! Ich nehme eben Holland in direkte französische Verwaltung — und die Sperre wird verschärft!“

Er faßt mit seinen kleinen, weißen, etwas fetten Händen nach einer silbernen Klingel, schellt: „Sekretär! Schreiben Sie: „Mein Bruder Ludwig hat die Krone von Holland niedergelegt! Die Zollverwaltung von Holland wird durch französische Beamte übernommen.“

Der Sekretär kriecht eilig.

Der Kaiser diktiert weiter: „Der Marschall Marmont wird angewiesen, sogleich die Lande des Großherzogs von Oldenburg, der Freien Stadt Hamburg und Bremen militärisch zu besetzen. . .“

„Auch Lübeck?“, fragt der Sekretär.

Der Kaiser fährt fort: „Ebenso das Gebiet der Freien Stadt Lübeck. Die Zollverwaltung an der gesamten deutschen Nordseeküste und an der Ostseeküste wird von französischen Beamten übernommen. Jede englische Ware die ins Land kommt, ist zu beschlagnahmen. Schmuggler sind festzunehmen und innerhalb drei Tagen standrechtlich zu erschießen. . .“

Noch immer steht Ludwig an der Tür, Napoleon beachtet ihn gar nicht, bis der gewesene König von Napoleons Gnaden leise hinausgeht.

— — —

Das ist das Jahr 1810.

Dampf geht der Trommelschlag der französischen Garnison in den Straßen von Hamburg. Kein Schiff kommt aus dem Hafen — und keines hinein: Wie gelähmt ist die ganze Küste — die Seeleute stehen an dem verödeten Hafen — und nur bei Nacht ist oben bei Rixebüttel und Cuxhaven, bei Wesermünde und wo immer das Wattenmeer ein Ansegeln erlaubt, gespenstisches Leben. Hier führt der französische Zollbeamte Krieg mit der Bevölkerung, die immer wieder versucht, in der Dunkelheit von Helgoland, wo die englische Blockadeflotte liegt, Waren hinüberzuschmuggeln.

Es gibt keinen Pfeffer mehr — denn der Handel ist unterbrochen, kein Zimmt, keine Gewürze und vor allem keinen Zucker. Jeder, der mit Ware an Land kommen will, wird von den französischen Zollbeamten abgefangen, wenn er es nicht besonders geschickt anstellt; jeder der vom Land auf die See hinaus will, muß in stürmischen Nächten versuchen, an der englischen Flotte vorbeizukommen, die draußen jedes Schiff aus Kaiser Napoleons Machtbereich abfängt.

Und doch finden sich immer wieder „Blockadebrecher“, kühne Männer, die versuchen, durch die Sperre zu kommen. Es gibt von ihnen zwei Gruppen — einmal diejenigen, die hinüberfahren auf die englische Seite nach Helgoland und dort Ware übernehmen, die sie in Dämmer und Dunkel ans Land schmuggeln und dann die anderen, die den Mut aufbringen, die englische Blockadeflotte als Feind zu behandeln.

— — —
Es ist September, die Nebel liegen weiß und tief über der Elbmündung. Man kann kaum die Hand vor Augen sehen — das rechte Wetter zum Schmuggel an dieser Küste. Schiffer Hinrich Griepenkerl steuert den Kutter vorsichtig am Knechtland vorbei — der Jungschiffer Friedrichsen lotet, damit der Kutter nicht im letzten Augenblick noch auf die Sandbank kommt, der Schiffsjunge Hein verstellt die Segel nach Anweisung des Schiffers. Achtzig Sack Zucker

hat der Kutter geladen — kein Wunder, daß man bei dem unsichtigen Wetter im diesigen Nebel langsam vorwärtskommt.

Griepenkerl ist ein alter, weißbärtiger Fischer, der Tiefen und Untiefen hier kennt — leise ruft er seine Anweisungen: „Brassen, Achtersegel brassen — Backbord liegt Duhnen.“

Der Nebel ist undurchdringlich dicht. Der Schiffsjunge Hein entert den Mast hoch — vielleicht, daß von dort oben etwas mehr zu sehen ist. Aber es ist alles nur ein weißes, milchiges Nebelmeer.

„Vor Arensch gehen wir an Land!“, sagt der Schiffer, „paßt acht, daß wir in den alten Priel kommen. . .“

Gottlob läuft die Flut an, so daß man näher an das Land herankommen kann — trotzdem knirscht der Kiel manchmal verdächtig, streift ganz niedrig über dem Wattenboden.

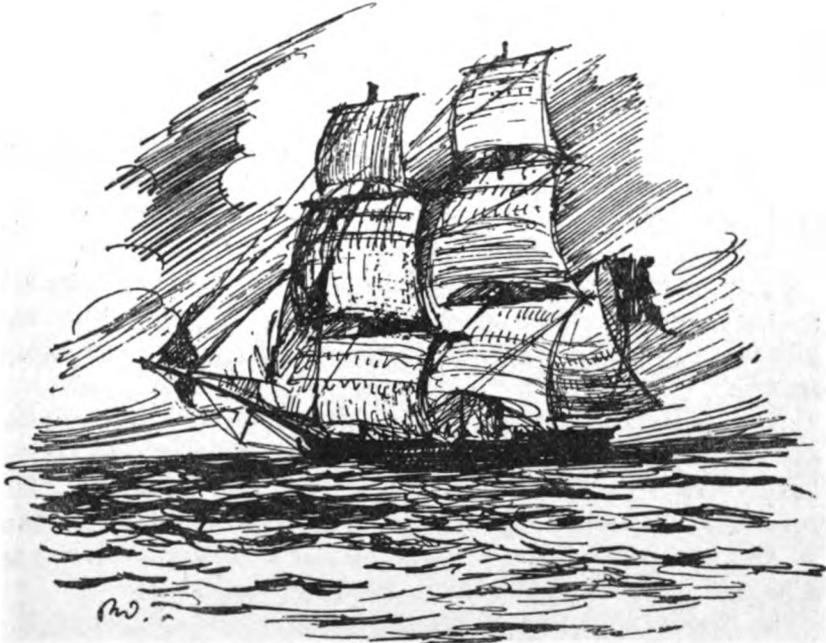
Wo schwarz eine Buhne in die See hinaussteht, ruft der Schiffer: „Anker ab!“ Der Kutter bleibt liegen, Friedrichsen stößt mit der Stange ins Wasser, dann gibt er dem Kapitän ein Zeichen und geht, vorsichtig durch das niedrige Wasser mit seinen hohen Stiefeln schreitend, zum Land. Er verschwindet im Nebel. Der weißköpfige Schiffer und der Junge horchen hinaus. Aber nur die Möven schreien, das Wasser gurgelt und gluckert, die Flut, die anläuft, singt ihr ewiges Lied.

Da wird die Stille jäh von einem krachenden Schuß zerrissen, ein zweiter und dritter folgt. Unwillkürlich ducken sich die beiden im Kutter — mit Windeseile holt der alte Schiffer den Anker hoch: „Alle Segel hoch! —“ Und schon fliegt die erste Kugel heran und schlägt in die Bordwand. „Verdammt nochmal! jetzt haben sie ihn an Land abgeschossen. —“ Eilig steuern die beiden wieder in die See hinaus wo der Nebel sich um sie legt, wie ein schützendes Gewand. Es ist nicht mehr an Land zu kommen — Kaiser Napoleons französische Zollsoldaten passen auf.

Schnittig, schlank und vor dem Winde fliegend wie eine große Raubmöve jagt die Brigg Thetis, Schiffer Jakob Jens Jensen aus

Föhr über die Nordsee. Der lange, hochgewachsene Schiffer, alter Walfischfänger, reich geworden durch Schiffahrt und durch Walfischfang hat schon manche dieser abenteuerlichen Fahrten miterlebt.

Wenn alle Schiffe im Hafen bleiben und die englische Blockadeflotte fürchten, diese zähen Nordfriesen sind noch die einzigen, die aus-



fahren. In der Kajüte des Kapitäns liegt der Kaperbrief Sr. Majestät König Friedrichs aus Kopenhagen, der damals sogleich auch Herzog von Schleswig und Holstein war — und dieser Kaperbrief ermächtigt den Kapitän Jakob Jens Jensen, jedes englische Schiff auf hoher See aufzubringen und als gute Prise fortzunehmen.

Der Sturm heult — die Brigg hat alle Segel gesetzt und jagt wie ein großes, weißes, schönes Lebewesen über die grünblauen, spritzen-

den, schäumenden Wogen. Der Kapitän steht auf der Kommando-
brücke, Steuermann Jan Matthiesen steht am Steuer — die Mann-
schaften sind alles Nordfriesen, fast durchgehend Föhninger und Am-
rumer — kennen die Nordsee und das Eismeer, sind eine wilde,
kriegerische Mannschaft.

Kapitän Jensen lacht das Herz im Leibe — die Brigg hat Kurs
auf Nordschottland genommen — „Wurst wieder Wurst. — Wenn
die englischen Schiffe uns den Walfang verderben, dann verderben
wir den Engländern den Fijisfang!“ Der Kapitän flötet mit seinem
schmalen Mund mit den kurzen Bartstoppeln das alte böse Räuber-
lied der Männer vom Kressenjakobstal: „Frei ist der Fijisfang,
frei ist die Jagd, frei ist der Strandgang, frei ist die Nacht — frei ist
die See, die wilde See — von Pellworm über den Norderpiep bis
zur Hörnemer Rhee.“

Da schreit der Junge oben vom Mast, kommt dann, da ihn niemand
verstehen kann, herunter geentert: „Käppen, Schiff ahoi —“ und
zeigt mit nicht ganz sauberer Hand in die Richtung, wo er das Schiff
vermutet.

Der Kapitän geht zum Steuermann, brüllt ihm im Sturm in das
Ohr: „Englisches Schiff ahoi, Matthiesen! Nordwest—Nord! —“
Dann kriegt er die Mannschaft hoch. Die beiden Kanonen werden
aus ihrem Holzverschlag geholt. „Stückkugeln!“, ruft der Kapitän.
— Mit gellendem Schrei begrüßt die Kapermannschaft das eng-
lische Schiff, das durch den Nebel hindurch sichtbar wird.

Der Kaper gibt kein Warnsignal, anders als mit seinen Ge-
schützen — ehe der Engländer drüben von seiner Seebegegnung Notiz
genommen, haut ihm eine Stückkugel in die Takelage. Er ist
ein gutwilliger Kerl, dreht bei, erwartet Kapitän Jensen und sein
„Prijenkommando“, acht riesige, mit Gewehr und Enterbeil bewaff-
nete Seeleute.

Groß ist der Fang nicht — englischer Heringsfänger, vollge-
laden voll Heringe. Aber immerhin, man nimmt so etwas mit.
Kapitän Jensen läßt die sieben Engländer an Bord in ihr Boot

steigen, setzt vier Mann von seinen Leuten auf das Schiff und gibt ihnen Anweisung, so gut oder so schlecht es geht, mit der Beute heimzufahren, sie irgendwo sicher aus dem Bereich der Engländer herauszubringen. Am liebsten hätte er den Kasten versenkt — aber schließlich ist er Geld wert und man kann ihn daheim verkaufen. Auch das Kapern ist ein Beruf, der seinen Mann ernähren muß — der Kaperkapitän bekommt ein Drittel, ein Drittel bekommt die Mannschaft und ein Drittel bekommt König Friedrich — viel ist zwar der alte Kasten nicht wert, aber lieber versucht man doch, ihn an Land zu kriegen, als daß man das schöne Geld hier in die Nordsee versenkt, wo schon mehr Schiffe liegen, an denen kein Seemann mehr seine Freude hat.

Die ganze Arbeit, die Übernahme des Heringsfängers, das Ausbooten der Engländer, das Wegsenden des genommenen Schiffes dauert keine halbe Stunde — dann fliegt die Kaperbrigg wieder mit vollen Segeln in Richtung auf Schottland. —

Es ist wenige Nächte später — der Sturm heult, der Regen pfeift — und durch den Regen und durch den Sturm rollt das Geschützfeuer: Mit seinem grauen Spitzbart steht der englische Kapitän hinter der Batterie: „Schießt, dreihundertfünfzig Nards, hurra, drei hurra für den König. — Der Besanmast hat schon was abgekriegt!“

Kapitän Percy Coz siebert vor Jagdeifer: „Holt sie, Jungens, holt sie, die verdammte Kaperbrigg!“ Seine barfüßigen Seeleute feuern, die große Fregatte hat alle Segel gesetzt — es ist, als ob ein riesiger Löwe einen kleinen schnellen Tiger jagt, wie jetzt die englische Fregatte die Brigg Thetis verfolgt.

Drüben auf der Brigg sind alle Segel gesetzt, jeder Fehz Segeltuch ist eingespannt, um Wind zur schnelleren Fahrt zu gewinnen. Kapitän Jensen hat ein blutiges Tuch um den Kopf, unterm Segeltuch liegen schon vier seiner Leute — nur die beiden kleinen Geschütze des Kapers fauchen noch gegen die großen englischen Geschütze an — spukhaft schnell jagt das große Schiff hinter dem kleineren, die

Fregatte hinter der Kaperbrigg einher — in diesem Augenblick gelobt sich der Kapitän Jensen: „Wenn ich hier sicher herauskomme, dann Schluß mit der Kaperreil Es ist nicht durchzukommen!“

Aber im gleichen Augenblick rafft er sich wieder zusammen, geht selber zu dem kleinen Geschütz und richtet es — verfolgt, wie drüben die Kugel auf der Fregatte einschlägt — wie die Gespenster, umhüllt von Pulverdampf, hehen die beiden Schiffe, das eine, um noch rasch wieder in den Schuß des Wattenmeeres zu kommen, das andere, um die Kaperbrigg noch vorher auf hoher See zu vernichten.

Als, zerfezt an Segeln, mit zererschlagener Takelage, das Deck mehrfach zererschmettert durch Kanonenkugeln, ein Trümmerstück einstiger Größe, die Kaperbrigg zwischen den Sandbänken hinter der Insel Sand verschwindet, winkt ihr Kapitän Percy Cox nach: „Jungens, alle mal antreten — singen „Britannia beherrscht die Wogen! Die verdammte Bande dort drüben ist uns zwar durch die Lappen gegangen — aber wiederkommen werden sie sobald nicht. Und die Blockade bricht keiner!“

— — —

Es gibt keinen Zucker, keinen Zimmt, keinen Tabak, keinen Kaffee, keinen Tee in Europa in jenem Jahre 1810. Die Sperre auf beiden Seiten ist unerschütterlich. Kein Schiff vom Festlande kann die Aufmerksamkeit der englischen Blockadeschiffe täuschen — und kein Schmuggler, er sei noch so gewandt, entgeht der Aufmerksamkeit der französischen Zollbeamten.

In Deutschland trinken damals die Menschen Eichelkaffee, man raucht Rosenblätter — und sie riechen durchaus nicht nach Rosen —, Kirschblätter und Buchenblätter; man süßt die Speisen mit Honig, denn der Rohrzucker aus Westindien kommt nicht.

— — —

In einem kleinen Rittergut in Schlessien gehen zwei Herren zusammen über den Hof. Der eine von ihnen, ein weißköpfiger, alter Herr mit fein geschnittenem Gesicht sagt: „Jahrelang habe ich an dieser Sache herumexperimentiert. Schon mein Vorgänger Marggraf

hatte ja ganz richtig erkannt, daß gerade diese Rübe zuckerhaltig ist, auch schon feinerzeit darüber eine Denkschrift bei der Preussischen Akademie der Wissenschaften eingereicht. Das war wenige Jahre nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen."

"Und da hatte man wohl andere Sorgen, als ihre Rübenkocherei?" sagt der dicke Landrat vergnüglich.

"Ja, leider —" der alte Gelehrte schüttelt ein wenig den Kopf: "Es ist ja immer so, daß die Leute aus der Praxis sich nur darüber lustig machen, was wir Gelehrte erdenken. Wir sind nun einmal für sie schnurrige, verschrobene, komische Käuze — so ist es meinem Vorgänger auch gegangen."

Der Professor schließt ein kleines Gebäude auf, aus dem durch einen Schornstein dicker, dunkler Rauch qualmt.

"Das also ist ihre Rübenkocherei, lieber Professor Achar!" sagt der Landrat.

Der Professor läßt ihm den Vortritt, zeigt auf einen großen Bottich: "Der Verfahren ist gar nicht schwer. Die Rüben werden mit Fruchtpressen ausgepreßt. Die Preßrückstände und der Abschäum geben außerdem noch ein ausgezeichnetes Viehfutter. Und hier ist die 'Kocherei', wie Sie sagen."

Der Landrat findet sich zuerst ein wenig schwer zurecht, sagt dann: "Und was ist da in den Säcken?"

"Das ist der fertige Zucker — sehen Sie einmal — viel besser als der Rohrzucker aus Westindien, den wir wegen der Blockade nicht hereinbekommen können!"

Der Landrat greift in den einen Sack, läßt den Zucker durch seine Hände laufen, steckt schließlich ein Stück davon in den Mund und legt dem Professor die Hand auf die Schulter: "Wissen Sie, was Sie sind, lieber Professor Achar? Sie sind der erfolgreichste Blockadebrecher unserer Tage. — Wenn Ihre Arbeit Erfolg hat, so ersparen Sie Preußen und Deutschland und allen andern Ländern in Europa jedes Jahr viele Millionen Taler, denn dann brauchen wir

auch, wenn diese Blockade einmal zu Ende ist, keinen Rohrzucker mehr aus dem Ausland einzuführen. Das ist Ihr Werk, lieber Professor. —“

Der alte Gelehrte wird ganz rot vor Glück: „Wenn die Unvernunft der Menschen noch soviel Unglück anrichtet, so muß die Vernunft das wieder gut machen, die Vernunft, der menschliche Erfindungsgeist, dem wir alle Erfolge nächst Gottes Fürsorge verdanken.“

Am 19. Oktober 1812 war Napoleon mit der großen Armee von Moskau heim-
marschiert; am 6. November setzte die russische Winterkälte ein, in dauernden
Gefechten geschwächt, löste sich die Armee am 26.—28. November beim Übergang
über die Beresina auf; damit schlug die von den preußischen Patrioten erhoffte
Stunde; am 30. Dezember schloß General von York in der Poscheruner Mühle
bei Tauroggen mit dem russischen General von Diebitsch ein Neutralitätsab-
kommen für die preußischen Truppen. Der Abfall Preußens von Napoleon
setzte ein. Die Erzählung schildert die Stimmung in einem schlesischen Gutshause
jener Tage; bei seiner Flucht durch Schlessien wäre Napoleon in Hagenau beinahe
gefangen genommen worden.

Die alte Truhe.

Eilig hastete Waltraut in das Haus, sah sich vorsichtig um, daß
niemand die beiden Pakete, die sie trug, sehen sollte. Aus der Küche
des großen, alten Kleinstadthauses kam der warme Duft der Pfef-
ferkuchen. Das fünfzehnjährige Mädcl lief eilig die Treppe her-
auf, — offenbar war Mutter also in der Küche und Vater noch nicht
wieder nach Hause gekommen. Nun hieß es eilig, die beiden Pa-
kete für Weihnachten zu verstecken. In ihrem eigenen Zimmerchen
war kein rechter Platz. Wohin damit? Auf den Boden? Lieber
nicht! Da war gerade entrümpelt, und all die schönen Ecken und
Winkeln mit alten Möbeln, Kisten und Kästen waren leer. Viel-
leicht kam die Mutter auch noch wieder auf den Boden, sah die Pa-
kete und machte sie ahnungslos auf. Dann war die ganze Über-
raschung für die Katz!

Waltraut überlegte einen Augenblick. Richtig, daß ihr das nicht
gleich eingefallen war. Da war ja noch das Zimmer der alten
Tante Minette, in dem es immer so nach Lavendel roch und das
seit dem Tod der guten, alten Dame leer stand. Das wäre noch
eine Gelegenheit, die Weihnachtspakete rasch dort zu verstecken.

Vorsichtig nach beiden Seiten ausschauend, ging sie auf den Zehen-
spitzen an das Zimmer, rüttelte an der Thür. Zugeschlossen — schadel

Aber vielleicht stand Mutters Schlüsselkorb unten. Es war ihr nicht schwer, den Schlüsselkorb auszukundschaften — also wieder hinauf und einmal sehen, ob der Schlüssel schließt. Die Tür ging in der Tat auf, Waltraut zog sie vorsichtig hinter sich zu. Dort in dem alten Schreibtisch wäre ein richtiger Platz, die beiden Paketchen bis Weihnachten zu verstecken. Sie nahm den Schlüssel des alten Schreibtisches, eines altertümlichen „Sekretärs“, wie man ihn vor hundert Jahren zu bauen pflegte, schloß auf und ließ die Schreibplatte herunter. Ein Fach wurde frei, in dem nur eine kleine, alte, gebeizte, zierliche Holztruhe aus Rosenholz stand. Hier in dieses Fach mußten die Weihnachtsgeschenke Waltraut nahm die Truhe heraus, stellte sie neben sich, packte die Weihnachtsgeschenke in das Fach und schloß wieder zu. Vielleicht machte sie es etwas zu hastig, jedenfalls stieß sie dabei die kleine Truhe um, die sie auf die Erde neben sich gestellt hatte. Die Erschütterung war wohl mehr als das alte Schloß, an dem seit vielen Jahren niemand mehr geschloßen hatte, vertragen konnte. Der Deckel sprang auf und sauber gebündelt fielen eine Menge von Briefen, dazu ein kleines Büchlein heraus.

Waltraut nahm das Büchlein in die Hand; „Mein Tagebuch“ stand in einer zierlichen, sehr zarten Schrift auf der ersten Seite. Darin lag das runde, wie aus einem alten Medaillon herausgeschnittene Bild einer jungen Frau mit aufgelösten, kastanienbraunen Haaren, einem schmalen Gesicht mit sehr großen blauen Augen und in einem Kleid, wie es heute niemand mehr trägt. Das Bild mochte wohl 120 Jahre alt sein — auf Bildern der Königin Luise hatte Waltraut ähnliche Kleider gesehen.

Sie schlug das Büchlein auf — und als sie zu lesen begann, sprach eine Stimme über mehr als ein Jahrhundert zu ihr, die Stimme einer jungen Frau. . .

„5. Dezember 1812. Heute komme ich wieder dazu, dir mein liebes Tagebuch, etwas anzuvertrauen. Ich habe ja so große Sorgen um meinen Mann. Er war wieder nur zwei Tage hier und hat

alles mit dem Vogt wegen des Gutes besprochen. Was zum Frühjahr werden soll, weiß niemand. Die Franzosen haben uns fast alles Saatkorn weggeholt, die Pferde bekommen jetzt schon Hinterroggen und sehen so schlecht aus. Jeschke, Baumann und Schulz, die drei Bauern, denen es sonst immer gut ging, waren heut bei meinem Mann und fragten, ob sie nicht etwas Korn bekommen könnten. Wir haben aber selber nichts mehr. Wo soll das enden? Mein Mann will sehen, in Breslau noch etwas Holz zu verkaufen, um Geld zu schaffen. Es ist alles sehr teuer. Er sagte, daß man sich in Breslau erzählt, Kaiser Napoleons Armee habe beim Übergang über einen Fluß schreckliche Verluste erlitten. Tausende sollen in den eisigen Wassern ertrunken sein. Hoffentlich sind nicht zuviel Deutsche darunter. Ich denke manchmal an die Schwadron der Hessischen Dragoner, die hier bei uns im Quartier lagen. Es waren alles so prächtige Menschen, die der Napoleon für seinen Ehrgeiz in den Tod führt. Ich mag es ja nicht sagen, aber ich kann es dir, meinem Tagebuch ja anvertrauen, ich hasse diesen Menschen aus ganzer Seele.“

„10. Dezember 1812.

O, welche Aufregung! Heut Mittag kommt ein Knecht von weiter, gibt mir einen Brief — Wilhelm, mein Mann, ist fort, abgereist nach Ostpreußen zu den dortigen preussischen Truppen. Nun weiß ich ja, was all die Jahre hindurch seine vielen heimlichen Reisen zu bedeuten gehabt haben. Sie wollen gegen Napoleon loschlagen, „wenn es sein muß auch ohne den König!“, schreibt er. Und ich sitze auf dem Gut und muß sehen, wie ich mit den Sorgen fertig werde, dazu ist der kleine Peter wieder krank, im Dorf ist auch Krankheit und Geld ist keins da. Und ich habe eine solche Furcht um Wilhelm! Das ist doch schon einmal mit einem schrecklichen Unglück ausgegangen, als der Major von Schill gegen Napoleon loschlug — wenn es nur diesmal besser wird! Man hört nichts, alle Wege sind versperrt, und ich habe auch keinen Mut jetzt allein nach Breslau zu fahren. Wenn der Krieg wieder losgeht, wird unser armes Schlesiensland sicher wieder viel zu leiden haben. Aber

ich will ja nicht klagen — preußische Frauen müssen tapfer sein in dieser Zeit.“

„14. Dezember 1812.

Welch ein Tag, Welch ein Tag —! Ich traue meinen Augen nicht, als heute morgen auf dem Hof vierzig Reiter ankommen, Manen von den Pferden steigen, das Haus umzingeln und drei Offiziere hereinkommen, polnische Manen von Napoleons Leibgarde. Wie kommen die hierher — dann kann doch Napoleon nicht fern sein! Die Herren waren durchaus ritterlich. Ich will mich gar nicht beklagen. Als ich sie bat, nicht zu dem kranken Kind, das im Fieber schläft, hineinzutreten, gaben sie dies Vorhaben sofort auf, nur Wilhelm's Schreibtisch haben sie sich aufmachen lassen, aber auch nichts gefunden als alte Gutsabrechnungen und viele nicht bezahlte Rechnungen. Sie haben sich dann auch höflich verabschiedet. Der eine sagte mir, man fürchte, daß Kaiser Napoleon von preußischen Patrioten abgefangen werden sollte. Mehr war aus ihnen nicht herauszukriegen.“

„20. Dezember 1812.

So habe ich mir Weihnachten nicht vorgestellt und auch nicht die Adventszeit. Wir haben den ganzen Tag in der Leuteküche gekocht, sogar eines der letzten Schweine geschlachtet für diese armen Menschen. Nicht weniger als vierzig Italiener saßen dort unten, schnatterten in ihrer fremden Sprache, waren eingewickelt in alte Bettlaken, dem einen war die Nase abgefroren, der andere hinkte und hatte nur noch einen Fuß — es ist entsetzlich, wie sie aussahen. Ich verstehe ihre Sprache nicht, nur die bittenden Augen der armen Menschen konnten einem das Herz umdrehen. Jeschke kam mit einem Knüttel auf den Hof und sagte: „Das sind die ersten Franzosen, sollen wir sie alle totschlagen?“ Aber wie er die armen Kerl sah, hat er selber zwei zu sich an den warmen Ofen genommen. Wenn das die große Armee ist, dann Gnade Gott — dann hat dieses Ungeheuer Napoleon Hunderttausende auf dem Gewissen!“

„Weihnachtsabend 1812.

Wir haben einen ganz kleinen Lichterbaum, aber Peter ist wieder wohl, Gott sei Dank und die kleine Luise ist auch gesund. Durch Hannau soll in diesen Tagen ein Strom von Flüchtlingen gekommen sein, darunter viele Deutsche, alle todkrank, verfroren, verhungert, in Lappen. — Er ist schon lange in Paris. Seine arme Armee kommt einher wie ein Schwarm Landstreicher. Man weiß nicht, was man machen soll — wir haben gestern sogar einem alten französischen Gardisten mit seiner Bärenmütze von dem letzten Wein gegeben und ihm seine verfrorenen Füße verbunden — und dabei haben diese Kerle doch damals im Sommer den alten Jochen beinahe totgeprügelt. Aber wenn man heute diese Menschen sieht, mag man ihnen nichts mehr tun, die hat Gott geschlagen — Menschen können dann nur noch Mitleid haben. Von Wilhelm höre ich nichts — es ist das erste Weihnachten ohne ihn. Baumann kam aus Breslau zurück und erzählte, daß die preußischen Truppen dort jetzt überall zu sehen sind, daß man die armen Flüchtlinge durchziehen läßt, aber alle, die noch in geschlossenen Gruppen kommen, bereits entwaffnet. Geht es los? Welch Weihnachten — und von Wilhelm keine Nachricht.“

„4. Januar 1813.

Wieder Einquartierung, ein französischer General, der drei Tage bleiben wollte und morgens früh weiter fährt. Seine Kürassiere, die er mitbringt, sehen erbärmlich aus, wir haben Gott sei Dank die Gutsperde in den Wald gebracht und versteckt, ich habe ihnen vorgelogen, daß schon andere Franzosen sie mitgenommen hätten. Drei der Franzosenperde sind hiergeblieben und zwei Mann, die nicht mehr weiter konnten, Hannau ist völlig überfüllt von gänzlich abgerissenen Flüchtlingen. Der König soll eine sehr aufregende Nachricht bekommen haben und aus Berlin abreisen wollen.“

„8. Januar 1813.

Wilhelm ist da! Wie bin ich glücklich, wie bin ich unendlich glücklich. Die preußischen Truppen unter dem General von York haben

die Franzosen verlassen, Freiherr vom Stein soll schon unterwegs nach Ostpreußen sein, um die Volkserhebung einzuleiten. Wilhelm will hier alle hochkriegen. Bauer Jeschke ist ganz aus dem Häuschen und erzählt mir immer wieder, daß er noch Gewehre vergraben hat. Wilhelm schimpft schrecklich auf den König, daß er immer noch zögert, den Landsturm aufzubieten. Jetzt oder nie sei die Gelegenheit für Preußen, sich frei zu machen. Jetzt möchte ich ein Mann sein können. Wir haben alles Silbergeschirr zusammengepackt, das noch da ist, das soll nach Breslau in die Münze, falls der König Geld braucht gegen Napoleon. Ich bin ja so glücklich, trotz aller Not, und so froh, daß Wilhelm mit seiner Sache recht behält. Onkel Joachims dummes Gesicht möchte ich jetzt sehen, der immer gesagt hat: „Napoleon ist euch zu groß!“ —

Waltraut klappte das Büchlein zu. Über die Jahrhunderte hinweg hatte aus der Vergangenheit eine Stimme zu ihr gesprochen. — Sie hielt das Bildchen unter die Lampe, versuchte es mit ihren eigenen Zügen zu vergleichen. Die Augen waren ganz ähnlich, vielleicht auch die kastanienbraunen Haare —, wenn man wissen könnte, wieviel Vergangenheit der Ahnen, wieviel Kämpfe und Sorgen von ihnen in uns selbst lebendig sind. Nachdenklich legte Waltraut das Bild der schönen jungen Frau wieder in das kleine Buch zurück — 125 Jahre — wie lange und wie kurz ist das. . .

Die Erzählung gibt den Inhalt des ausgezeichneten Buches von Thiele: „Die jüdischen Gauner in Deutschland“, Berlin 1842, wieder. Dieser hat selber die Untersuchungen gegen die große Gaunerbande von Betsche geführt und unschätzbare wertvolles Material zur Kenntnis des Judentums beigebracht.

Der getreue Polizeimann.

Das war in der „guten alten Zeit“, wie sie später genannt wurde. Damals lag das Polizeipräsidium von Berlin noch am Hausvogteiplatz, es war der Morgen des 24. Dezember 1830 und der Polizeiaktuar Thiele legte den Uniformmantel ab, rieb sich die Hände, denn es war kalt in dem grauen und nicht sehr wohnlichen Bürozimmer.

Er hatte noch nicht Platz genommen, da klopfte es aufgeregt an die Tür: „Herein!“

„Morgen, Herr Aktuar, kommen Sie um Gotteswillen ganz rasch zur Universität. Es ist etwas Furchtbares passiert. Es ist eingebrochen worden. Die Quästurkasse ist aufgebrochen und das ganze Geld ist weg.“

Der eisgraue, alte Rechnungsbeamte der Universität zitterte am ganzen Körper: „Nach 32 Jahren Dienstzeit muß mir das passieren. Kommen Sie bloß, das ist ja furchtbar!“

Thiele stand auf: „Ich komme gleich, ich muß bloß erst mit meinem Vorgesetzten sprechen.“

Er klopft an: „Guten Morgen, Herr Rat! Da haben wir den neuesten Fall. Nach den Einbrüchen bei den Tuchhändlern und Buchhändlern ist jetzt auch in der Universitäts-Quästurkasse eingebrochen worden.“

Der Polizeirat sieht ihn nachdenklich an: „Da haben Sie's. Das können doch nur gelernte Schlosser gewesen sein! Mit ihrem Nachforschen nach den Juden haben Sie uns auf die ganz verkehrte

Spur gebracht, Herr Aktuarus. Ich werde jetzt selbst mitgehen und den Tatbestand mit aufnehmen."

In der Universität stehen bereits Schußleute, wie man damals sagte, und die beiden Polizeibeamten beginnen, den Tatbestand aufzunehmen.

"Alle Türen haben die Verbrecher doch aufgekreiagt."

Thiele hebt ein Stück Holz auf: „Der oder die Einbrecher haben rotbuchenenes Holz als Keile zum Aufbrechen verwandt. Das ist immerhin interessant!"

Der Polizeirat nickt: „Wenn Sie gleich eine Seite aus dem Talmud gefunden hätten, Sie alter Judenfresser, wäre Ihnen natürlich noch wohlher. Ich begreife nicht, wie ein tüchtiger Beamter solch rückständige Ansichten haben kann!"

Thiele schüttelt den Kopf: „Herr Rat, das ist genau die Methode, die der alte Zuchthausdirektor Stuhlmüller in seinem Buch über die 232 jüdischen Räuber, Baalmassematten, und Einbrecher, die auf dem Zuchthaus Plassenburg saßen, berichtet hat."

„Wie meinen Sie das?"

„Hier ist mit Taltel und Groß-Purim gearbeitet worden!"

„Was ist das?"

„Taltel ist ein Dietrich und „Groß-Purim“ nennen die Juden das große Bund Nachschlüssel, denn im Buche Esther ist doch geschildert, wie die Juden beim Purim die Perser um ihr Eigentum gebracht haben. Und hier sehen Sie, daß auch das große Stemmeisen am Werke gewesen ist. Das nennen sie den „Rebmosche“, d. h. „Rabbi Moses“, — der ist nämlich der größte von den Propheten, und mit dem großen Brecheisen geht es am besten."

Der Polizeirat schüttelt nur den Kopf. Die beiden Beamten nehmen den Tatbestand auf, und dann geht eine fieberhafte Arbeit an. Die Diebstähle und Einbrüche sind auch gar zu viel in Berlin geworden, — aber wie an die Gauner herankommen?

Die Einbrecher müssen Ortskenntnis gehabt haben, — so werden die Buchhändler gehört, bei denen eingebrochen ist, ob bei ihnen

irgendwie verdächtige Personen häufig im Laden als Käufer erschienen sind, und Thiele unterläßt es nicht, immer wieder einmal zu fragen: „Sagen Sie mal, sind häufiger Juden in Ihren Laden gekommen, die da lange herumstanden und Bücher ansahen?“

Dieser oder jener Buchhändler hat doch Verdacht gefaßt, — und eines Morgens ist Thiele so weit. Mit 8 Beamten wird losgegangen in die Alte Jakobstraße. Im Hinterhaus wohnt der Jude Rosenthal, seit langem verdächtig als „Nepper“, als Betrüger mit falscher Ware und falschen Edelsteinen. Es ist ein heller Wintermorgen, als Thiele mit 4 Beamten zur Wohnung hereintritt, während die anderen die Zugänge sichern.

„Aufmachen, Polizei!“

Und nun bietet sich ein merkwürdiges Bild. Der Jude sitzt im Schlafrock am Tisch und trinkt seinen Morgenkaffee, bleibt auch ruhig sitzen, als die Beamten hereinkommen. Schon seine Familie ist auffällig: Die Frau ist die Tochter vom Juden Kunstmann aus Posen, — Thiele lächelt: „Kennen wir! Vater gefessen wegen Einbruchsdiebstahl, Schmuggel, Hehlerei, wohlbekannt.“

Er sieht das Mädchen: „Was sind Sie hier?“

„Ich bin das Dienstmädchen.“

„Eine Jüdin als Dienstmädchen — merkwürdig! Wie heißen Sie?“

„Sratzen.“

„Aus Potsdam?“

Die Jüdin schweigt: „Ach so“, sagt Thiele, „der Vater ist der Moses Bär Brodbär, Berufshehler, grade wieder seit einem halben Jahre entlassen.“

Der Jude Rosenthal sieht unter dicken Augenlidern sich listig um: „Nu, was woll'n Se eigentlich von mir?“

Thiele hebt vom Ofen ein Holzschert auf: „Zum Beispiel dies, dies ist rotbüchernes Holz!“

„Nu, wo kann ich nich brennen rotbüchernes Holz?“

„Rosenthal, Sie wissen genau, warum wir hier sind. Zeigen Sie mal Ihre Jacke.“

Der Jude steht auf und will seine Jacke vom Haken nehmen. Da fällt etwas herunter. Blühschnell bückt sich der Jude.

„Halt, — da haben wir's ja schon: Der erste Taltell!“

„Nu, das müssen se mer habn in de Sachen gesteckt, ich bin 'n ehrlicher Mann, 'n anständ'ger Jüd!“

Die Beamten drehen unterdessen im Zimmer die Behältnisse um.

Thiele sieht den Juden an: „Sagen Sie mal, sind Sie Blumenfreund? Dafür kennen wir Sie noch gar nicht. Was bedeutet denn der Blumentopf da? Mal nachsehen!“

Einer der Beamten dreht den Topf um. Kullernnd fällt ein Haufen Goldstücke heraus. „Haben Sie aber merkwürdig ertragreiche Blumen, Rosenthal! Also nun mal los, wollen Sie nicht ‚Emmes‘ machen?“

Der Jude guckt den Polizeimann verdutzt an, weil der seine Fachsprache versteht. Inzwischen sehen die Nachbarn herein, auch Juden. In dem Augenblick packt der eine Polizeibeamte zu: Die Fratzen hat der Nachbarin was ins Ohr sagen wollen: „Unter der dritten Planke in der Küche. . .!“

Thiele klatscht in die Hände. — „Hin, die Planke hochnehmen!“ Es dauert gar nicht lange, da kommen die beiden Beamten wieder, bringen einen Haufen Geld und Pfandbriefe. Der Jude steht mit wütendem Gesicht daneben.

Thiele sieht die Papiere ruhig an: „Märkische Pfandbriefe, — genau wie sie in der Buchhandlung Nicolai gestohlen worden sind. Das genügt, alles mit nach der Hausvogtei!“

Und nun entwickelt sich der merkwürdigste Prozeß jener Zeit. Der Jude Rosenthal versucht zu retten, was zu retten ist und — packt aus. Er belastet 5 weitere Juden in Berlin. Die Juden werden verhaftet.

Tobend steht der Polizeirat vor dem Aktuar: „Ich seh mir das nicht lange mehr mit an. Die Leute, die Sie da festgenommen haben, sind doch alte Vertrauensleute der Polizei. Die können Sie

doch nicht einfach auf die Aussage eines irbeliebigen Verbrechers festnehmen lassen, bloß aus Ihrem Vogel, Ihrem Judenhaß heraus.“

Der Polizeiaktuarium macht eine kühle Verbeugung: „Herr Rat, — der eine von der Bande hat schon gepiffen.“

„Wer denn? Das ist ja ganz unglaublich!“

„Der Wohrlauer, Herr Rat!“

„Na, — wenn wir da nicht einer großen Lügengeschichte auffitzen! Sie ängstigen ja die armen Juden mit Ihrer rücksichtslosen Art so ein, daß sie alles ausagen, — und die richtigen Verbrecher lachen sich natürlich ins Säustchen.“

„Herr Rat, ich weiß wirklich nicht, woher Sie diese gute Meinung von den Juden haben?“

„Ich bin eben ein fromm christlicher Mann. Ich kann einfach nicht glauben, daß ein Volk, das uns die heiligen Erväter geschenkt hat, solche verbrecherischen Neigungen haben sollen. Das können hier ein paar einzelne sein, aber ein Jude ist doch auch ein Mensch! Was Sie immer reden von heimlichen jüdischen großen Verbrecherbanden, — entschuldigen Sie, aber da bin ich zu dumm dazu. Für mich sind Abraham, Isaak und Jakob immer noch verehrungswürdige Gestalten, an denen sich Gott offenbart hat.“

Thiele schüttelt den Kopf, sagt aber nichts.

Und nun wird Tag und Nacht durchgearbeitet. Jetzt lohnt es sich, daß er die „jiddische“ Sprache gelernt hat, daß er seit Jahren die Sinten der Gauner studiert. Immer größer wird der Umfang der Untersuchung. Da sind die Hehler, an die die gestohlene Ware gegangen ist, — und auch hier zeigen sich zwei Gebiete. Die eine Hehler- und Diebsbande sitzt in der Altmark und die andere sitzt im Städtchen Betsche in der Provinz Posen.

Der junge Polizeibeamte vernimmt die Nächte hindurch, — und es kommt ihm zu Hilfe, daß ein paar der ausgekochten alten jüdischen Verbrecher, um das eigene Fell zu retten, anfangen, zu „slichenen“, daß sie das Schlimmste begehen, was ein Jude an seinem Volke begehen kann, daß sie die Talmudereien anderer Juden verraten.

Mit diesen Geständnissen kann man weiter arbeiten. Und eines Tages ist die Stunde so weit. Betsche, der kleine Ort mit seinen 250 Menschen ist die Zentrale der jüdischen Gaunerbanden. Hier sind die Werkstätten, wo die Nachschlüssel und Einbruchsinstrumente gefertigt werden. Hier sind in den letzten 10 Jahren vier Magistratspersonen wegen Hehlerei, Bestechlichkeit und dergleichen Dingen abgesetzt worden, hier besteht ein Drittel der Bevölkerung aus Juden.

Jetzt greift die oberste preussische Polizeibehörde ein. Die Berichte des jungen Aktuars sind bis zum Minister gedrungen. Er hat sie selbst, als er merkte, daß sie nicht durchgelassen wurden, daß unbekannte Hände die Untersuchung lahmlegen wollten, in die Wohnung des Ministers gebracht. Und so kann die große Polizeiaktion beginnen. In der tiefen Nacht wird das Städtchen Betsche mit Polizeimannschaften umgeben. Bewaffnete Bürger aus der Nachbarschaft sind aufgeboten. Es ist alles ganz geheim erfolgt, — und nun wird zugepackt. Man kriegt den Nachtwächter noch gerade zu fassen, als er Lärm schlagen und die Verbrecher warnen will. Der Kerl ist also auch „kochem“. Man holt den Bürgermeister aus den Federn. Er will nicht einmal wissen, wo die stadtbekanntesten Juden wohnen. Schließlich nimmt man ihn aber mit, und er muß vor jedem Fenster den dort wohnenden Juden herausschreien. Unauffällig wird der Jude festgenommen. Da stellt sich heraus, daß die Juden nur noch die letzte Nacht in ihren Häusern schliefen. Sie hatten alles gepackt, und am nächsten Tage sollte es über die russische Grenze gehen. Sie mußten also aus der Polizei selbst gewarnt sein. Betsche brachte den größten Fang. Aber es wurde nun auch noch gleich in Frankfurt an der Oder, in Storknecht, Mezeritz, Magdeburg, Calbe, Bismarck, Stendal, Salzwedel zugegriffen, — über 200 Juden, schwerverdächtig des Einbruchsdiebstahles, der Hehlerei, des gewerbsmäßigen Markt- und Taschendiebstahls bekam man in die Hände, — außerdem neun Nichtjuden, alle desselben Verbrechens beschuldigt, nämlich der Abgabe falscher eidestattlicher Versicherungen über den Aufenthalt jüdischer Verbrecher.

Die Nachricht von dieser großen Polizeiaktion erregte damals ein ungeheures Aufsehen in Deutschland. Als der alte Rothschild in Frankfurt am Main es hörte, veranlaßte er sofort, daß dem Preussischen Gesandten mitgeteilt würde, Baron Rothschild nehme lebhaftes Interesse am Schicksal seiner „Glaubensbrüder“. Das war nicht ganz ohne Bedeutung, — denn der arme preussische Staat hing mit einer hohen Anleihe bei Rothschild. Aber die Untersuchung war jetzt schwer aufzuhalten. Und sie gab ein fast unglaubliches Bild. Da waren alte jüdische Verbrecher dabei, die seit 20 Jahren von nichts anderem als vom Diebstahl, Einbruch und Hehlerei lebten, — an ihren Wohnorten aber immer den ehrlichen Handelsmann gespielt hatten. Da bekam man Juden in die Hand, die schon vor 30 Jahren an den großen bewaffneten jüdischen Räuberbanden, die das Rheinland unsicher gemacht hatten, sich beteiligt hatten — und das Netz der Untersuchung wurde immer weiter und weiter. Der Judenprozeß von Betsche wurde die größte Sensation, — und es gab tatsächlich empfindliche Strafen.

Aber da arbeitete die Hand aus dem Hintergrund. In der Berufungsinstanz wurden die Strafen um ein Drittel gekürzt, einige der größten Verbrecher bekamen sogar durch königliche Gnade eine weitere Herabsetzung ihrer Strafen.

Der getreue Thiele aber war noch 10 Jahre später auch Polizeiaktuarus. Unter seinen Vorgesetzten hieß es: „Ein tüchtiger Mann, — aber zur Beförderung nicht geeignet, — gegen den liegt höheren Ortes was vor!“

Gegen ihn lag in der Tat etwas vor, nämlich — — Rothschild!

Da hat der fleißige Polizeimann sich hingeseht und ein Buch geschrieben: „Das jüdische Gaunertum in Deutschland“, hat in seiner freien Zeit die Archive durchgearbeitet, die alten Gerichtsverhandlungen studiert, — und schließlich die beste Darstellung der jüdischen Gaunereien, besonders aber dieses großen Betscher Judenprozesses geliefert.

Diese Darstellung macht es uns heute noch möglich, bei soundsoviel

jüdischen Familien, die später Macht und Einfluß bekamen, festzustellen, daß sie aus alten Hehler- und Diebsfamilien abstammen. Dieses Buch gab dem Polizeidienst wertvolle Winke für die Bekämpfung des jüdischen Verbrechertums. Thiele selbst hat in seinem Leben von seinem treuen Kampf nicht viel gehabt, — alle Judenknechte, und alle, die sich für „modern“ gesonnen hielten, haben ihn zurückgesetzt, — und doch hat dieser brave Polizeimann sich um das deutsche Volk wohlverdient gemacht. Er hat in einer Zeit, da man den Juden die Staatsbürgerrechte verliehen hatte, da Rothschild die deutschen Staaten nach seiner Pfeife tanzen ließ, unerschrocken den Kampf geführt, der die heiligste Pflicht jedes ehrlichen Menschen ist: „den Kampf gegen den Juden zum Schutze des schaffenden Volkes!“

Seine Zeit hat seine Treue nicht belohnt, — aber sein Leben ist ein Beispiel dafür, daß treuer Kampf für das Volk und gegen den Juden schließlich doch Anerkennung findet. Auch er hat ein gutes Stück zum Bau der Kenntnis des Judentums beigetragen, und mitgewirkt, daß wir heute den fürchterlichsten Völkerzerstörer, den Juden, richtig sehen — und er hat in seinem Herzen niemals an den „anständigen Juden“ geglaubt. . .

Als 1848 Schleswig-Holstein seinen Befreiungsversuch von der dänischen Herrschaft machte, griff der Deutsche Bund im April 1848 zugunsten Schleswig-Holsteins ein. Darauf wurde über die deutschen Nordsee- und Ostseeküsten durch die an sich gar nicht große dänische Flotte die Blockade verhängt. Der damalige deutsche Überseehandel brach daran völlig zusammen. Aus freiwilligen Beiträgen und aus Zahlungen der in Frankfurt a. M. gebildeten provisorischen Reichsregierung unter Erzherzog Johann von Österreich wurde darauf eine deutsche Flotte geschaffen, die unter der Führung des tüchtigen Admirals Brommy stand. Am 5. Juni 1849 lieferte er den Dänen ein erfolgreiches Gefecht vor Helgoland, konnte aber seinen Erfolg nicht ausnutzen, da er durch Rücksichten politischer Art am vollen Einsatz der Schiffe gehindert war. Die mit Schulden überlastete Flotte wurde schließlich — nicht zuletzt auf Drängen des Bankhauses Rothschild — nach dem Zusammenbruch der deutschen Einheitsbewegung von 1848 durch den Bundeskommissar Hannibal Fischer meistbietend versteigert.

Juden verkaufen die deutsche Flotte.

Es ist ein nebliger Morgen auf der Höhe von Helgoland im Frühjahr des Jahres 1848. Die Hamburger Brigg „Neptun“, Kapitän Brathering, ist mit Stückgut von London auf der Heimreise nach Hamburg, und läuft mit langsamer Fahrt bei dem unsichtigen Wetter. Der Kapitän nimmt einmal über das andere das Fernrohr heraus, und versucht, durch den dichten Nebel hindurchzusehen, im Mastkorb sitzt der Leichtmatrose Heini Butenschön, 18 Jahre, gebürtig zu Hamburg und seit vier Jahren auf See, und versucht, die ziehenden Nebelbänke mit seinen hellen blauen Augen zu durchdringen. Da taucht irgend etwas fern auf, scheint wieder zu verschwinden und wird dann groß und weiß im Nebel wieder sichtbar. Jetzt hat es der Kapitän unten auch gesehen, — da schreit Heini von oben herunter: „Schiff ahoi!“ Einen Augenblick wird die Sicht frei, — was dort herankommt, ist eine schlanke, hohe Fregatte, die alle Segel gesetzt hat, und Kurs auf den „Neptun“ nimmt.

Der Kapitän ballt die Faust: „Gottsdonner, — verdammt noch mal!“

Da kracht ein Schuß, und die Kugel schlägt kurz vor dem „Neptun“ ein. Jetzt ist drüben auf der Fregatte die rote Fahne mit dem weißen Kreuz, der „Danebrog“ deutlich sichtbar, geht das Signal der Flagge hoch: „Stoppen Sie sofort, wir senden Priisenkommando!“

Der Kapitän mißt die Entfernung von seiner Brigg bis zur Fregatte, — er hat etwa die halbe Geschwindigkeit, — Flucht ist unmöglich. Ein Pfiff ruft die Mannschaft an Deck zusammen: „Sofort ausbooten und landwärts rudern, ich bleibe an Bord und übergebe das Schiff. Wir sind der dänischen Blockadeflotte in die Hand gefallen, rettet Ihr Euch jedenfalls, damit Ihr nicht noch gefangen genommen werdet.“

Auf der anderen Seite des Schiffes, so daß die Fregatte das Manöver nicht beobachten kann, werden die Boote zu Wasser gelassen und rudern bereits landeinwärts im Nebel, als das dänische Priisenkommando an Bord kommt.

Heini Butenschön sieht noch einmal zurück aus dem Boot auf die schöne Brigg, die so verlorengeht: „Wenn wir nun eine deutsche Flotte hätten, dann könnte uns das gar nicht passieren. Nun werden sie unseren alten „Neptun“ nach Kopenhagen schleppen und wir sind ihn los. Das ist doch ein Schweinkram, daß es gar nicht zu sagen ist!“

Zwei Tage später ist der Fall in Hamburg bekannt, an der Schiffsmaklerbörse wird der „Neptun“ gestrichen. Das ist nun schon in 8 Tagen das fünfte Hamburger Schiff, das so verlorengeht. Wer mag da noch ausfahren? Am Hafen lungern die beschäftigungslosen Seeleute herum, Lieferungen können nicht gemacht, Verträge können nicht erfüllt werden, der ganze Handel von Hamburg liegt still, weil draußen vor der Elbe und Weser ein paar große dänische Kriegsschiffe herumkreuzen und Admiral Sten Bille jeden Tag ein oder zwei deutsche Kauffarteschiffe vor der Küste wegschnappt. Hindern kann ihn niemand, — denn es gibt keine deutsche Flotte, und das einst seeberühmte Hamburg muß beinahe froh sein, wenn der Däne

nicht bei guter Flut elbaufwärts fährt und den Hamburger Hafen auszuräumen versucht. Gedroht hat er schon ein paarmal damit.

Heini Butenschön steht am Hamburger Kai und spuckt in die Elbe. Was soll ein Matrose machen, wenn es keine Schifffahrt mehr gibt? Man hört zwar so allerlei, daß ein Flottenverein gegründet sei, der Geld für eine Flotte sammelt, — aber bis die ihre Groschen zusammen haben, kann es seine Zeit dauern. Daß die beiden großen Reedereien Sloman und Godefroy dem Senat eines ihrer Schiffe zur Verfügung gestellt haben, die mit Kanonen ausgerüstet werden sollen, — das ist schon etwas besser.

Und eines Tages kleben in Hamburg die Aufrufe, die zur freiwilligen Meldung zu einer deutschen Kriegsflotte auffordern. Also, — Heini geht hin. Da liegen tatsächlich die beiden schönen Schiffe, die Sloman und Godefroy gestiftet haben, — aber so sehr vertrauenerweckend sieht die ganze Sache ja nun nicht aus.

Als Heini unten in der Back beim Essen mit den anderen angeworbenen Matrosen sitzt, — einen ganzen Teil von ihnen kennt er vom Hafen und die allerbesten Brüder sind es nicht gerade, — da hört er mehr als ihm lieb ist: „Auslaufen?“ Mensch, Du hast ja 'n Vogell! Wir heißen zwar deutsche Kriegsflotte, aber Kriegsführen tun wir noch lange nicht. Weißt du was unser Höchstkommmandierender ist? Ein alter, langer, verstoffener Engländer, der mit den Portweimbuddeln Krieg führt, nennt sich Kommodore Strutt, — den Mann mußt Du mal sehen, Mensch, Heini, den kriegst Du nich zu Wasser, wenn's nicht gerade gebrannt ist!“

Die Seeleute bekommen ihren „Höchstkommandierenden“ in der Tat selten zu sehen, — und wenn er einmal auftaucht, dann hat er meistens eine ziemlich große Schlagseite. „Der Alte säuft!“ — das ist die erste Erfahrung, die sie mit der Flotte machen. „Also laufen wir auch!“ — sagen sich die meisten.

Diese Art Flotte, die still in Hamburg liegt und Bier und Kümmel vertilgt, vermag dem Admiral Sten Bille nicht zu imponieren. Er ist in kurzer Zeit gut unterrichtet über diese Zustände und setzt sein

Spiel des Wegfangens von Handelsschiffen vor der Küste ungestört fort.

Da erscheint in Hamburg bei der „deutschen Flotte“ plötzlich ein kleiner Mann mit goldbetrefter Uniform und schwarzem Knebelbart an Bord. Heini nimmt, — was er sich auch schon abgewöhnt hatte, — wieder Haltung an, die abendlichen Saufgesellschaften hören auf. Wie ein schwarzer Teufel fährt Brommy in die Lotterwirtschaft hinein. Und nun wird exerziert, nun wird auch die Verpflegung plötzlich ordentlich, die Schiffe sehen sauber aus, — und eines Tages lichten die beiden Kriegsschiffe die Anker und gehen elbeabwärts. Heini jubelt das Herz, und es ist eine helle, stolze und fröhliche Stimmung an Bord. „Endlich in See, — und ran an den Feind!“

Soweit allerdings ist es noch nicht, — mit so schwacher Macht kann und will Brommy keine Schlacht riskieren, aber unbehelligt bekommt er seine Schiffe in die Wejermündung vor Bremen. Und nun entwickelt sich dort ein wirklich tüchtiges Leben, es wird gebaut und gearbeitet, exerziert und geübt, — und der kleine Admiral mit dem schwarzen Knebelbart ist immer dazwischen, unermüdet und tätig:

Das ist nicht ganz einfach, — eigentlich weiß niemand, wem die Flotte gehört. Das sind 35 deutsche Staaten, da ist ferner die Nationalversammlung in Frankfurt am Main, da ist der von ihr gewählte Reichsverweser, der alte Erzherzog Johann von Österreich, der ein Ministerium besitzt, und das soll Geld schicken. Aber meistens ist kein Geld da.

Einmal hat ein graubärtiger Bootsmann den Admiral Brommy gefragt: „Wem gehört denn eigentlich unsere Flotte?“ Das war, als sie ein kleines Fest zur Flaggenhissung auf einem neuen Schiff gemacht hatten. Da hat der Admiral ihn angefaucht: „Deutschland gehört die Flotte.“ „Ja, aber das gibts doch noch gar nicht?“ — da hat Brommy ihn lange angesehen: „Aber hier wird eine Grundlage dazu gelegt.“

Gottlob ist Waffenstillstand, — so kann die Flotte ihre Arbeit ungestört fortsetzen, und Schiff auf Schiff wird kampftüchtig gemacht.

Nur der Admiral bekommt immer mehr weiße und graue Haare. Einmal sieht Heini ihn vorübergehen, wie er ganz gebückt und mühselig einherkommt. Man hört auch so mancherlei, daß die einzelnen deutschen Staaten eifersüchtig aufeinander sind und kein Geld für die Flotte geben wollen, daß hohe Schulden da sind, — und einmal ist in der Mannschaftsbäck schon das Wort aufgekommen: „Wenn sie in Frankfurt nur nicht die schönen Schiffe an die Juden verschauern.“

Da ist der Krieg wieder ausgebrochen. Und eines Morgens gellen die Pfeisen über die Schiffe: „Alle Mann an Achterdeck antreten!“ Und dann erscheint Bromm selbst: „Deutsche Seeleute, es ist ein großer Sieg errungen, deutsche Strandbatterien haben vor Eckernförde das dänische Linienschiff Christian VIII. niedergekämpft. Das Schiff ist in die Luft geflogen. Die dänische Fregatte Gefion hat die Flagge streichen müssen, — drei Hurras für Deutschland und unsere junge Flotte!“ Es jubelt über die Schiffe, und den ganzen Tag liegt es wie Sonne auf ihnen. Der erste Erfolg gegen den seetüchtigen Gegner.

Und plötzlich hat alles ein anderes Gesicht. Mögen sie in Frankfurt machen, was sie wollen und mögen sich die Regierungen zanken, was sie lustig sind. Da kommen Bremer Kaufleute und bringen dem Admiral Geld, Schulklassen haben ihre Ersparnisse zusammengetragen und alte pensionierte Handelskapitäne schicken eine ganze Monatspension, — die deutsche Flotte soll in See gehen.

Vor der Nordseeküste mit seinen weißen Fregatten gependelnd und überall kreuzt Admiral Sten Bille. In seinen Offiziersmessen wird gewettet: „Ob der Bromm rauskommt? Ob der Bromm nicht herauskommt?“ — Nur der Admiral ist fest davon überzeugt: Der geht nicht auf See, — und seine altgedienten dänischen Seeleute malen sich schon aus, wie sie den Bromm und seine Leute Wasser schlucken lassen würden.

Admiral Sten Bille kreuzt mit seinen Schiffen Thetis, Rota, Bellona, den drei großen Fregatten, der Korvette „Dalkyren“ und dem Dampfer Geiser vor Helgoland: „Ob der Brommø herauskommt?“

Und wieder steht Heini im Mastkorb, aber diesmal auf dem „Barbarossa“, Brommø's großem Linienschiff. Der Kurs geht auf Helgoland, so rasch bei der fast völligen Windstille voranzukommen ist.

„Es ist nicht weit von der Stelle, wo sie unser schönen „Neptun“ weggenommen haben, — na wartet!“ — denkt Heini Butenschön. Die Geschütze funkeln in der Sonne, die deutsche Flotte fährt in Dreiecksformationen, voran der „Barbarossa“, hinter ihm die Schiffe „Hamburg“ und „Lübeck“ in Richtung auf Helgoland. Helgoland war damals englischer Besitz.

Es ist fast ganz windstill geworden. Und da schreit Heini auf vor Freude: „Die ganze dänische Flotte vor uns, rechts ab die Korvette „Dalkyren“, weit dahinter die drei Fregatten und der Rest!“ Das deutsche Geschwader braust auf „Dalkyren“ los. Das wäre so ein Glück, das einzelne schnelle Schiff zusammenzuschießen, ehe die großen Fregatten heran sind. Auf den Fregatten sieht es aus wie im Ameisenhaufen. Man kann bei dem hellen Tag beobachten, wie die Seeleute in die Takelage klettern und rasch noch alle Segel setzen.

Brommø kneift die Augen zusammen: „Dalkyren muß unser sein!“

Aber auch der dänische Kapitän drüben sieht, was die Stunde geschlagen hat —: „Feuer aus allen Kanonen!“, — wenn schon die Sache für ihn so schlecht steht, dann will er jedenfalls angefangen haben. Aber der größte Teil seiner Kugeln erreicht den „Barbarossa“ nicht einmal, als ihm schon dessen schwere Geschosse krachend in die Takelage fahren. Heini schreit von oben herunter: „Sie laufen schon mit Lössheimern!“ Da dreht „Dalkyren“ bei und versucht mit aller Kraft in den Schutz der englischen Insel Helgoland zu kommen. Eine zweite Salve segt ihr nach und holt einen Teil der Raaen herunter, trifft aber auch schon das Gestade der Insel. Sten Bille's Fregatten kommen jetzt heran und beginnen ebenfalls zu feuern.

Da fällt von der Insel selbst ein Schuß aus einer englischen Kanone.

Und auf einmal dreht Brommns Geschwader ab. Es ist des Admirals bitterste Stunde, aber das seemächtige England hat sich eingemischt und außerdem, — der Admiral hat Befehle von Frankfurt am Main erhalten. Er darf die Schiffe nicht aufs Spiel setzen. Warum? Es ist schon zuviel „geliehen“ auf die Schiffe.

Das Geschwader, noch eben im siegreichen Angriff, macht Kehrt in Richtung zur Elbmündung. Die Dänen drüben können sich gar nicht erklären, was das bedeuten soll. Heini kann sie noch bis zum Abendgrauen beobachten, wie sie dem deutschen Geschwader folgen. In seinem Herzen ist ein bitteres Gefühl: „Aus!!“

Es ist keiner auf der Flotte, der dies nicht empfindet, — es ist, als ob eine unsichtbare Hand eingegriffen hätte und alles zum Stillstand brachte, was eben noch mit soviel Begeisterung begonnen war.

* * *

Es ist Jahre später. In Frankfurt am Main steht ein kleiner, dicker Mann mit fetten Armen aufgeregt redend vor dem österreichischen Gesandten von Thun, dem Vorsitzenden des deutschen Bundestags: „Ich will haben mei Geld! Ich hab gegäben mei Geld nicht zum Spaß! Ich hab's gegäben aus ne große Gefälligkeit vor de deitschen Regierungen. Ich will haben mei Geld! Se können mer nich nemmen mei Geld. Wer mir nimmt mei Geld, der nimmt mir mei Ehr! Mei Geld is mei Ehr!“

„Ja, mein sehr verehrter Herr Baron Rothschild, die verbündeten Regierungen haben doch schon seit einem Jahre beraten, was mit der Flotte gemacht werden soll. Niemand weiß besser als Sie, welche Schwierigkeiten bestehen, um die laufenden Unkosten der Flotte aufzubringen.“

„Nu, wenn Se nich könne bezahlen die Unkosten und könne nich

bezahlen die Gläubiger, so müsse Se eben de Flotte verkaufen. Nu, dann werd se verkaift!“

Der lange, vornehme Österreicher sieht den Rothschild ganz entsetzt an: „Aber man kann doch nicht eine Flotte, die schon ein siegreiches Seegefecht gehabt hat, so einfach verkaufen wie irgendeinen Kolonialwarenladen. Ja, mein sehr verehrter Herr Baron Rothschild, wie stellen Sie sich das halt vor?“

Jetzt reizt dem Juden die Geduld, oder er tut jedenfalls so: „Ich hab gegäbn mei Geld dem Deutschen Bund. Weil Se mich haben gebeten, Herr Baronläbn persönlich, hab ich's gegäbn. Aus ne pure reine Gefälligkeit! Das Geld is fällig. Es muß bezahlt werden. Und Se woll'n mich nicht bezahlen! Se mache sich ä Gewissen, wegen ä alte Flotte, — wegn Ihre Unterschrift unter die Papierche aber mache Se sich kai Gewisse? Soll mer noch einmal e Regierung komme, und habe wolle eppes Geld vom Baron Rothschild. Ei weih geschrien, gäbn Se mir mei Geld und lassen Se versteigern de Flotte!“

Der Baron Thun lehnt sich hilflos zurück: „Ja, ich weiß ja, daß wir halt bezahlen müssen. Es ist ja, bittschön, nur um die Form..?“

„De Form, de Form! Hier hab ich e Wechsel in ä Form! Ich will Ihne sagen de Form!“

Und jetzt wird Rothschild's Gesicht von anmaßender Selbstgefälligkeit: „De Form werd sein so: Se werdn nehmen ä abgetakelten Beamten, so ä Hungerleider, ä Schlattenschammes! Und der wird versteigern de deutsche Flotte, — und ich werd bekomme mei Geld, — das is de Form! Mei verehrter Baron. . .!“

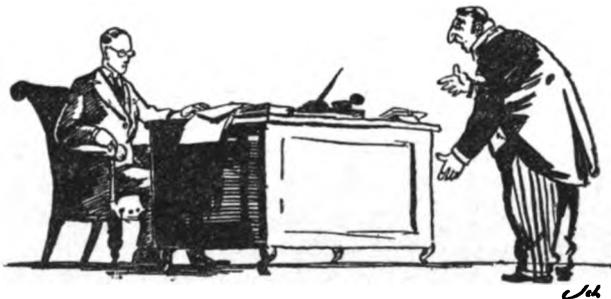
* * *

In Bremerhaven steht Heini in Reih und Glied, den Südwestler auf dem Kopf, das Gewehr über. Zum letzten Male geht der Admiral an der Mannschaft vorbei: „Auf eine bessere Zukunft, Kameraden! Vergeßt die deutsche Flotte nicht! Was wir hier angefangen haben, muß einmal . . .“ — ihm bleiben die Worte in der Kehle stecken: „weggetreten, Gewehre zusammenstellen!“

Da liegen die schönen Schiffe, und als Heini hinausgeht, wieder in seinem alten Schifferzeug und den Ranzen auf dem Rücken, um sich in Bremen auf irgendeinem Handelsschiff eine neue Stelle zu suchen, da sieht er einen langen Mann im abgewetzten Röcklein über die halbfertigen Boote auf der Werft hinwegsteigen, mit dem ungeschickten Schritt einer Landratte und eifrig in seinem Notizbuch kritzeln. Das ist der Herr Bundeskommissar Hannibal Fischer, der hergeschickt ist, um die deutsche Flotte zu versteigern, — denn Rothschild will sein Geld! Und als Heini durch Bremerhaven kommt, sieht er auf dem Markt ein paar dicke jüdische Makler herumstehen: „Die Kerls also werden unsere Flotte ausschachten, Pfui Deubell!“

* * *

Heini hat die Geschichte oft erzählt, viele Jahre später, als er ein abgedankter Kapitän war, nach jahrelangem treuen Dienst bei einer Bremer Firma: „Aber“, so hat er dann seine Erzählung geschlossen: „als wir dann die ersten deutschen Schiffe bekamen unter Bismarck



und die Reichsfahne darauf hochging, da habe ich mir doch gesagt: Wir haben damals recht gehabt, mit unserem Traum von der deutschen Flotte. Nun lassen wir Deutschen uns nicht mehr von der See verdrängen. Nur den Rothschild, den hätte ich damals gern zwischen meinen Fingern gehabt. Dem hätte ich damals gern einmal das Fell verhauen, — das er unsere schöne Flotte damals hat so verhökern lassen. . .“

So sind sie reich geworden.

Es ist eine still verträumte Stimmung in dem gepflegten Zimmer der Geheimrätin. Die alte Dame sieht eigentlich auch gar nicht nach einer bösen Schwiegermutter aus, schaut noch immer aus hellen, fröhlichen Augen in die Welt, regiert ihren kleinen Hausstand selber und ist eine tapfere Frau, hat nach dem Tode ihres Mannes, des Geheimen Justizrates, das kleine Vermögen brav zusammengehalten, ihrer Tochter Luzie eine gute Erziehung gegeben — eine Atmosphäre von Lebensklugheit, Tapferkeit und sauberem, geordnetem Heim herrscht in ihrer Wohnung. Manches ist alte Zeit darin — aber sie ist nicht stehengeblieben.

Der junge Offizier genießt irgendwie diese Stimmung eines ordentlichen Berliner Heims.

Die alte Dame hat den Tee eingegossen, reicht Zucker, mit ihrer ein wenig trippelnd-eifertigen Betulichkeit bemüht sie sich, dem Schwiegersohn die Teestunde gemütlich zu machen. Außerdem hat sie etwas auf der Seele, aber wie Frauen sind, kommt sie erst langsam und vorsichtig auf dieses Thema.

„Eigentlich ist es gut, daß Luzie noch nicht hier ist — Du wirst es natürlich bedauern und mußt nun mit der Unterhaltung einer alten Frau fürlieb nehmen. Luzie ist noch in ihrer Stunde — sie macht einen Brautkurs durch — ich finde das sehr verständig —. Ich selber habe ja noch bei meiner Mutter alles gelernt, aber wie viele junge Mädchen kommen in die Ehe, können weder kochen noch nähen, geben nur des Mannes Geld aus und verstehen gar nichts. Ich finde das sehr richtig, daß man heute dies anders einrichtet, und die jungen Mädchen auf ihren Beruf vorbereitet. Aber ich hatte etwas anderes auf dem Herzen.“

„Sprich nur ganz offen — wir haben ja vielleicht Zeit, solche Dinge zu besprechen.“

„Ja, also — das mag etwas altmodisch klingen, aber ich habe doch einen Schreck bekommen, wie ich in Deiner Ahnentafel — das ist auch so eine vernünftige Neuerung unserer Zeit, Du siehst, ich bin gar nicht reaktionär — gefunden habe, daß Dein Großvater durch Selbstmord sein Ende genommen hat.“

„Ja, das stimmt. Mein Großvater, der Maurermeister und Bauunternehmer Walter Ebeling, hat in der Tat als mehr als sechzigjähriger Mann sich selbst erschossen.“

„So, und weißt Du, warum er das gemacht hat? Sieh mal, ich muß als Mutter ehrlich mit Dir sprechen können. Oft geht doch so etwas auf eine traurige Anlage zurück; es gibt doch Familien, in denen die Melancholie sich forterbt. Ich drücke das natürlich ganz laienhaft aus.“

Der junge Offizier lächt leise: „Sehe ich aus, als ob ich eine Anlage zur Melancholie habe? — und mein armer Großvater hat sie auch nicht gehabt. Weiß Gott nicht. Aber wenn Du willst, will ich Dir die Geschichte erzählen. Also mein Großvater stammte aus einer kleinen Stadt in Pommern. So weit wir unsere Familie zurückverfolgen können, sind es alles Handwerker gewesen. War die Familie reicher, da ließ man die Söhne Zimmermann werden und in ärmeren Zeiten langte es nur zur Ausbildung als Maurer. Das war damals so, daß das Zimmermannshandwerk mehr Geld brauchte, als das Maurerhandwerk. Mein Großvater war nun der dritte Sohn. Die beiden ältesten sind Zimmerleute gewesen. . .“

„Also, wie man sie heute noch manchmal auf der Straße sieht, mit dem Knotenstock, dem rotweißen Bündel, den breiten, schwarzen Hosen — also richtige Zimmergesellen?“

„Natürlich! Am Anfang des vorigen Jahrhunderts war zwar schon die Gewerbefreiheit da. Jeder Pfuscher konnte einen Laden aufmachen und sich Meister nennen; in Wirklichkeit aber hielt das

alte Handwerk treu zusammen, wahrte seine Ehrbarkeit — und gerade die Zimmerleute haben ja auch bis heute schönes altes Brauchtum erhalten. Mein Großvater aber ist Maurer geworden. Nun kam damals der siegreiche Krieg von 1870/71. Durch die französische Kriegsentföädigung und durch den raschen Aufstieg in Deutschland war viel Geld unter den Menschen. Vor allem in Berlin war eine große Bauperiode ausgebrochen. Noch während des Krieges 1870 hatte man mit mehreren Hundertschaften Polizei die Barackenlager von Obdachlosen auf den Rehbergen und vor dem Halleschen Tor auflösen müssen — es war ein außerordentlicher Wohnungsmangel und ein großer Bedarf nach Wohnraum.

Das war für einen Maurermeister eine gute Gelegenheit — wo Häuser fehlen, ist der Maurer nötig. So ist mein Großvater hierher nach Berlin gekommen und hat sich bald selbständig gemacht. Der Staat hat sich ja in dieser Zeit um diese ganze Bauerei sehr wenig gekümmert. Man überließ das, wie es immer so schön heißt, der „Privatinitiative“. Mein Großvater nun bekam also einen Auftrag nach dem andern — der Bau von Wohnungen konnte mit der massenhaften Zuwanderung von Fremden nach Berlin kaum Schritt halten. Mein Großvater hatte nun den Brauch, wie es sich für einen ehrlichen Handwerker gehört, möglichst im festen Auftrag von irgendeinem Mann den Bau eines Hauses auf dessen Grundstück zu übernehmen. Wenn der Mann ehrlich und ordentlich war, so war das ein ehrliches Geschäft, er bekam sein Haus, wie er es wünschte, und mein Großvater hatte seinen gewissen Verdienst dabei. So erwarb er sich ein kleines bescheidenes Vermögen von etwa 8000 Talern.“

„Aber das war doch kein Grund, sich totzuschießen!“

„Nein, gewiß nicht. Dann aber machte mein Großvater eine Erfahrung — je mehr die Nachfrage nach Wohnungen stieg, um so schwieriger war es geworden, Bauland aufzutreiben. Gerade dort, wo damals in so großem Umfang gebaut wurde, war alles Land von großen Gesellschaften aufgekauft worden. Diese warteten, bis die Nachfrage nach Land immer brennender wurde — auf diese Weise

trieben sie die Preise in die Höhe. Die Folge davon war natürlich, daß die schon vorhandenen Häuser rasch im Preise stiegen, ja, daß man sich geradezu ausrechnen konnte, wann das Haus wieder „mehr wert geworden“ sei. Es setzte eine böse Spekulation mit Häusern ein. Billig Häuser zu erwerben und sie teuer zu verkaufen — dieser Erwerb, bei dem eigentlich gar keine nützliche Arbeit geleistet wurde, ernährte damals eine Menge Menschen.

Dabei ist es nicht geblieben. Die großen Gesellschaften, die draußen das Land zusammengekauft hatten, begannen nun selber zu bauen.“

„Du mußt aber nicht dabei die Schöneberger Millionenbauern vergessen, die sich damals für ein paar elende Morgen Haferland phantastische Preise haben zahlen lassen.“

„Sieh mal, Schwiegermutterchen — das ist wieder bezeichnend! Jene paar Bauern, die damals ihr Land solange festgehalten haben, bis es schon rings von der Ausdehnung der Großstadt umschlossen war und sie enorme Preise dafür fordern konnten — die sind in die Erinnerung unserer Berliner und auch in Deine eingegangen. Von den großen Grundstückseigenschaften, die den meisten Bauern rechtzeitig vorher für ein Butterbrot das Land abgeschwächt hatten, spricht niemand. Das ist doch auffällig.“

Aber ich wollte von meinem Großvater erzählen — wenn er also nun, wo immer mehr Land von großen Baugesellschaften zusammengekauft wurde, als Maurermeister Bauaufträge bekommen wollte, dann mußte er sie sich von einer dieser großen Baugesellschaften geben lassen. Ihm war das nicht angenehm — er hatte wie alle Handwerker der Zeit noch ein Stück Abneigung gegen die Juden, und fast in jeder dieser Gesellschaften sahen offen oder versteckt Juden. Im Namen einer solchen Gesellschaft trat das kaum je hervor. Sie nannten sich ganz harmlos: „Deutsche Baugesellschaft“, „Berliner Baugesellschaft“, „Gesellschaft Passage“ usw. Nun von einer dieser Gesellschaften übernahm mein Großvater den Auftrag, zwei große

Mietshäuser zu bauen. Hinter der Baugesellschaft stand — wie man damals sagte — das alte Berliner Bankhaus Hirschfeld und Co. Die Häuser wurden also erbaut, mein Großvater bekam auch die ersten beiden Raten Baugeld zu sehen, wenn sie auch kleiner waren, als abgemacht. Als das Haus nun schlüsselfertig war, hätte mein Großvater bezahlt werden müssen. Zwei Tage vor der schlüsselfertigen Übergabe aber bekam er die Nachricht, daß das Bankhaus Hirschfeld und Co. seine Hypothek auf dem Grundstück an Justizrat Samuelsohn abgetreten habe — und daß dieser die Zwangsversteigerung betrieb. Nun mußt Du wissen, daß bei der Zwangsversteigerung eines Grundstückes erst die rückständigen Steuern, dann die im Grundbuch eingetragenen Hypotheken befriedigt werden — alle anderen Schulden kommen erst hinterher.“

„Also auch die Bezahlung der Handwerker?“

„Ja, und so war es leider. Das Grundstück wurde versteigert, und der Hypothekengläubiger Justizrat Samuelsohn erwarb es. Mein Großvater hat vergebens versucht, das Grundstück selber zu kaufen, um sein Geld zu retten. Er konnte nicht soviel aufbringen, um Samuelsohn auszusahlen. So steckte die Arbeit von Monaten in dem Haus, die meinem Großvater überhaupt nicht bezahlt wurde — ja er behielt noch Schulden übrig. Sein ganzes kleines Vermögen ging drauf, um die Lieferanten, die ihn beliefert hatten, zu befriedigen. Nun verklagte er die Baugesellschaft — aber die Baugesellschaft machte einfach pleite. Von ihr war nichts zu holen, sie war eine GmbH., — „gehst du mit, bist du hin“ sagte man damals in Berlin. Mein Großvater hat damals wahrhaft verzweifelt versucht, den Verlust wieder einzubringen. Er war ein tüchtiger und fleißiger Mann — um einmal wieder größere Aufträge zu bekommen und die Schulden zu decken, ließ er sich verleiten, sich selber an einer solchen Baugesellschaft zu beteiligen. Da sah er die andere Seite der Sache. Eine solche Baugesellschaft gab Anteilscheine aus, Aktien — sie versprach dem Publikum 20 und 30% Verzinsung. In Wirklichkeit wurden in den ersten zwei Jahren mit dem Geld, das die

Käufer von Aktien zahlten, diese hohen Zinsen bezahlt. Inzwischen wurde gebaut — und am Ende kauften die Gründer einer solchen Gesellschaft durch ihre Verwandten und Strohleute in der Zwangsversteigerung die Häuser auf, die Handwerker verloren ihr Geld, die Aktien, auf die nun diese schwindelhaften Zinsen nicht mehr bezahlt wurden, waren auch nichts mehr wert und ihr Preis fiel ins Bodenlose. Als mein Großvater in diesen Betrieb hineingebrochen hatte, warf er den Leuten alles vor die Füße. Der frühere Rechtsanwalt Lewi, der hier zwei Häuser weiter wohnt, ist noch der Sohn vom alten Justizrat Lewi, der damals zu meinem Großvater gesagt hat: „Nehme Se, Herr Maurermeister nehmen Se, was Se haben, das haben Se! ! Haben Se erst das Geld, wird man nicht fragen, wie Se es haben bekommen.“ Da hat mein Großvater mit der Faust auf den Tisch geschlagen und hat den Juden angeschrien: „Herr, was glauben Sie von mir? Ich bin allezeit ein ehrbarer Handwerker gewesen — mit Eurer Gaunerei will ich nichts zu tun haben!“ Er ist aus der Baugesellschaft wieder ausgetreten. Der alte Lewi hat ihn damals nur achselzuckend angesehen und hat gesagt: „Se können bei uns verdienen gutes Geld, Se sind ne Attraktion für unsere Gesellschaft, damit die Leute doch wissen, daß wir'n Maurermeister unter uns haben. Und nu wollen Se nicht haben das Geld. Sagen Se, sind Se meschugge (verrückt) oder sind Se machulle (krank) oder sind Se beides?“

Mein Großvater hat getobt vor Wut und hat den Juden ins Gesicht gerufen: „Ich bin ein ehrlicher Mann, Herr Justizrat, ich bin kein Jude!“ Damit war dann die Verbindung zu der Baugesellschaft aufgelöst. Seit jener Zeit konnte mein Großvater machen, was er wollte, er stand auf der schwarzen Liste. Hier und da bekam er wohl noch einmal einen privaten Auftrag — aber er mußte Gesellen entlassen und seinen Betrieb einschränken. Dann plötzlich holte ihn eine neue Baugesellschaft heran. Darin waren allerlei Männer mit großem Namen, Kammerherren und Geheimräte. Hier, dachte mein Großvater, wird es doch ehrlich zugehen. Er sollte gleich einen

ganzen Häuserblock übernehmen. Es war der größte Auftrag seines Lebens und hätte ihn auf einmal aus allen Schwierigkeiten gebracht. Er war auch schon alt und konnte bald nicht mehr arbeiten. So übernahm er den Auftrag mit Freude. Und was soll ich es Dir lang und breit erzählen — es war daselbe Bild! Als der Häuserblock fertig war, ging die vornehme Gesellschaft auf einmal in Konkurs. Nun stellte sich heraus, daß der Kammerherr mit einer Jüdin verheiratet war, und der alte Lewi tauchte auf einmal auf und betrieb im Namen der Hypothekengläubiger die Zwangsversteigerung. Mein Großvater ist in den Tagen schneeweiß geworden. In den Wochen vor der Zwangsversteigerung ist er von Bank zu Bank gegangen; er wollte das Geld aufreiben, um den großen Häuserblock selber auszubieten — er bekam nichts. Ein ehrlicher Handwerksmeister war den Banken „nicht sicher“. — Und als nun der Häuserblock versteigert war und eine jüdische Grundstücks-Gesellschaft ihn erramscht hatte, da war mein Großvater zum Bettler geworden. Auf Armenrecht hat er dann gegen die Grundstücksdieber geklagt — aber er ist abgewiesen worden. Der Rechtsanwalt von der Gegenpartei, auch ein Jude, sagte ihm frech: „Was Sie so aufregt, Herr Maurermeister, sind Handelsusancen! Wenn Sie nicht mit Geld umgehen können, bleiben Sie aus den Geschäften heraus.“ In einer der großen Zeitungen von Berlin aber kam damals ein spaltenlanger Artikel mit der Überschrift: „Wutausbrüche eines rückständigen Zünftlers“, in dem mein Großvater zu all seinem Unglück noch verhöhnt und der ganze Tatsachenbestand noch verdreht wurde.“

„Und da hat Dein Großvater seinem Leben ein Ende gesetzt?“

„Ja, leider. Er hätte besser getan, den Kampf in der Öffentlichkeit für seinen ehrlichen Namen aufzunehmen — aber er war gebrochen, verbraucht und verzweifelte an Gott und den Menschen.“

Ein letzter Sonnenstrahl fällt in das stille Zimmer. Die alte Dame lehnt sich zurück. Dann beginnt Sie leise: „Wir haben natürlich alle vor der Gründerzeit gehört, aber, daß das damals so zugegangen ist, das habe ich auch nicht gewußt.“

„Im Jahre 1893 sind damals in Berlin buchstäblich von 830 Häusern, die gebaut wurden, 90% in der Weise zwangsversteigert worden, daß die Handwerker ihr Geld daran verloren. In all den Gründergesellschaften saßen Juden, Juden und noch einmal Juden.“

Die alte Dame nickt leise: „Ich habe eine alte Freundin, die immer gesagt hat, daß doch sicher die alten, seriösen jüdischen Vermögen ganz ehrlich erworben sind — nur bei den Ostjuden wäre es natürlich nachher anders.“

Der junge Offizier lacht auf: „O, wie kann man so ahnungslos sein — weißt Du zum Beispiel, womit die Familie Rathenau viel Geld verdient hat? Der Vater von Walther Rathenau, der „Fabrikbesitzer“ Emil Rathenau war an der überfaulen Gründung einer Brauerei in Schöneberg beteiligt. Die Aktien wurden erst über Wert verkauft — nachher konnte man sich das Zimmer damit tapetisieren. Nein, glaubt bloß nicht, daß zu irgendeiner Zeit der Jude sein Geld ehrlich erworben hat. Das kann er gar nicht. Er muß seinem Wesen nach gaunern wie die Katze mausen muß — womit ich den Katzen kein Unrecht tun will. Sieh einmal — es ist vielleicht gut, daß wir einmal über diese Dinge gesprochen haben. Wenn wir zurückgehen in unsere Familien — immer finden wir, wie schon unsere Vorfahren von Juden betrogen und um das Ihrige gebracht worden sind. Ich bedauere nur, daß mein Großvater damals so die Flinte ins Korn warf — er hätte in der Öffentlichkeit die Juden anprangern, die Gaunereien der Juden herausstellen müssen — aber verstehst Du nun, warum ich von Kindheit an ein so leidenschaftlicher Judenfeind bin?“

Die alte Frau nickt: „Wenn man so nachdenkt, was wir alle von den Juden gelitten haben, — dann begreife ich Euch junge Menschen heute. Und meiner Freundin will ich einmal den Kopf waschen, mit ihren „alten anständigen jüdischen Vermögen“. Sie nennt sie außerdem immer „seriös“ — schon mein verstorbener Mann hat manchmal gesagt, daß „seriös“ ein rechtes Schieberwort ist. Wer

sich als „seriös“ einführt, wolle meistens nur die Menschen hereinlegen — aber ich höre Luzie auf der Treppe. Wenn man so lange in einem Haus wohnt, kann man ja die Schritte unterscheiden.“

* * *

Judentum ist volkgewordenes Gaunertum. Die Juden haben zu allen Zeiten, angefangen von den Ervätern bis zur Gegenwart den Betrug an den arbeitenden Völkern als Waffe ihres Volkes zur Erringung der Weltherrschaft benutzt. In das Wirtschaftsleben haben die Juden jahrhundertlang jenen „seriösen“ Schiebergeist hineingebracht, den wir auch aus seinen letzten Schlupfwinkeln vertreiben müssen. Auch die Gründerzeit von 1872 war in Wirklichkeit eine Judenzeit. Die von den Juden geschädigten Menschen jener Tage aber haben zum großen Teil falsch gehandelt. In tiefer Scham darüber, daß sie wirtschaftlich ruiniert und von jüdischen Gaunerschulden bedrückt waren, haben viele das Leben fortgeworfen oder sich im Dunkeln eine Elendsexistenz verborgen. Richtig handelten nur diejenigen, die schon damals ungeschweht die jüdischen Gaunereien kennzeichneten. Der Kampf gegen den Juden ist der Kampf gegen das Urböse in der Welt. Wenn es darauf ankommt, wer überleben soll in diesem Kampfe, so wollen wir überleben und der Jude soll zugrunde gehen. Je weniger Juden es gibt, um so wohler ist der Welt und allen arbeitenden Völkern!

Die Erzählung stellt die Lage des deutschen Bauerntums dar, wie es vor dem Reichserbhofgesetz dem Wucher ausgeliefert war und heute durch das Reichserbhofgesetz geschützt ist.

Der alte Hof.

Genau vor fünf Jahren, einige Tage vor Weihnachten, nahm der Vater den kleinen Klaus an die Hand. Draußen wehten die Schneeflocken, wirbelten über die Dächer, setzten sich eine zu der anderen auf den Pumpenschwengel und tanzten über den Hof. Eine dicke weiße Schneelast lag auf dem Dach des langen einstöckigen Hauses, lastete auf dem Scheunendach und dem Dach des Stalles.

Klaus war jetzt acht Jahre, aber konnte sich nicht erinnern, seinen Vater je so ernst und traurig gesehen zu haben. Er fürchtete manchmal, daß der Vater ihm irgend etwas sagen wollte, etwas Schreckliches, vor dem er selber Angst hatte. Jetzt, wie der Vater ihn bei der Hand nahm, jetzt mußte es kommen . . . der Vater ging mit ihm hinaus aus dem Haus und in den Pferdestall. Der warme Geruch der Pferde schlug ihnen entgegen. Der Vater streichelte den Schimmel über den Kopf und sagte: „Denk dir, Klaus, wenn wir das alles verlassen müssen? . . .“ Der Vater stieß die Tür vom Kuhstall auf. Die Kühe standen an den Rausen, und man hörte nichts als das mahrende Kauen der Tiere. Der Vater sagte traurig: „Klaus, alles das wird uns eines Tages nicht mehr gehören.“

Der kleine Junge sah zu seinem Vater hoch: „Vater, du bist so traurig und ich möchte dir doch so gern, so Schrecklich gern helfen.“

Der große Bauer nahm die Mühe ab — und auf einmal war dem kleinen Klaus, als ob er seinen Vater zum erstenmal sähe. Wie weiß waren die Haare an den Schläfen, wie tief lagen die Falten in dem Gesicht. „Klaus“, sagte der Vater, „du bist doch ein

tapferer Junge. Wir werden dir nicht viel zu Weihnachten schenken können dies Jahr. Auf dem Hof liegt eine große und schwere Schuldenlast, größer und schwerer als du dir vorstellen kannst."

Klaus sah ihn mit großen Augen an.

"Wir können diese Schuld nicht bezahlen, jedenfalls jetzt nicht. Sie gehört einer großen Bank und an der Spitze dieser Bank stehen Juden. Weißt du, was Juden sind?"

Klaus sagte leise: "Wir haben in der Schule gelernt, daß die Juden Jesus gekreuzigt haben. . ."

Der Vater nickte: "Die Juden sind aller Menschen Feind und besonders aller Bauern Feind. Die Juden wollen all dies viele Geld auf einmal wieder haben und weil ich es nicht geben kann, werden sie uns den Hof wegnehmen.

"Und was wird dann aus uns Vater?"

"Wir behalten dann nichts. Wir haben dann alles verloren und sind genau so arm, wie die Bettler, die manchmal kommen und denen Mutter einen Teller Suppe gibt."

Der kleine Klaus schluckte, beinahe hätte er losgeweint, aber er schämte sich vor dem Vater. Schließlich sagte er: "Und kann uns denn niemand, niemand auf der ganzen Welt helfen?"

Der Vater legte ihm die Hand auf dem Kopf: "Ja, Klaus, da ist ein Mann im deutschen Land, der heißt Adolf Hitler. Wenn der in Deutschland herrscht, so wie früher der Kaiser geherrscht hat, dann haben die Juden nichts mehr zu sagen, und dann kann auch uns geholfen werden."

Es war ein trauriges und stilles Weihnachten auf dem alten Hof. Wenn der kleine Klaus abends heraussah zu dem Sternenhimmel, dann betete er aus dem Grund seines Herzens: "Lieber Gott, laß doch nur Adolf Hitler über Deutschland herrschen, damit die Juden unsern schönen Hof nicht bekommen." Und er wartete dann auf ein Zeichen. Aber nur der Wald rauschte schwarz und schwer, das Käuzchen rief in der Ferne, der Wind saßte in den alten Nußbaum

und ließ seine Zweige singen. Keine Antwort kam. Hörte der liebe Gott den kleinen Klaus nicht?

Es war die letzte Schulstunde vor den Weihnachtsferien zu Ende. Der kleine Klaus stampfte durch den dicken Schnee nach Hause. Zwei Mark hatte ihm sein Onkel geschickt — damit sollte er sich zu Weihnachten eine Freude machen. Vielleicht der Mutter und dem Vater eine Kleinigkeit kaufen? Aber was sollte er schon schenken, und würden sich auch der Vater und die Mutter noch an irgend etwas freuen können? Er dachte an das versorgte Gesicht des Vaters, an den Gram der Mutter — da radelte ein junger Mann vorüber, trug eine braune Kappe und einen braunen Mantel. Plötzlich bekam der kleine Klaus Mut und rief ganz laut: „Du, halt einmal an!“

Der SA.-Mann machte Halt. Klaus suchte und krabbelte in seiner Tasche herum, zog schließlich das Zweimarkstück heraus, zögerte einen Augenblick und drückte es dann blitzschnell dem SA.-Mann in die Hand „Du, schick das Adolf Hitler, damit er Geld genug hat, damit er Deutschland gewinnen kann.“ Und dann lief Klaus eiligst weg, damit ihm nicht der Entschluß leid werden sollte. Der SA.-Mann kam gar nicht dazu, auch nur Dankeschön zu sagen.

Als Klaus abends unter dem Tannenbaum saß, war ihm leicht und frei. Er hatte dem Vater erzählt, was er mit dem Zweimarkstück gemacht hatte, und der Vater hatte ihm nur über den Kopf gestreichelt und gesagt: „Hoffentlich hilft es!“

Aber Klaus fühlte sich glücklich. Es tat ihm gar nicht weh, daß so wenig Geschenke auf seinem Platz lagen. Er hatte gespürt, daß eine gute Sache nur dadurch siegt, wenn man dafür Opfer bringt.

Das alles ist nun schon mehrere Jahre her. Klaus ist ein strammer kräftiger Junge, hat sein HJ.-Sportabzeichen gemacht, kommt mit schweren Stiefeln vom Acker heimgeklopft und geht seinem Vater schon kräftig zur Hand.

Zu diesen Weihnachten aber hat er Abend für Abend mit dem Schnitzmesser heimlich für Vater und Mutter ein Modell des Hofes

geschmückt. Das Haus, der Stall und die Scheune, der alte Nußbaum, der Brunnen und selbst die Wagenremise — alles ist naturgetreu geworden. Am Tor aber steht: „Erbhof — Juden ist der Eintritt verboten!“

Der Baum brennt, Klaus sitzt in seiner HJ.-Uniform unter dem Lichterbaum — er sieht, wie der Vater vor Freude und Rührung gar nicht recht etwas sagen kann und mit seinen großen schweren Bauernhänden an dem Modell des Hofes herumfingert, und da nimmt der Vater die beiden Hände seines Jungen in die Hand und sagt: „Das alles danken wir unserm Führer — nun haben wir doch wieder unsere Heimat gerettet. Das ist das schönste deutsche Weihnachten.“

Und Klaus sagt: „Das ist gekommen, weil wir alle in Deutschland nicht verzweifelt und nur zum Himmel geschaut haben, sondern weil wir geopfert haben und weiter opfern und kämpfen wollen.“

Draußen weht wieder der Weihnachtswind, treiben die Schneeflocken, singt der alte Nußbaum in seinem knarrenden Holz sein Lied. Und der alte Hof steht so fest gegründet, wie für die Ewigkeit. Aber dem Hoftor aber steht die schöne, tief sinnige Odalstrune und an der Tür: „Juden ist der Eintritt verboten!“

Vom gleichen Verfasser erschienen
in meinem Verlag:

Rassen, Völker und Volkstümer.

Br. RM 7,50; geb. RM 9,—

„... In diesem Werk gibt uns Univ.-Prof. Dr. von Leers eine außerordentlich reichhaltige und auf besten Grundlagen beruhende Übersicht über die Verteilung und gegenwärtige Geltung der Rassen-, Völker- und Sprachgruppen der Erde, wobei er zugleich für jedes behandelte Land einen Abriss seines geschichtlichen Werdens bringt. Die neuesten Erkenntnisse der Rassenforschung sind hierbei ebenso verwertet wie die besten zur Verfügung stehenden statistischen Unterlagen, die mit ihren eindrucksvollen Zahlenwerten dem vielseitig und anregend gestalteten Text das bildhafte Rückgrat der Entwicklung der Völkerguppen geben. Wer dieses Buch aufmerksam in sich aufnimmt, erhält einen tiefen Einblick in die Grundkräfte, die das Völkerverleben der Erde gestalten. Außerordentlich wertvoll ist es hierbei, daß der Verfasser über jedes Volkstum oder jede Sprachgruppe eine Gesamtübersicht bringt, so daß die wirkliche Weltgeltung einer derartigen Lebensgemeinschaft aufs beste ersichtlich wird... Die unerhörte Bedeutung der Raumbeherrschung tritt uns in diesem Werke der Völkergeschichte auf jeder Seite entgegen... Das Buch kann als bestes und neuzeitliches völkertundliches Werk allen empfohlen werden, denen der Sinn unseres völkischen Freiheitskampfes aufgegangen ist.“

(Deutschlands Erneuerung)

Rassistische Geschichtsbetrachtung

Was muß der Lehrer davon wissen? RM 1,—

„Dieses Buch wendet sich an den Lehrer. Es ist eine Darrarbeitung der Rassisthesen des Nationalsozialismus zur praktischen Darrwertung. Es ist das grundlegende Material zur Schulung der Jugend. Gott sei Dank wurde es von Dr. von Leers geschrieben, ist also nicht professoral und langweilig, sondern lebendig und lebensnah. Wir haben damit so ziemlich alles in knappstem Rahmen zusammen, was zur Darrarbeit der heranwachsenden Generation bei geopolitischer Arbeit nottut.“

(Deutsche Wochenchau)

Verlag von Julius Beltz, Langensalza — Berlin — Leipzig

Geschichte in Erzählungen

Lesehefte für den erzählenden Geschichtsunterricht

In Gemeinschaft mit H. Bahlke, F. Köhnen, G. Lindenlaub, A. Sievers und H. Wildung herausgegeben von Friedrich Walburg.

Einzelband Nr. 27; geb. RM. —, 62. Doppelband Nr. 54; geb. RM. —, 90.

Heft 1: Die Wölflinge und die Fischfänger.	Heft 29: In neuen Welten.	Heft 56: Die Zeit der Befreiungskriege.
Heft 2: Dudo, der Fischer.	Heft 30: In der alten Reichshadt Nürnberg.	Heft 57: Der Freiherr vom Stein.
Heft 3: Im Waldort.	Heft 31: Der Vagabund.	Heft 58: Schwarzhorn.
Heft 4: Das Wandervogel.	Heft 32/33: Der Reformator.	Heft 60: Im Einzel und Freiheit.
Heft 5: Der tolle Hugenott.	Heft 34/35: Der Bauernkrieg.	Heft 61/62: Friedrich Litz und die neue Zeit.
Heft 6a: Die Rimbern und Tentonen.	Heft 36: Hans Scherffinger.	Heft 63: Segen und Fluch der Maschine.
Heft 6: Armin.	Heft 37: Mit Feuer und Schwert gegen die neue Lehre.	Heft 64/65: Die deutsche Revolution von 1848.
Heft 7: Im Grenzland.	Heft 38: Die Feldherren des Dreißigjährigen Krieges.	Heft 66: Abraham Lincoln.
Heft 8: Der Spielmann.	Heft 38a: Erikus Adolf.	Heft 67: Bismarcks Werdegang.
Heft 10: König und Kirche im Frankenreich.	Heft 39: Die Schwedensjahre d. Dreißigjährigen Krieges.	Heft 68: Die Einigung Italiens.
Heft 11: Karl der Große und die Sachsen.	Heft 41: Der Große Kurfürst.	Heft 69: Der Krieg Preußens.
Heft 12: Ungarn.	Heft 42: Ludwig XIV. und sein Kampf um den Rhein.	Heft 70: Der Krieg 1870/71.
Heft 13/14: Lantmar.	Heft 43: Der türkische Goldmacher.	Heft 71: Bismarcks Reichsgründung.
Heft 15/16: König Heinrich IV.	Heft 44: Friedrich Wilhelm I. in Preußen.	Heft 72: Richard Wagner.
Heft 1: Die Kreuzfahrer.	Heft 45/46: Friedrich d. Große. Bauernnot im 16. Jahrhundert.	Heft 73: Der Kulturkampf.
Heft 18: Auf einer schwäbischen Ritterburg.	Heft 48: Bauernnot im 16. Jahrhundert.	Heft 74: Bismarcks Bündnispolitik.
Heft 19/20: Aus den Tagen Kaiser Karls des Großen.	Heft 49: Wolfgang Amadeus Mozart.	Heft 76/77: Dr. Karl Peters, der Gründer von Deutsch-Ostafrika.
Heft 21: Der Freiheitskampf der Stedinger.	Heft 50: Aus Schillers Jugend.	Heft 78: Erwerbung der deutschen Kolonien.
Heft 22: Aus der Zeit des Bauernkriegs.	Heft 51: Der junge Goethe.	Heft 80/81: Der Ausbruch des Weltkrieges.
Heft 23/24: Aus der Blüthezeit der deutschen Sprache.	Heft 52: George Washington.	Heft 90/91: Versailles.
Heft 25: Der Kampf um die Marienburg.	Heft 53: Die Franz. Revolution.	1. Teil: Staffelführer.
Heft 26/27: Aus der Lebensgeschichte eines Stadtschulmeisters.	Heft 54: Napoleon, der Herr Europas.	2. Teil: Grenadierkorps.
Heft 28: Johann Gutenberg.	Heft 55: Unter der Franzosenherrschaft.	

Der „**Völkische Beobachter**“ schreibt:
 „In allen diesen Hefen ist die alte Lunte, in möglichst schlichter Form unter Beachtung auf jede wissenschaftliche Problemstellung, den einfachen Leser an das Bedeutsame heranzuführen, bewahrt worden. Diese kleinen Arbeiten sollten nicht auf gelegentliche Schullektüre beschränkt bleiben, sondern auch von Erwachsenen gelesen werden, weil sie geeignet sind, geschichtliches Wissen zu vermitteln und den nationalen Stolz zu stärken.“

Das „**Deutsche Bildungswesen**“ urteilt:
 „Es ist bestimmt ein sehr guter Gedanke, unserer Jugend und unserem Volke Geschichte in Form von Erzählungen zu lehren; denn was trodene Wissenschaft nicht vermag, das erreicht oft ein anscheinend zur Unterhaltung vorgelegtes Buch . . .“

„**Reichsjugendpressendienst**“:
 „Der Gedanke, den Geschichtsunterricht durch Erzählungen zu vertiefen, wird in der im Verlag Julius Beltz, Langensalza, herausgegebenen Reihe von Arbeits- und Leseheften für die deutsche Jugend glänzend verwirklicht. Anschaulich und vor allem Dingen leicht lesbar sind die einzelnen Hefte . . . Es kommt weniger auf Zahlen und Wertangaben aller historischen Ereignisse an, als vielmehr darauf, den Schülern von 10—14 Jahren ein lebendiges Bild der Vergangenheit zu geben. Neben der Reichhaltigkeit der Schriftsätze auf allen Gebieten des historischen Geschehens verdient der billige Preis der Hefte Beachtung.“



Verlag von Julius Beltz, Langensalza—Berlin—Leipzig

GIF

GIF 1

BUL 1 72

PLEASE RETURN TO
ALDERMAN LIBRARY

DUE

DUE

115/87

11-14-94

41-26
1/4/21

Vreke

NX 000 724 466



